

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1755

Aktenzeichen

ohne

Titel

Listen von Veröffentlichungen

Band

Laufzeit

1950 - 1962

Enthält

u.a. Inhaltsübersicht zu Gossners Missionsblatt; Auslegung der Schriften; Auflistung der Schriften und Werke Gossners, Auflistung der Publikationen zur Gossner Mission mit Angabe des Titels und des Autors

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH



Jes. 11, 6—9.

„Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben.

Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen; und Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen.

Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken.

Man wird nirgend lecken noch verderben auf meinem heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedekt.“

Das Missionsehepaar Didlaukies saß auf der Missionsstation Singhani beim Mittagmahl mit seinem Töchterlein Lina, das wohl drei Jahre alt sein mochte. Da die Kleine am liebsten auf der breiten schattigen Veranda lebte und spielte, so nahm sie auch jetzt ihren Napf mit Milchsuppe und dem Löffel und ging dorthin. Hinter den Topfgewächsen, die an der Seite der Veranda standen, setzte sie sich auf die Matte des Fußbodens nieder, stellte den Napf mit der Milch vor sich hin und begann zu löffeln. Nach einigen Augenblicken erhob sich aus dem Gebüsch der Topfpflanzen eine große Brillenschlange und kam auf den Napf zugeschlängelt. Da Brillenschlangen gerne Kuhmilch trinken, so wollte sie von der Milch im Napf der kleinen Lina etwas haben. In einem Ringe lag sie nun vor dem Kinde, erhob ihren Kopf und bewegte ihn immer auf und ab. Diese gleichmäßigen Auf- und Abbewegungen machten der Kleinen Spaß. Sie fing an zu lachen, nahm ihren Löffel und drückte ihn mit seiner Höhlung der Schlange auf den Kopf. Als die Schlange

auch unter dem hohlen Löffel mit dem Kopfe auf und ab tanzte, kam das dem Kinde so drollig vor, daß es nun ganz laut wie ausgelassen lachte. Darauf wurde die braune Aha, das Kindermädchen, aufmerksam. Sie trat aus der Tür heraus, um nachzusehen, was wohl klein Lina zu lachen habe. Eben klopfte das Kind der Schlange mit dem Löffel auf den hoehgehobenen Kopf, worauf die Schlange sich schnell duckte, während die Kleine zum neuen Schlage ansholte. Entsetzt starrte die Aha auf die giftige Schlange, mit der das völlig harmlose Kind so fröhlich spielte. Dann stürzte sie ins Haus und rief die Eltern herbei. Die waren kaum auf der Veranda sichtbar geworden, da verließ die Schlange das Kind und wandte sich gegen sie. Nur mit Mühe gelang es, sich vor ihr zu retten, bis der Missionar ihr mit einem langen Rohrstock das Rückgrat zerschlug und sie so tötete. Das Kind aber wurde über solche Behandlung ihres Spielgefährten sehr traurig und fing an zu weinen.

Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen:
Bring' uns, Herr, ins Paradies!

Missionar F. Kasten.

Abschied von unserm Kinde

Von Frau Missionar H. Diller geb. Schröder, früher in Rajgangpur, Ostindien.

Immer näher rückte die schmerzliche Trennung von unserem Töchterchen, das wir nun endlich von Indien zur Erziehung nach Deutschland senden mußten. Das ist ja das

schwerste Opfer, das Eltern in tropischen Ländern der Mission zu bringen haben, die Trennung von ihren jungen Kindern. Wie oft hatte man über diesen Abschiedstag gesprochen; wie hatte man sich beeilen müssen, noch alles zur Zeit fertig zu bekommen! Monate vorher handelten die Briefe nach Deutschland nur über das Eine: „Wo können wir unsere Kestje unterbringen?“ Als nun aber endlich eine freundliche Pfarrerfamilie sich anbot, das ihnen ganz unbekannte kleine Mädchen aufzunehmen, da kam die andere Sorge — wie werde ich die Trennung überstehen? Der Herr hatte bis dahin alles so herrlich geführt. Nun sollte mit einem Male das ungetrübte häusliche Glück zerstört werden! Wie manche Träne ist da in den letzten Tagen der Reisezurüstung auf die fleißige Nadel gefallen! Der Kleinen selbst hatten wir Deutschland immer nur so geschildert, als läge es ganz nahe, und die Trennung, als sei sie nur für einige Wochen. Wie herrlich würde sie es dort haben, und die „Tante“ erst, wie gut war diese! Alles, was man nur an Güte nennen konnte, wurde aufgejährt, man hörte an dem allerletzten Abend nicht eher auf, bis über das traurige Kindergesicht ein Freudenglanz kam und sie dann meinte: „Deutschland ist schön, Tante . . . ist sehr gut.“ —

Nun brach der Tag des Scheidens an mit seinem Weh. Als wollten uns die Gemeindeglieder darüber hinweghelfen, kamen sie, um der Kleinen noch einmal „Jisu sahay“ zu sagen. Eine alte Frau brachte als Abschiedsgeschenk drei Eier mit den Worten: „Ich habe immer schon gedacht, was könnte ich der Mana schenken, und nun hat der liebe Gott drei Tage vorher mein Huhn anfangen lassen zu legen!“ Eine andere gab ein schönes Legehuhn und sagte gleich zu der Kleinen: „Laß dir nur von deiner Mutter 4 Annas (32 Pfennig) dafür geben, das ist es wert!“ Wieder andere brachten indische Kleinigkeiten zum Andenken. So verstrichen die Stunden. Aber die Abreise mußte immer weiter hinausgeschoben werden, denn es regnete in Strömen, und die Träger erschienen nicht. Doch der Palki, ein auf allen Seiten geschlossener Tragkasten, in dem man ausgestreckt liegen kann und in dem unser Töchterchen reisen sollte, wurde auf die Veranda gebracht, und ich versuchte vergnügt zu sagen: „Das wird nun dein Bettchen für diese Nacht, und wenn du dann schön drin liegst und sie tragen dich fort, legt Mutter dir etwas sehr Schönes in deine Arme!“ Von diesem Augenblick an sehnte sie den Abschied herbei — Kinder sind Kinder! Aber erst abends um 8 Uhr konnten wir mit unserem Kinde die letzte Andacht halten. Wie sang sie selbst so kräftig das Lied „Jesu geh' voran“ mit. Wie viele Erinnerungen bringt einem dieses Lied! Ich hörte es zum ersten Male als 17jähriges Mädchen als Abschiedslied singen, als eine meiner Schwestern als glückliche Frau ihre Hochzeitsreise nach Indien antrat, weil ihr Mann entschlossen war, nicht als Pastor in Deutschland, sondern als Missionar in der Gohnerischen Mission zu arbeiten. Wie war mir da das Herz so schwer! Hätte mir damals jemand gesagt: Nach drei Jährchen wirst du selbst auf demselben Bahnhof stehen und auch nach Indien abreisen, ich hätte es niemals geglaubt, zumal ich doch in Holland erzogen wurde. Es kam aber so. Da hörte ich dasselbe Lied zu meinem eigenen Abschied singen. Vier Bräute und fünf junge Missionare sollten nach Indien abfahren. Die schönen Worte des Liedes ergriffen mich damals noch mehr als das erste Mal. Ich war glückliche Braut, aber ich reiste doch einem mir unbekanntem Manne zu. Gerade wie einst meine selige Mutter. — Heute Abend aber sang ich selbst das Lied meinem Kinde zum Abschied. „Soll's uns hart er-

geh'n, laß uns feste steh'n und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen.“ War das nicht die schwerste Last, sein junges Kind in die ungewisse Ferne fortzugeben? Das Mutterherz war untröstlich. Wie schlug es zum Zerspringen, wenn es hieß: „Jetzt ist wieder ein Träger gekommen . . . nun fehlt nur noch ein Mann.“ Wie wünschte das törichte Herz, dieser möchte niemals kommen! Da klang die gebietende Stimme meines Mannes: „Nun also los, man tut dem armen Kinde nur Unrecht, es muß zur Ruhe kommen, es ist 9 Uhr!“ Noch einmal nehme ich Huth an die Hand und führe sie zu den Betten der schlafenden Geschwister, zum letzten Male soll sie als „Kind“ fühlen, wie eine Mutter liebt. Alle guten Vorsätze werden vergessen, der Augenblick der Trennung ist für Mutter und Kind doch gewaltiger als man dachte . . . Dann holte ich das sehr schöne „Etwas“ — eine neue Puppe! Der galt nun das Kinderherz, und so wurde meinem Liebling der Abschied erleichtert. Noch einen allerletzten Kuß — und während der Donner aus der Ferne rollte, schloß ich die Palkitüren zu, und die Träger hoben den Kasten auf. „Gott mit dir, mein teures Kind!“ — ich konnte ihm keinen besseren Führer mitgeben auf seinen neuen Lebensweg. Und dennoch, noch niemals hatte mir ein Palki so einem Sarge gleichgesehen, wie in dem Augenblick, da sie mein Kind in ihm forttrugen. Ich mußte mir aber doch sagen: du hast viel zu danken, denn der Herr hat dir bis jetzt noch keins deiner Lieben durch den Tod genommen!

Nun sollte man zu Bett und schlafen! Wer es konnte! Wie lange dauerte diese Nacht! Ich mußte an meine armen Eltern denken. Wie gut hatte ich es dagegen! Ich mußte mein Kind auf dem Schiff bei meiner Schwester in guten Händen, wußte auch durch andere, daß es zu lieben Leuten ging, und die Fahrt sollte nur 17 Tage dauern. Meine arme Mutter hat ihre zwei ältesten Söhne einem fremden Kapitän übergeben müssen für eine Fahrt, die vielleicht 17 Wochen dauern würde! Und nur zweimal jährlich kam ein Dampfer nach der Insel; die Eltern haben wohl geschrieben, aber keine Antwort erhalten, und nun gaben sie dem Kapitän den Rat, den Jungen je ein Schild auf die Brust zu stecken, wenn das Schiff in Amsterdam vor Anker ginge, damit die Pflagemutter sie bald finden würde, falls sie selbst käme, oder sonst andere sich aus Mitleid der Kinder annehmen könnten.

Mein Mann brachte unser Töchterchen bis nach der Bahnstation Chatradharpur, wo eine liebe heimkehrende Missionarsfamilie — meine Schwester — es in Empfang nehmen und auf der Reise nach Deutschland umforgen wollte.

Indische Könige.

Von Missionar W. Diller.

Wie sieht ein indischer König aus? Bei feierlichen Gelegenheiten großartig! Sein Anzug ist aus dunkelblauem Samt, der Rock besonders reich verziert mit Goldborden und Schnüren. Auf dem Haupte hat er entweder einen ebenfalls mit Goldschnüren durchwirkten gelbseidenen Turban oder gar eine schwere mit Edelfeinen besetzte goldene Krone.

In Chaibasa hatte ich Gelegenheit, bei einer Regierungsfeierlichkeit wohl ein Duzend solch prächtig gepuzter Könige mit Kronen auf ihren Köpfen zu bewundern. Sie waren unter einem Baldachin versammelt und vertrieben sich die Zeit mit Pantfauen. Es wurden immer wieder kleine, zu Dütten gedrehte Blätterpfeifen herumgereicht, in welchen geschabte Betelnuß und Kalk war. An dem Blätterdütchen wird so lange gekaut, bis sich die Zähne daran ganz rot

färben, was die Indier schön finden. Sie meinen auch, die Zähne werden dadurch gesund erhalten. Von solchen Genüssen wurde auch den Europäern angeboten, die das Zeug aber lieber heimlich in die Tasche als in den Mund schoben. Die Herren Könige waren an dem Tage gar nicht in guter Stimmung. Man hatte sie nach einer Rangordnung gesetzt, womit keiner zufrieden war. Jeder fühlte sich benachteiligt. Solche Versammlungen geben oft Anlaß zu viel Streitigkeiten.

Nun begann die Feierlichkeit. Ein englischer Beamter erschien im feinen schwarzen Frack mit einer Papierrolle in der Hand. Alles erhob sich. Die Verkündigung der Regierung wurde vorgelesen, und alles brach in ein dreimaliges „Hip Hip Hurra!“ aus. Der Photograph war auch gleich zur Stelle und knipste die feierliche Versammlung. Damit war's aus.

In Indien gibt es sehr verschiedene Könige, mächtige Herrscher, deren Land größer ist als Deutschland, dann aber auch solche, die kaum 100 Dörfer zu ihr Eigen nennen.

Auf einer Erholungsreise hatte ich das Glück, während meiner Abwesenheit in Darbhanga eine Einladung zu einer Gartenpartie beim König von Darbhanga zu bekommen. Das Fest sollte nachmittags 3 Uhr beginnen. Viele europäische Gäste hatten sich gleich uns eingefunden. Auf einer Wiese vor dem Schlosse war ein riesiges Zelt aufgestellt, darunter saßen wir an reichbesetzten Tischen. Die Genüsse bestanden aus Rosinen, Wallnußkernen, Kardamom, Kuchen und Zigarren für die Herren, und für die Damen standen außerdem silberne Gefäße mit Rosenöl und anderen Wohlgerüchen und Süßigkeiten bereit. Wir warteten nun auf den König, der mit seinem Gaste, einem englischen Kultusminister, erscheinen sollte. Unterdeß konnten wir den Reichtum und feinen Geschmack dieses Königs bewundern. Vor uns lag ein prächtiges, in Ziegelsteinen gebautes, rotes Schloß. An den vier Ecken hatte es vier Thürmchen. Um das Schloß herum erstreckte sich ein herrlicher Park mit tropischen Gewächsen, der unter der Pflege eines deutschen Gärtners stand. Vor dem Schlosse breitete sich ein Teich mit prächtigen Lotosblumen aus.

Als wir noch dieses Paradies bewunderten, hörten wir aus der Ferne die Rufe des Volkes: „Maharadja ki jai!“ (Heil dem Könige!) Der König war also auf dem Wege.

Gespannt sahen wir alle nach dem Schlosse hin. Da kamen um die Ecke langsam zwei riesige Elefanten, ganz rot bemalt. Auf ihren Rücken je ein Treiber. Schwere Samtdecken mit Goldverzierung hingen den Tieren über Rücken und Kopf. Sie zogen einen phantastischen großen Wagen, dessen zwei Räder wohl ein Stochwerk hoch waren. Er war ebenfalls rot angestrichen. In schwindelnder Höhe war ein Sitz angebracht, auf dem der König, sein Sohn und der Gast saßen. Langsam troch das Gefährt daher. Eine lange Leiter wurde angelegt. Der Gast stieg herab und photographierte erst mal die riesige Galakutsche mit dem König darauf. Dann stieg auch der König mit seinem Sohn herab. Sie traten auf uns zu, uns zu begrüßen. Der König war von zwerghaft kleiner und zarter Gestalt. Unruhig gingen seine Neuglein hin und her. Mit seiner Würde streckte er jedem von uns die Hand zum Gruße hin ohne etwas zu sagen, nur bei den Damen hielt er sich etwas länger auf. Nach der Begrüßung



Indischer König und Kronprinz mit Verwalter und Missionar.

wandte er sich auch schon wieder zum Gehen und sagte, es würde ihm eine Freude und Ehre sein, wenn wir uns auch sein Schloß ansehen wollten. Es wurde nun Tee herumgereicht, dann ging's ins Schloß. Da waren eine Menge Reichtümer zu sehen. Zuerst der Spiegel- und Glasaal. Decken und Wände waren mit buntem Spiegelglas ausgelegt. Die Tische bestanden aus Glasplatten. Riesige Kronleuchter hingen von der Decke herab, es waren Meisterwerke der Prismaschleiferei. Auf diesen Saal folgte der Elfenbeinsaal voller Möbel in kunstvollen Schnitzereien. An Elfenbein hat dieser König keinen Mangel, denn er soll 300 Elefanten besitzen. Dann gab es noch goldene und silberne Zimmer, an deren Zierlichkeiten die indischen Goldschmiede ihre Kunst bewiesen hatten. In einem Vorsaal stand ein Käfig, worin ein weißer langschwänziger Affe, ein Hanuman, lebte. Er war aber im

Gegenjaz zu seinen Verwandten recht bössartig. Und dieses Tier wurde göttlich verehrt! Am Abend wurde noch ein echt „bengalisches“ Feuerwerk abgebrannt, woran sich auch das Volk beteiligte.

Nicht alle Könige besitzen solchen Reichtum. Es gibt auch andere, die leben in elenden Hütten, die sie trotzdem „Schloß“ nennen. Von solch einem König möchte ich erzählen. Wir waren noch nicht lange auf der Station Tamar eingezogen, als uns eines Tages gemeldet wurde, der König von Lamar sei draußen und wolle uns seine Aufwartung machen. Er war hoch zu Ross gekommen. Sein Aeußeres sah wenig königlich aus. Seine Kleidung war geradezu düstzig. Im Gesicht war er verunstaltet, er hatte die Nase verloren; dazu hatte er einen sog. Wolfsrachen, sodaß man ihn nur schwer verstand. Ich lud ihn in unsere Wohnstube ein, wo meine Frau und eine Nichte fleißig nähten. Das machte ihn sehr verlegen. Den Stuhl, den ich ihm hinstellte, drehte er sofort nach der Tür zu und setzte sich so, daß er die Tür ansah. Wir waren überrascht und konnten uns eines Lächelns nicht erwehren. Als ich merkte, wie unangenehm ihm in Dantengesellschaft war, bat ich ihn, in die Studierstube zu kommen. Dort atmete er auf. Er sah mein Harmonium neben und erzählte, er habe auch eins, was aber nicht mehr in Ordnung sei. Dann sagte er mit einem Male: „Gib mir Zigarren!“ Natürlich bot ich ihm an, sich eine aus der Doje zu nehmen. Wie war ich aber überrascht, als er mit vollen Händen hineingriff und sich seine Taschen füllte. Dann sagte er: „Gib mir Mitai!“ Das sind vom indischen Zuckerbäcker gemachte Zuckerkugeln. Auch davon besorgte ich ihm einen ganzen Teller voll, den er bis auf die letzten Kugeln leerte. Nun hatte er, was er wollte. Er stand auf, ging hinaus und fütterte sein Pferd mit dem Mitai. Dem Pferdeknechte gab er Befehl, daß er die in der Veranda stehenden Schuhe anziehe, er selbst steckte sich eine von den Zigarren an, und stolz wie ein Spanier ritt er von dannen. Ich erfuhr später, der König hätte alle Zigarren mitnehmen können, denn es ist indische Sitte, daß dem Gast alles gehört, was man ihm vorsetzt. Als Gegengeschenk hat er mir später fünf große Bäume geschenkt, die ich notwendig zu einem Brunnenbau brauchte. — Seine vielen Pferde, Ochsen und Kühe, Büffel und drei Elephanten ließ er frei herumlaufen zum großen Schaden der Bauern. Einer seiner Elephanten jagte mir in einer Nacht einen gewaltigen Schreck ein. Vor dem Hause bellten die Hunde heftig, und ich ging mit der Lampe hinaus, um nachzusehen, was los sei. Ich leuchtete in die Dunkelheit hinein. Da gewahrte ich einen großen Berg vor mir und ahnte nicht, was das war. Plötzlich ertönte ein lautes Trompeten, und Herr und Hunde suchten das Weite! Es war also ein Elefant, der vor der Tür stand! Am andern Morgen lag das riesige Tier in einer Größe 3 Missionsgrundstückes unter einem Baum verendet da. Er war vor Hunger gestorben, wie auch später noch die beiden andern.

Auf meinen Reisen kam ich auch einmal nach einer Residenz, wo die Witwe eines Königs mit ihren Kindern wohnte. In der Nähe ließ ich das Zelt aufrichten. Bald wurde mir die Botschaft gebracht, die Königin möchte mich sprechen. Bisher hatte ich noch nie die Ehre gehabt, mit einer indischen Königin zu reden, und war begierig, wie wohl eine

indische Königin aussähe. Man führte mich zu einem Hause, das ein großes Bogentor hatte. Vor dieses Tor wurde ein Stuhl gestellt und zum Sitzen eingeladen. Hier sollte ich warten, bis die Königin mit mir sprechen würde. Nach einer Weile hörte ich plötzlich jemand mich anreden. Ich sah mich nach allen Seiten um und gewahrte über mir im Tore ein kleines Fenster, das geöffnet war. Die Königin war also da und sprach mit mir. Sie wußte von viel Not und Leid zu erzählen und fragte, ob ihr nicht ein guter Rat gegeben werden könne. Nach der Unterredung verabschiedete ich mich, mußte aber schon glauben, daß ich mit einer indischen Königin gesprochen hatte — von Angesicht hatte ich sie nicht zu sehen bekommen.

Zuletzt noch von einem Könige, vor dem man hohe Achtung haben mußte; es war der König von Morhajang. In einer besonderen Sache hatte ich in seiner Residenzstadt Baripada zu tun. Nach einer langen beschwerlichen Reise kamen wir endlich an die Grenze seines Reiches, die dort gerade ein breiter Fluß bildete. Eine schöne breite wohlgepflegte Straße führte nach der Stadt. Alle acht Kilometer war ein Kasthaus gebaut, in erster Linie für den König, wenn er auf Reisen war. Sonst durften auch Europäer darin rasten. Die Missionare hatten den Vorzug, daß sie ohne Entgelt, solange es ihnen gefiel, darin sich aufhalten durften. Man merkte daraus, der König war den Missionaren wohlgeinnt. In der Stadt fanden wir auch ein solches Kasthaus vor und stellten dort unsere Sachen ein. Ein Gang durch die Stadt belehrte uns, wie der König in seiner Weise das Christentum dem Volke nahe brachte. In einem Brückenpfeiler waren in goldenen Buchstaben die Worte Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt usw.“ eingegraben. An dem Eingang zu einem kleinen Ausfäzigenasthl leuchteten die Worte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Er hatte dieses Liebeswort zum Andenken an seine verstorbene Frau gegründet und es einer Missionarin der australischen Baptisten übertragen. So wurde der Wunsch rege, diesen König zu besuchen. Bald stand ich vor dem Palast des Königs und fragte nach dem europäischen Verwalter. Dort passierte mir noch eine unangenehme Geschichte. Die Herrschaften waren gerade beim Essen. Ein Diener führte mich in ein Zimmer, in dem die zierlichsten Möbel, Sofa und Stühle mit blauem seidenem Damast standen. Er bat mich, auf solch einem Stuhl Platz zu nehmen, aber hinsetzen und mit dem Stuhl zusammentrachen war eins. Die schwachen, wohl schon morschen Beine konnten meine Last nicht tragen. Als der Verwalter kam, drückte ich ihm mein Bedauern wegen des verunglückten Stuhles aus. Er sagte, es mache nichts aus und erkundigte sich nun seinerseits, ob ich mir vielleicht wehe getan hätte. Damit war diese unangenehme Sache erledigt. Der Verwalter und seine Frau waren fromme Leute. Er erzählte, der König sei jetzt in tiefer Trauer wegen des Todes seiner Frau und für niemanden zu sprechen. Er wäre auch ein heimlicher Christ. So hätte er mit ihm und noch einem Dritten schon die Bibel dreimal von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Er wünsche sehr, daß das Christentum mehr in seinem Lande bekannt würde. Leider hörte ich später, daß dieser treffliche Mann auf einer Jagd erschossen worden ist. Vielleicht geschah das auf Betreiben der Brahmanen, die für ihren Einfluß auf das Volk fürchten mußten.



10. Jahrgang

Juli — September 1920

Nr. 7—9

Ein Missions-Jubiläum.

Jubiläum bedeutet Jubelfest. Wenn Eheleute ihre silberne oder goldene Hochzeit feiern oder Beamte auf gleiche Zeiten gesegneter Arbeit zurückblicken können, begehen sie ein Jubelfest, denn ihre Herzen sind voll Jubel und Dank über Gottes langjährige Wohltaten. So feiern auch Gemeinschaften Jubiläen. Während des Krieges erlebten wir das 500 jährige Jubiläum der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen-Deutschland und erinnerten uns mit freudigem Dank daran, zu welcher Macht und welchem Ansehen unser deutsches Volk unter diesem Herrscherhause emporgestiegen war. Auch das 400 jährige Jubiläum der Reformation beweete unsere Gemüter. Leider konnten wir 1917 wegen des Krieges das Gedächtnis des Tages nicht feiern, da vor vier Jahrhunderten Dr. Martin Luther seine 95 Sätze an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug. Aber wir hoffen, daß im nächsten Jahre 1921 die Erinnerung an sein glaubensstarkes Auftreten auf dem Reichstage zu Worms die ganze evangelische Christenheit zu einer jubelnden Festgemeinde verbinden wird, Gott Lob und Preis zu sagen für die weltweiten Segnungen der Reformation.

So feiert auch unsere Gossnersche Mission in diesem Jahre ein Jubiläum, ein Jubelfest. Vielleicht merkt ihr in Deutschland nicht viel davon. Aber draußen auf dem Gossnerschen Missionsfelde in Chota Nagpur in Ostindien wird es einen großen Tag geben! Wer feiert denn da? Es ist unter den Kols unsere christliche Gemeinde, aus den Heiden gewonnene 100 000 Seelen! Die haben sich zu einer selbstständigen Volkskirche zusammengeschlossen, und nun wollen sie vom 20. bis 22. November festlich zusammenkommen und Gott dafür danken, daß vor 75 Jahren durch Vater Gossners Missionare das Christentum ihnen gebracht worden ist!

Macht euch einmal klar, liebe Kinder, was das heißt, aus dem finstern Heidentum heraus eine christliche Gemeinde, ja eine selbständige Volkskirche zu schaffen! Als vor 75 Jahren die ersten Gossnerschen Missionare nach Chota Nagpur in Bengalen (Ostindien) kamen, was fanden sie da vor? Ein Volk, verachtet von seinen Nachbarn und Beherrschern — „Kols“ wurden sie genannt, das hieß soviel wie „Schweine“! Sie waren ja ganz früher freie Bauern und Landbesitzer gewesen, aber die mächtigen Hindu hatten sie unterjocht und ihnen das Land weggenommen und sie zu Pächtern herabgedrückt, die nun Jahr für Jahr schwere Pacht bezahlen mußten! Und darüber bekamen sie von den schlauen Hindu nicht einmal eine Quittung — sie konnten ja weder lesen noch schreiben! — und wenn nun die Unterdrücker den Pachtzins zweimal, ja dreimal im Jahre eintrieben — was wollten sie dagegen tun? Sie konnten ja im Gericht keine Quittung, keine Zahlungsbescheinigung vorzeigen! So mußten sie zahlen und immer wieder zahlen, die Tyrannen nahmen ihnen oft auch die Ernte weg, und die Kols wurden ärmer und ärmer! Dazu mußten sie für ihre Unterjocher Knechtsdienste tun, ihre Zeit, ihr Vieh und ihren Pflug für sie hergeben — und ihr eigenes Hauswesen ging dabei zu Grunde. Kein Mensch kümmerte sich darum, ob sie was lernten. So blieben sie dumm und hilflos. Aber sie empfanden ihre Niedrigkeit bitter.

Um so mehr wunderten und freuten sie sich, als die Gossnerschen Missionare zu ihnen kamen. „Wir sind ja wie Tiere,“ riefen sie aus, „und Ihr laßt Euch so freundlich zu uns herab, was habt Ihr mit uns vor?“

Die Missionare taten nichts weiter als ihre Pflicht. Sie waren ja vom Herrn Jesus gesandt, sich der Schwachen und Unterdrückten anzunehmen. Und sie taten es auf allerlei Weise. Sie bauten den Kols Schulen und lehrten sie lesen

und schreiben. Und siehe da — nun mußten die Hindu ordentliche Quittungen für gezahlte Pacht ausstellen und durften sie nicht zum zweiten und drittenmale verlangen wie früher. Wie atmeten da die armen geplagten Kols auf! So wurden sie allmählich durch die Hilfe der christlichen Missionare von allen Ungerechtigkeiten ihrer Feiniger befreit.

Vor allem aber lag die Seele der armen Kols in einem schweren heidnischen Bann — das war die unablässige Furcht vor den bösen Geistern! Auf Schritt und Tritt fühlten sie sich verfolgt von unheimlichen Mächten. Wo Schutt und Scherben lagerten im Feld, am düstern Uferhang, im Hain, im Walde, ja selbst in den Ställen und Wohnhäusern lauerten die finsternen Geister auf die Menschen, um ihnen Schaden zuzufügen! Wenn Vieh starb oder Menschen erkrankten oder

wie die Fesseln der Furcht unter der Predigt des Evangeliums von ihnen fielen und Gottes Vaterliebe durch Jesus Christus sie emporhob und in das himmlische Reich versetzte, da Friede und Freude lacht. Wie arm waren sie gewesen, wie reich wußten sie sich jetzt! Sie bekannnten und sangen es mit innigem Dank:

Ich lag in schweren Banden,
Du kommst und machst mich los,
Ich stand in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß
Und hebst mich hoch zu Ehren
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie irdscher Reichtum tut.

So hatten sie's im Anfang und immer wieder aufs neue erlebt, Geschlecht auf Geschlecht, und hatten sich mit Freuden um ihren Erlöser Jesus Christus geschart.

Und nun nach 75 Jahren? Da ist die christliche Gemeinde auf 100 000 Seelen angewachsen! In allen Dörfern des weiten Missionsgebietes bestehen Missionsschulen, auf der Hauptstation zu Rantschi sogar eine „Hochschule“, deren Schüler auf die Universitäten ziehen dürfen, um zu studieren! Sie haben ein Prediger- und ein Lehrerseminar, haben also ihre eigenen braunen Lehrer und ihre eigenen braunen Pastoren. Ihre Kirchen und Kapellen bauen sie selbst. Um nicht wieder den Unterdrückern, den Wucherern in die Hände zu fallen, haben sie sich eigene Darlehnskassen angelegt, wie ihr sie auch in deutschen Dörfern findet. Um das seligmachende Evangelium unter ihren heidnischen Volksgenossen auszubreiten, haben sie einen eigenen Missionsverein und sind jetzt dabei, sogar eine neue Missionsstation anzulegen! So sieht



Ältestes Missionshaus der Station Rantschi mit Gedenkstein vom 50jährigen Jubiläum der Kolsmission 1895.

sonst ein Unglück geschah, in allem erkannte man das Werk der gefürchteten Geister! Um sie zu besänftigen und freundlich zu stimmen, opferten die Kols durch ihre Teufelspriester unablässig Hühner und Ziegen. Ja, sie wiesen ihnen ein warmes Wohnplätzchen in einem Strohbündel zu, hingen das im Hause unter dem Dache auf, und opferten täglich darunter Milch und Reis. Jahraus jahrein in Angst vor den bösen Geistern zu schweben, das war ein schreckliches Leben!

Da brachten ihnen die Missionare eine neue Botschaft, erzählten ihnen von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden! Wie horchten die Kols auf solche Predigt! Also war Jesus Christus stärker als alle bösen Geister? Und er hatte sich zu uns Menschen herabgeneigt, auch zu den gequälten armen Kols, um sie zu erlösen von ihrer Seelenfurcht und sie zu fröhlichen, freien Kindern Gottes zu machen! Solcher Freudenbotschaft öffneten sich ihre Herzen in heiliger Wonne. Sie fühlten,

es heute da drüben aus, obgleich alle deutschen Missionare fort sind, wie ihr ja wißt. Die christlichen Kols sind eine selbständige große Gemeinde, eine „Volkskirche“ geworden, wie man das nennt. Die Leitung und Verwaltung der ganzen Gemeinde liegt in den Händen der christlichen Kols selbst, 11 Männer bilden den „Kirchenrat“, der alles bestimmt.

Daß Gott alles so herrlich hat werden lassen und trotz der englischen Vertreibung unserer Missionare die braune „Volkskirche“ unter den Kols vollendet hat, sodaß sie sich nun allein regieren kann — darüber freut sich die ganze evangelische Christenheit. Vor allem unsere lieben Kols selber. Dankbaren Herzens wollen sie am 20. bis 22. November ein Jubiläum, also ein Jubelfest feiern, daß vor 75 Jahren die ersten christlichen Missionare von Vater Gohner aus Berlin zu ihnen kamen und das Evangelium die armen verschüchterten Kols zu freien, fröhlichen und glaubensstarken Kindern Gottes gemacht hat!

Wir können uns ja wohl denken, wie sie ihr Jubiläum feiern werden. In der schönen großen Christuskirche in Ranschi wird ein Festgottesdienst gehalten werden. Dann werden sie sich am Jubiläumstein vor dem alten Missionarshause versammeln und all' der deutschen Missionare gedenken, die ihnen Gottes Wort so treu verkündet haben. Und am Abend noch werden die Gruppen der Festgäste in der lauen Luft unter den Bäumen sitzen und ihre schönen Lieder singen bis in die Nacht hinein. Ja, das ganze Fest wird ein gewaltiges Danklied werden zur Ehre Gottes und unseres Heilands Jesus Christus!

Im Herzen werden auch wir mitfeiern und danken und wollen uns doppelt freuen, wenn wir darnach die Festberichte aus Indien erhalten. Dann werde ich euch erzählen, wie das Jubiläum war. Eins aber wissen wir schon heute sicher. Die lieben Kolschriften werden ihre Freude und ihren Dank durch ein Festopfer zum Ausdruck bringen. Sie sind zwar arm, haben aber schon den ganzen Sommer in ihren Familien gespart und gesammelt. So sind hübsche Süssmüchken zusammengekommen, die werden sie am Jubiläumstage im Dankgottesdienst auf den Altar legen! Ist das nicht schön? Aber dann wollen wir's doch ebenso machen und ihnen im Sammeln beistehen und ihnen helfen, die Nöte und Lasten der gegenwärtigen Zeit zu tragen! Darum sammelt fleißig, liebe Kinder und sendet eure Gaben bald ein und schreibt auf den Abschnitt der Zahlkarte: „Zum Jubiläum der Kols-Mission“.

Herzlich grüßt euer Missionsinspektor

H. Roterberg.

Mangra.

Von Missionär K. Kasten.

Es war gegen Ende des Jahres 1896, da erschien vor dem Hause eines Zieglers im Dorfe Soë im Missionsbezirk von Talarma der Missionar Sidnäs und fing an den Heiden Gottes Wort zu sagen. Er benützte dazu biblische Bilder, die er den Heiden eins nach dem andern erklärte. Der Ziegler saß an seinem Rade, das er mit großer Kraft in Schwung hielt und machte Röhren zu Dachziegeln. Von seinen beiden Söhnen vermengte der eine den Ton mit Wasser, das seine Schwestern auf dem Kopfe herbeigetragen hatten, während der andere den Ton zu seinem Vater hintrug und die schon etwas eingetrockneten Röhren mit einem Messer der Länge nach auseinanderschnitt. Nur die Mutter der Familie und ein etwa 13jähriger Junge hielten sich im Hause hinter der Thür auf.

„Bei mir fangen Sie nur lieber erst gar nicht an, Herr,“ sagte der Ziegler zu dem Missionar, „denn ich bin ein Hindu und werde ja doch kein Christ.“ Aber so leicht ließ sich der Missionar nicht abweisen. „Das Ansehen kostet ja nichts, und Sie sind ja auch nicht allein hier,“ sagte er. Auch durch allerlei Zwischenreden des Zieglers ließ sich der Missionar in seiner Predigt nicht verblüffen. Nur recht traurig wurde er durch die Herzenshärtigkeit des Heiden. Noch erzählte er mit Seufzen die Geschichte von dem reichen Mann und dem armen Lazarus und schilderte dabei in recht anschaulicher Weise die schrecklichen Qualen der Hölle. Als er aber sah, daß seine Hörer auch dabei gleichgültig blieben, rollte er endlich seine Bilder zusammen und ging betrübt von dannen.

Die Heiden hatten sich gegen seine Predigt verhärtet, aber vergeblich war sie nicht gewesen. Der 13jährige Sohn des Zieglers, der aus Furcht vor dem Europäer hinter der Thür gesessen hatte, war ganz bei der Sache gewesen. Ihm war von der ganzen Predigt nichts entgangen. Als er nun nachts neben seinem Vater auf dem Lager lag, da sah er sich im Traume mit einemmal in der Hölle! In einem entsetzlichen Feuer brannte er lichterloh, und von allen Seiten drangen speerbewaffnete Teufel hohnlachend auf ihn ein, daß der arme Junge in eine furchtbare Angst geriet. „Vater, Vater!“ schrie er voller Entsetzen und umflammerte seinen Vater, daß der vor Schreck erwachte und gar nicht wußte, wie er den Jungen beruhigen sollte, bis er ärgerlich wurde und wegen der Störung zu schelten anfing. Stille wurde der Junge nun, daß die Familie bald wieder einschlief. Aber er selbst konnte in der Nacht nicht mehr schlafen. Am andern Tage noch erzählte er mit Grausen seine Erlebnisse in der Hölle und beschwor seine Eltern und Geschwister, zu ihrer Rettung Christen zu werden.

Wie er mir nachher selbst erzählte, lebte Mangra (so hieß der Zieglerjunge) von der Zeit an in steter unheimlicher Angst vor der Hölle. Seine Gedanken suchten unablässig nach Rettung vor der Hölle und ihren Qualen. Daß der christliche Glaube der einzige Weg zu solcher Rettung sei, das hatte er aus der Predigt des Missionars sehr wohl behalten, aber seine anhaltende Bitte, daß seine Angehörigen doch alle Christen werden möchten, rief harten Widerstand hervor.

Von den Einwohnern des Dorfes Soë wurden die meisten zu der Zeit Christen. Jeden Abend kam der Katechist aus dem nahen Dorfe Konsode, um sie auf der großen Veranda eines Bauernhofes im Worte Gottes und im Katechismus zu unterrichten. Sobald Mangra das merkte, ging er auch hin. Stundenlang konnte er da abends nach getaner Arbeit sitzen und mitlernen, und genug wurde es ihm nie. Als ein Wasser des Lebens sog seine durstende Seele das Wort Gottes ein, und den Tag über sehnte er sich schon immer nach dem kommenden Abend. Anfangs hatte sein Vater nichts dagegen gehabt. Als er aber sah, daß der Sohn unter dem Einfluß des Wortes Gottes ein anderer wurde, daß er sich von allem Heidentum gänzlich abwandte und sogar hat, am Sonntage nicht arbeiten zu dürfen, da war es ihm doch nicht recht. Der ältere Bruder und die anderen Geschwister spotteten und der Vater schalt, aber Mangra nahm den Kampf des Glaubens auf.

Die indischen Christen arbeiten am Sonntag nicht, aber Mangra gehorchte seinem Vater und arbeitete von Sonnenaufgang an in der kleinen elterlichen Wirtschaft mit allem Fleiß. Doch sobald gegen 10 Uhr vormittags der Schall der Glocke des Katechisten von Konsode zum erstenmal nach Soë herüberdrönte, verließ er seine Arbeit und ging zur Kirche nach Konsode. Die Gemeinschaft der Christen konnte er nicht mehr entbehren.

Einen Sonntag war ihm das so hingegangen und die Seinen hatten nur etwas gespottet. Als er aber am zweiten Sonntag abends heimkam, da sagte sein Vater: „Du, das tue nicht wieder, wenn du das am nächsten Sonntag wieder so machst, bekommst du nichts zu essen.“ An Spott fehlte es darauf die ganze Woche nicht. Am nächsten Sonntag schickte ihn sein Vater aufs Feld, die Ochsen zu hüten. Das tat er auch willig. Aber sowie er den Schall der Glocke hörte, trieb er die Ochsen nach Hause und ging zur Kirche.

Sehr ärgerlich war sein Vater, als Mangra abends nach Hause kam, und mit entsetzlichem Schelten und Fluchen machte er seinem Aerger Luft, daß es alle Nachbarn hörten und Mangra bitterlich weinen mußte. Obwohl der arme Junge hungrig war, bekam er doch nichts zu essen, daran konnte auch das Mitleid der Mutter nichts ändern. Allen Ermahnungen der Seinen gegenüber, doch von seinem Eigensinn zu lassen und das Christwerden aufzugeben, hatte er immer wieder nur die eine Antwort: „Ich bin doch in der Hölle gewesen und habe gesehen, wie schrecklich es da ist. In die Hölle will ich nicht! Der Weg, den ich gehe, ist der einzige Weg der Rettung vor der Hölle! Warum rettet ihr euch nicht auch, warum werdet ihr nicht auch Christen?“

In der Woche mußte er mit seinem älteren Bruder zusammen zum Anfertigen von Dachziegeln Erde kneten. Der droht, wenn er am krummen Sonntage wieder zur Kirche gehen würde, so würde er ihn totschlagen! Und der Vater fügte hinzu, daß auch er ihn dann nicht mehr haben wolle. Das alles brachte den armen Jungen in solche innere Angst und Not, daß er aus dem Weinen nicht herauskam. Am Sonntagmorgen wurde er zum Pflügen aufs Feld geschickt, wobei alle Drohungen nochmals wiederholt wurden. Aber sobald die Kirchenglocke erscholl, machte er es nicht anders als am vorigen Sonntag, er lief zur Kapelle.

Als er am Abend nach Hause kam, war seine Angst nicht gering. Eben kam er um's Haus herum, um in den Hof zu schreiten, da sah er auf der andern Ecke, etwas verborgen, seinen Bruder schon mit dem Knüttel stehen. Als dann mit allen Zeichen des Zornes noch sein Vater aus der Tür herausfuhr, da kannte seine Angst keine Grenzen mehr. So schnell ihn seine Füße tragen wollten, lief er in die Nacht hinaus und trotz des Brillens des Tigers im nahen Walde lief er über Stock und Stein, bis er beim Katechisten in Konsode wieder angelangt war. Lange saß er noch mit dem auf dessen Veranda und beriet seine Lage, bis er etwas ruhiger war, dann erst legte er sich dort schlafen.

Morgens in aller Frühe brachte ihn der Katechist nach Tafarna, wo ich damals als Stellvertreter des auf Urlaub in Europa weilenden Missionars arbeitete. Als ich morgens auf die Veranda meines Hauses heraustrat, stand Mangra dem Hause gegenüber und versteckte sich schein hinter einem Baum. Mit Europäern hatte er noch nie etwas zu tun gehabt, darum fürchtete er sich vor mir. Erst als der braune Pastor kam, den er schon kannte, und er bei dem etwas zu essen bekommen hatte, fing er wieder an zu reden und erzählte nach und nach unter Weinen seine Erlebnisse.

Nachdem ich mit dem Pastor und ihm seine Lage hinlänglich überlegt und beraten hatte, erschien einige Stunden später auch die kräftige Gestalt des Vaters Mangras auf der Station. Sofort verschwand der Junge, ehe ihn noch der Vater zu Gesichte bekommen hatte, und ließ sich auch nicht mehr aus seinem Versteck hervorlocken, solange der Vater da war. Der Mann war in heller Aufregung, und es bedurfte der größten Anstrengung vonseiten des Pastors und meinerseits sowie des Katechisten aus Konsode, bis er ruhig wurde. Aber er sagte sich von seinem Sohne los. Er gab uns die schriftliche Erklärung, daß sein Sohn Mangra von jetzt ab von ihm verstoßen sei. Von heute solle er uns gehören und er wolle ihn nie wiederhaben, noch je wieder auf ihn irgend-

welchen Anspruch machen. Wir könnten mit dem Jungen machen, was wir wollten. Nachdem das von ihm und den beiderseitigen 5 Zeugen unterschrieben worden war, gehörte nun der Junge uns.

Wir nahmen Mangra in unsere Missionschule auf, und es hat wohl nie einen besseren Schüler gegeben als ihn. Es dauerte noch lange Zeit, bis er den Ausdruck der Angst aus seinem Angesicht verlor und mit seinen Mitschülern auch gelegentlich mal fröhlich wurde. Ernst war er und ernst blieb er auch. Er war ein fleißiger und gehorsamer Junge, nie habe ich über ihn Klagen gehört. Dafür, daß wir ihn aufgenommen hatten, war er immer dankbar.

Die heidnischen Eltern schienen sich in ihrem Zorn wieder zu besinnen, die Mutterliebe ging darin voran. Bald kamen sie am Markttage in der Woche und besuchten ihren Sohn. Sie versuchten es auch, ihn wieder mit sich zu locken, aber darauf ließ er sich nie ein. Als nach Verlauf eines halben Jahres die großen Ferien kamen, gelang es ihnen wirklich, ihn für zwei Wochen wieder mit heimzunehmen. Doch gingen sie jetzt anders mit ihm um; denn statt des Zornes versuchten sie es nun mit einschmeichelnder Liebe. Durch Ueberlistung war es ihnen auch gelungen, ihn halb im Guten, halb mit Gewalt einige Tage über die Ferienzeit hinaus festzuhalten, aber dann hatte er wieder einen günstigen Augenblick benützt und war davongelaufen. Aber die Eltern besuchten ihn aufs neue. Immer wieder brachten sie ihm Leckerbissen mit. Süßigkeiten sollten erreichen, was Worte nicht vermochten. Er aß davon aber sehr wenig, den größten Teil teilte er an seine Mitschüler aus.

Bald sollte er getauft werden und den Namen Massidas (Diener des Messias) erhalten, den er sich selbst gewählt hatte. Da bedrängten die heidnischen Kastengenossen des Vaters die Familie arg und wollten sie aus der Kastengemeinschaft stoßen, wenn es ihr nicht gelänge, den Mangra nach Hause zurückzubringen.

Eines Nachts wurde ich von meinen Leuten aus dem Schlafe geweckt. Der Lehrer meldete, daß Massidas sehr schwer krank geworden sei. Ich stand sofort auf und begab mich zu ihm. Da lag der arme Junge todesmatt. Noch war er bei voller Besinnung, aber er war schon sehr schwach, und ich mußte laut sprechen, sonst verstand er es nicht. Ich fragte ihn, ob er an seinem Glauben festhalte. Er antwortete mit lautem „Ja!“ Ebenso auch, als ich ihn weiter fragte, ob er auch zum Scheiden bereit sei. Danach erlosch sein irdisches Leben sehr schnell. Zur Taufe blieb keine Zeit.

In tiefer Trauer und mit großem Gefolge begruben wir ihn, und auch sein Vater fehlte beim Begräbnis nicht. Sein Tod war uns erst ein Rätsel. Aber bald erfuhren wir, wie schwer die Eltern von ihren heidnischen Kastengenossen bedroht waren. Wäre Mangra getauft worden, so wäre die ganze Familie aus der Kaste ausgestoßen und auch von den nächsten Verwandten gemieden worden. Um aber dem aus dem Wege zu gehen, hatten die Eltern durch mitgebrachte Süßigkeiten ihren Sohn heimlich mit Arsenik vergiftet!



Der Kindergruß erscheint vierteljährlich im Jahr. Jede Nummer 10 Pf. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Koberberg, Berlin-Friedenau, Sandjersstr. 20.

Verlag der Buchh. der Gossnerischen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Er soll die Starken zum Raube haben.

Jej. 53, 12.

Ein gewalttätiger Menich war Tabingwa, der gefürchtete Häuptling der Bajoga in Uganda. Kriegsführen war seine Lust. Die gefangenen Feinde verkaufte er als Sklaven. Ueber seine eigenen Untertanen herrschte er mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Bei guter Laune überhäufte er seine Günstlinge mit Geschenken, in schlechter Laune beging er die unerhörtesten Schandtaten. Mehr als tausend Frauen hielt er sich. Die religiösen Gebräuche seines Volkes verpöthete er. — Als er vom Christentum hörte, verlachte er die Prediger und äßte ihren Gottesdienst lästerlich nach.

So ging's jahrelang, bis er abgesetzt wurde.

Da kam im Jahre 1906 ein Missionar in Tabingwa's Wohnort und hielt eine Lichtbilderpredigt über das Leben des Herrn Jesu. Tabingwa hörte zu — er höhnte aber nicht mehr, sondern war ernst und nachdenklich. Jesu Bild und Geist ließen ihn nicht mehr los. Der eingeborene Lehrer unterrichtete ihn weiter im Christentum, und schließlich kam der Tag, da Tabingwa um die Taufe bat. Als sein Wunsch erfüllt werden konnte, erhielt er den Namen Zacharias. Eine gewaltige Menschenmenge war zur Tauffeier zusammengetrömt, um es zu sehen und zu hören, wie dieser früher so schamlose Feind und Verächter des Christentums sich nun als Jünger Jesu bekannte.

„Er soll die Starken zum Raube haben, darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat.“ So sagt der Prophet Jesaias. Er meint damit unsern Herrn Jesus Christus. Mögen die Menschen sich noch so stark dünken

und als Starke gelten, unser Heiland ist doch immer noch stärker. Er ist der Gewaltige, der auch widerstrebende Menschen wie einen Raub zu sich heranzieht und an sich fesselt. Was aber ist diese überwundene Gewalt unseres Herrn Jesus Christus? Seine Liebe, einzig und allein seine große Liebe! Als das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, ist er am Kreuze für uns Menschen gestorben. So hat er sein Leben in den Tod gegeben, auf daß wir, die mit ihren Sünden den Tod verdient haben, leben möchten. Diese seine sich hingebende und aufopfernde Liebe zu uns Menschenkindern besiegt auch die Hartherzigsten und öffnet ihre düsternen Gemüther, wie die Sonne mit ihren warmen Strahlen die Blumenkelche öffnet am frühen Morgen. Uebervältigt von Jesu Liebe kommen die Menschen, auch die bösesten Heiden, und knien vor seinem Kreuze und beten ihn als ihren Heiland an. Viele Millionen von Heiden sind durch Jesu Liebe schon gerettet und wie eine Beute aus dem finstern Heidentum herausgerissen! Und unablässig und unverdrossen verkünden die Missionare im heißen Afrika und dem eisigen Grönland, in China und auf den Inseln der weiten Weltmeere Jesu Liebe vor denen, die noch sitzen im Schatten des Todes, und bringen sie zu unserm Erlöser. Denn der Herr Jesus ist auferstanden aus dem Grabe am Ostermorgen und ist durch seine Himmelfahrt erhöht zur Rechten des Vaters! Er lebt in Ewigkeit, und seine Liebe, die er am Kreuze bewiesen hat, wirkt und wirbt durch seine Boten, die Missionare, rastlos unter allen Völkern der Erde weiter, bis sie alle sein Eigentum geworden sind, frohe und selige Gotteskinder! Alles, was da lebt im Himmel und auf Erden, Engel und Menschen,

sollen ihre Knie vor ihm beugen, unserm Heiland. Welch herrlicher Ausblick! Und dazu darfst auch du mithelfen als Missionsfreund. Wie köstlich ist das!

Wie Gott einem Kinde wieder zurecht hilfst

Von Frau Missionar Elisabeth Klein geb. Gronemeyer, früher in Koronjo, Ostindien.

„Will Satan mich verschlingen, so laß die Engeln singen: dies Kind so unverletzt sein“, das wollte unserer siebenjährigen Gertrud nicht mehr freudig über die Lippen kommen. „Mutter, ich höre doch nie die Engel singen! In dieser Nacht habe ich ganz lange wach gelegen und habe getan, als wenn ich schlief, und habe doch kein Engelschen singen hören.“ „Ja, du hast doch auch noch keine Himmelssohren,“ wandte gleich ihre fünfjährige Schwester ein. Aber Gertrud behauptete: „Die Engel müssen uns doch schon auf Erden behüten! Und ich sehe und höre keine Engelschen!“

O, du töricht Kind, glaubst du wirklich, daß dich kein Engel behütet hier in Indien, wo du so von Gefahren umgeben bist?!

Nach ein paar Tagen hat Gertrud, ein anderes Gebet lernen zu dürfen, weil sie „dies“ schon „könnte“. Ich wußte aber wohl den eigentlichen Grund ihres Verlangens und hat zu Gott er möge meinem Kinde wieder zurecht helfen.

Da kommt ein böser Malariaanfall. Zitternd vom Schüttelfrost legt Gertrud sich in die Sofaede. Ich will mein Kind bequem betten und nehme dazu aus der andern Ecke ein paar Flicken fort. Wie aber fahre ich zurück — denn eine Tarantel, so groß wie ich bisher noch keine gesehen hatte, läuft unter den Flicken hervor! „Mutter, wenn mich die gestochen hätte, wäre ich dann gestorben?“ fragte Gertrud ganz erschrocken. „Gestorben wärest du wohl nicht, aber große Schmerzen hättest du bekommen.“ Dies war am Donnerstag oder Freitag.

Am Sonntag Abend sitzen wir vergnügt beim Abendbrot auf der Veranda unseres Missionshauses. Unser treuer Hund, der „Flink“, steht unter Gertruds Stuhl und bellt und bellt und will sich nicht beruhigen lassen. Aber er bellt ja nicht in die Ferne, sondern nach der Treppe hinunter! Wir leuchten und sehen — eine große Karait, eine sehr giftige Schlange, die ringelt sich auf der obersten Treppenstufe, also nicht einen Meter weit von Gertruds bloßen Füßchen entfernt! „Mutter, wenn mich die gebissen hätte!“ „Ja, mein Kind, dann würdest du wohl sterben müssen.“ — Beim Zubettgehen vor dem Abendgebet sieht Gertrud mich etwas verächtlich an. „Mutter, jetzt weiß ich aber sicher, daß ich einen Schutzengel habe und der liebe Gott mich behütet.“ — Seit der Zeit ist der Vers: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude“ unserer Kinder Lieblingslied geblieben.

Die sechs Schiedsrichter.

Indisches Märchen. Erzählt von Agnes Kausch.
In grüner Dämmerung lag der Urwald da,
Noch kaum vom frühen Morgenschein erhellt,

Als ein Brahmane just des Weges kam,
Gedankentief nicht achtend dieser Welt,
Er ging von Hause in das nächste Dorf,
Um dort zu opfern für ein krankes Kind.
„O Todesgöttin Kali,“ seufzte er,
„Daß deinen Zorn besänftigen, sei gelind!“
Da, Welch Geräusch schreckt plötzlich jetzt ihn auf?
Was faucht und rennt und was rumort wie toll?
Ein Tiger tobt mit stets gehemmtem Lauf
Im Käfig, der ihn fing und halten soll.
An dicken Eisenstäben rüttelt er,
Müht sich vergebens ab, sie zu zerbrechen.
Auf einmal sieht er den Brahmanen gehn
Und hub nun flehend also an zu sprechen:
„Brahmanen-Bruder, Bruder, du, Brahmane,
Ich bitte dich, hab' Mitleid doch mit mir!
Du heil'ger Mann kamst ja die Einheit ahnen,
Die wunderbar verbindet Mensch und Tier!
Laß mich heraus nur einen Augenblick!
Zum Bach möcht' ich und etwas Wasser saufen.
Hab' ich den Durst gelöscht, will ich zurück
Dann eilends wieder ins Gefängnis laufen.
Barmherzig sei, denn ich verschmachte hier,
Brahmanenbruder!“ Also bat das Tier.
Doch der Brahmane schüttelte den Kopf:
„Du wirst mich fressen, laß ich dich heraus!“
„Beim großen Wischnu — nein, das tu' ich nicht!
Wie undankbar wär' das — mir selbst ein Graus!
Laß mich heraus nur, daß ich trinken geh!
Ich schwöre dir, daß Uebles nicht gescheh!“
Der Priester hatte Mitleid mit dem Tier
Und öffnete ihm seines Kerfers Gitter;
Doch alsobald sprang wüthend es herfür
Und stürzt sich auf den Mann wie Ungewitter.
„Zum Tod bereite dich! Du mußt jetzt sterben!“
Brüllt wild der Tiger den Brahmanen an.
„Du bist ein Mensch, ich hasse alle Menschen —
Mit Haut und Haaren ist's um dich getan!“
Der gute Mann erschrak, doch faßt' er sich
Und sprach mit Würde: „Nicht so hitzig, Freund!
Versprochen hast du mir, mich nicht zu fressen;
Ich glaubte, daß du ehrlich es gemeint.
Kannst du dein Wort zu brechen dich vermessen,
Verachten werden alle Tiere dich
Als schlecht und undankbar, das denke ich.
Doch irre ich vielleicht, drum schlag' ich vor —
O bitte, leih mir ein geneigtes Ohr —
Daß wir sechs Richter nach dem Urteil fragen
Und hören, was zu unsrem Fall sie sagen.
Wenn alle Sechs auf deiner Seite stehn,
So bin ich auch bereit, zum Tod zu gehn.“
„Gut!“ sprach der Tiger, „also soll's geschehn,
Wir wollen erst noch die sechs Richter sehn.“

Sie kamen zum Banianenbaum, der groß
Und alt und wundervoll am Weg sich dehnte.
Da dachte der Brahmane, ob wohl hier
Ein Richter sei, wie er ihn sich ersuchte:
„Banianenbaum, so majestätisch groß,
Schon mehr ein Hain, aus einem Baum entsprossen,

Der hängend seine Zweige streckte aus
Mit Wurzeln, die zu neuem Stamm sich schlossen,
Und stets sich neu verjüngend, weiter treibend,
Stets alt und immer jung wie Ewigkeit,
Ein Sinnbild du der Gottheit, immer bleibend,
Der deine grünen Hallen sind geweiht:

Dich frage ich, der Priester und dein Bruder
Durch heiligen Dienst, was hier das Rechte sei
Nach deinem Urteil? Künde es uns frei!
Doch also sprach der Baum: „Ich kenn dich nicht
Und weiß es nicht, daß du mein Bruder bist.
Ich kenne Menschen nur, die oft geruht
Im Schatten meines kühlen Blätterdachs
Zum Schutze vor der Tropensonne Glut.
Und wenn sie gingen, rissen sie zum Dank
Mir meine hübschen grünen Nester ab
Und knickten sie und streuten dann zuletzt
Auch meine Blätter lieblos auf den Weg.
Der Tiger handelt recht, wenn er dich frißt,
Denn böshaft seid ihr Menschen, undankbar!“

Der Tiger wollt' den Priester gleich verschlingen,
Doch dieser rief: „Es soll dir nicht gelingen,
Gh' du die andren Richter nicht gefragt!“
Der Tiger sprach: „Es sei, wie du gesagt!“
Nach einer Weile kam des Wegs daher
Wohl ein Kamel, es war beladen schwer;
Geruhig ging es mit gemessnem Schritte.
„Ach, Herr Kamel, ich habe eine Bitte,
Sprach der Brahmane da, „o höre an,
Wie dieser Tiger schlecht an mir getan.
Auf seinen Wunsch ließ ich in Freiheit ihn,
Da er mich nicht zu fressen fest versprochen,
Doch kaum befreit will er ans Leben mir
Und schämt sich nicht, daß er sein Wort gebrochen.“

„Er tut nicht Unrecht,“ sprach da das Kamel,
„Nicht mach' ich dir aus meinem Sinn ein Hehl.
Als jung ich war und stark und arbeitsüchtig,
Berpfligte mich mein Herr aus Selbstsucht gut;
Jetzt, da ich alt, bin ich ihm nicht mehr wichtig,
Jetzt kann ich fühlen, wie der Hunger tut.
Die Kraft hab' ich in seinem Dienst verzehrt
Und muß doch weiter schwere Lasten tragen;
Und kann ich nicht mehr so, wie er's begehrt,
Scheut er sich nicht, erbarmungslos, zu schlagen.
Ihr Menschen seid so grausam, ungerecht —
Mich freut's, wenn euch ein Tier behandelt schlecht.“

Der Tiger wollt' den Priester gleich verschlingen,
Doch dieser rief: „Es soll dir nicht gelingen,
Gh' du die andren Richter nicht gefragt.“
Der Tiger knurrte: „Es sei, wie du gesagt!“

Sie setzten fort drauf ihre Wanderschaft
Und fanden bald am Wege ganz erschlaft
Und müde einen Kranken Däsen liegen,
Zu matt, um zu erwehren sich der Fliegen.
„O Bruder Däse, schlichte unsren Streit
Und hilf mir, der dem Tode sonst geweiht!“
So rief der Priester, doch es sprach das Tier,
Sein müdes Haupt erhebend: „Sieh an mir,
Wie oft ihr Menschen treue Dienste ehrt.
Als jung ich war, war meinem Herrn ich wert,

Hab' mannigfachen Nutzen ihm gebracht.
Jetzt bin ich krank, wer hat da mein gedacht?
Mein Herr läßt mich am Wege einsam sterben,
Drum freut's mich, will der Tiger dich verderben,
Ihr Menschen, ihr verdienet all' den Tod,
Denn ihr macht unser Leben voller Not.“

Der Tiger wollt' den Priester da verschlingen,
Doch dieser rief: „Es soll dir nicht gelingen,
Gh' du die andren Richter nicht gefragt!“
Der Tiger faucht: „Es sei, wie du gesagt!“

Drauf trafen sie bei einer Felsenklüft
Den Adler schwebend in der blauen Luft.
„O Adler, hoher Adler, hör' uns an!
Dann richte!“ rief der todbedrohte Mann
„Vorüber soll ich richten?“ fragt das Tier.
Der Priester trägt ihm seine Sache für.
Doch also ließ der Adler sich vernehmen:
„Wenn Menschen mich erspähn, versuchen sie
Mich zu erschließen, klettern auf die Felsen
Nach meinem Nest und rauben mir die Jungen.
All, was nur atmet, das verfolgen sie,
Drum soll der Tiger auch den Menschen fressen.“

Der Tiger brüllte laut vor Freuden los
Und rief: „Hab' sieh! Was sagst du nun, Brahmane?
Nicht Einer will zu deiner Gunst erscheinen!“
Er sprach: „Nur ein klein wenig warte bloß,
Zwei Richter stehn noch aus; wenn beide meinen,
Daß Tiger, du, ein Recht hast mich zu fressen,
So beuge ich mich aller Sechs Ermessen.
Laß uns zu einem Krokodil jetzt gehn
Und seiner heil'gen Weisheit Spruch erflehn!“

Der Alligator saß an Flußes Rand
Und ruhte sich mit aufgesperrtem Rachen,
Den Magen wärmend durch der Sonne Brand.
Er sprach: „Ich soll den Richter also machen? —
So wie ich aus dem Wasser luge vor,
So trachten mir die Menschen nach dem Leben
Und anälen mich. Drum wäre ich ein Tor,
Wenn hier dem Menschen ich das Recht wollt' geben.
Solang Ihr lebt, hat unjereins nicht Ruh',
Drum Tiger, friß den Menschen immerzu!“

Der arme Priester gab sich schon verloren,
Doch hat er noch den Tiger flehentlich,
Dem letzten Richter noch zu leihn die Ohren.
Es war ein Schakal, der dem Fuchse gleich
In Klugheit und an List. „O Onkel Schakal,
Wie lautet, frage ich, Dein Urteilspruch?“

„Die Sache muß genau ich untersuchen,
Gh' ich entscheide, prüfen auch genug.
Drum führet mich zuerst zum Käfig hin,
Von dem die Sache heut nahm den Beginn.“
Sie taten es. „Nun zeige mir den Platz,
Brahmane, wo heut früh du hast gestanden,
Als dich der Tiger rief.“ „Hier ist's gewesen.“
Sprach der Brahman' und stellte sich zum Käfig.
„Ist's richtig, Tiger?“ fragt der Schakal da.
„Ganz richtig!“ „Und wo, Tiger, standest du?“
„Im Käfig!“ „War es vorne oder hinten,
Der Kopf nach hinten oder vorn gerichtet?“
„Nun so!“ Da sprang der Tiger in den Käfig.

„Gut, daß ich's weiß. Doch immer noch nicht klar
Ist mir die Sache ganz. Ihr müßt mir zeigen
Genau, wie alles war vor der Befreiung.
Eh' dies geschah, kann ich kein Urteil fällen.
Drum sagt mir, war die Türe zugegeschlossen,
War sie verriegelt?“ „Beides“, sprach der Mann.
„Dann schließe und verriegle du sie jetzt!“
Wie freudig tat es der Brahmane da!
Als nun die Türe fest geschlossen war,
Da rief der Schakal: „Undankbarer Tiger!
Du böses Tier! Ermürden wolltest du
Den guten Mann, der dir die Freiheit schenkte —
Nun leide dafür die gerechte Strafe!
Denn niemals wird ein Mensch dich wieder lassen
Aus deines Kerkers Gittern. Doch mein Freund,
Der Priester, gehe ungestört nach Hause.“
Nach diesen Worten lief der Schakal fort,
Noch eh' er des Brahmanen Dank vernommen.
Wie froh ging dieser hin an seinen Ort,
Ist wohlgenut am Ziele angekommen!

Der Ostertaler.

Von Frau Pastor S. Wöhrmann in Borgholzhausen.

Heute ist Vergebungstag, noch dazu Hänschens aller-
erster! Wie da die kleinen Herzen pochen, bei dem einen
voll froher Erwartung, bei dem andern voll banger
Furcht. Endlich ist der große Augenblick gekommen,
wo jedes sein Gest in Händen hält, auch unser Häns-
lein. Ein Blick hinein, und jubelt eilt er heim zu
Vater und Mutter, um ihnen die frohe Mär zu künden:
Versezt als Erster! Da greift der Vater in die Tasche
und holt einen blanken Taler hervor. Sei, wie da die
Augen blitzen und wie gewichtig der dicke Taler in die
Spandose fällt und wie lustig er darin klappert! Und
immer wird er noch einmal hervorgeholt und bewundert,
und Pläne werden mit den Brüdern gemacht, was alles
für Herrlichkeiten man sich damit erkaufen kann! Da
plötzlich wird Hans still und nachdenklich. Nach einer
Weile geht er zum Vater und flüstert ihm etwas ins
Ohr. Dieser nickt freundlich, und unser Bübchen hüpf
und springt vor Freude, tut sehr geheimnisvoll und be-
ginnt die Tage zu zählen bis zum Sonntag. Und als
der Sonntag kommt und er zum Kindergottesdienst geht,
da leuchten so fröhlich seine Augen. Und als dann der
Missionäner am Ausgang steht, da fällt mit einem
klüchtigen Plumps der Taler hinein, und der Neger nickt,
und Hänschens Herz macht einen Freuden sprung!

Eine Bitte —

um deinen Ostertaler für die Mission! Vielleicht bist
auch du so glücklich wie Hänschen in Borgholzhausen,

aber vielleicht klappert dein Ostertaler immer noch in
deiner Sparbüchse und weiß nicht wohin? Willst du
ihn nicht auf die Reise schicken und der Mission schenken?

Die Mission braucht ja so viele Taler und Mark!
Gast du schon einmal daran gedacht? Alle unsere lieben
Gosner'schen Missionare mit ihren Frauen und Kindern
und unsere lieben Missionarinnen sind ja von unseren
Feinden, den Engländern und Franzosen, aus Indien
und aus Kamerun vertrieben worden. Sie mußten ihre
braunen Gemeinden, unter denen sie so lange Jahre
glücklich gelebt und unter Gottes reichem Segen ge-
arbeitet hatten, unter Tränen plötzlich verlassen. Sie
wurden mit Schimpf und Schande in üble Gefangenen-
lager geschleppt, wo einer unserer lieben Missionare am
Fieber starb. Schließlich wurden sie auf langer und
gefährvoller Meeresfahrt nach Europa geschafft. So ka-
men sie mit leeren Händen und in ihren dünnen Tropen-
kleidern bei uns in Deutschland an — alle ihre Sachen
mußten sie auf den Missionsstationen in Indien zurück-
lassen! Wer sorgt nun für sie? Wohl arbeiten sie fleißig
und predigen an vielen Orten. Aber die Nahrung ist
ja so fürchtbar teuer! Und wenn richtige Kleider und
Schuhe angeschafft werden müssen, oder wenn gar schlim-
me Krankheiten über die Familien kommen und teure
Arzneien gekauft werden müssen — wer sorgt da für
die vielen Missionare und ihre lieben Kinder? Das
müssen wir tun, die Mission! Wie aber können wir
helfen in den großen Nöten, wenn nicht alle unsere
lieben Missionsfreunde, groß und klein, uns das nötige
Geld dazu schicken? Und weiter! In unserem Missions-
haus in Friedenau bei Berlin wohnen Jünglinge, die
Missionare werden wollen und bei uns unterhalten und
unterrichtet werden. Auch dazu brauchen wir Geld. Und
endlich: die Heiden warten draußen auf uns! Wir müssen
doch unbedingt unsere Missionare wieder hinaus schicken,
daß sie wieder den Heiden vom Herrn Jesus predigen.
Sie selber brennen darauf, und unser Heiland hat es
befohlen! Aber wie viel Geld wird erst dazu gehören!

Willst du mithelfen? Dann arbeite und sammle
für die Mission. Wie wär's, wenn du häusliche Pflich-
ten übernähmst und Mutter oder Vater hilffest? Du
kannst auch im Garten oder auf dem Feld arbeiten,
kannst Wege gehen und dir auch selbst noch vielerlei
anderes ausdenken, wodurch du etwas verdienen kannst.
Groschen auf Groschen sammelst du in deine Sparbüchse,
und wenn du ein nettes Sümmchen beisammen hast,
dann gib es deinem Herrn Pastor oder deinem Herrn
Lehrer mit der Bitte, sie möchten es an die Gosner'sche
Mission schicken. Aber wenn du das schon selbst kannst,
dann laß dir auf der Post eine Zahlkarte dazu geben.
Unser Postcheckamt ist Berlin NW 7 und die Nummer
7950. Das übrige zeigt dir dein Vater. Eine Dankes-
karte aber erhältst du dann von deinem Missionsinspektor

S. Roterberg.

Der Kindergruß erscheint viermal im Jahr. Jede Nummer 10 Pf. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe
an den Herausgeber: Missionsinspektor Roterberg, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 20.

Verlag der Buchhandlung der Gosner'schen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18



10. Jahrgang

Januar — März 1920

Nr. 1—3.

Kleine Missionare.

Liebe Kinder!

Man hört Kinder oft sprechen: „Wenn ich groß bin, will ich das und das werden und tun!“ Aber warum so lange warten? Es hat schon mancher gewartet und gewartet — bis schließlich gar nichts rechtens aus ihm geworden ist! Nein, auch Kinder sollen mit fröhlichem Wagemut das Gute gleich tun, wozu das Herz drängt. Und weil ich weiß, daß euch die Mission sehr am Herzen liegt, so wollen wir jetzt einmal miteinander nachspüren, wie schon Kinder für die Mission etwas getan haben, so daß wir sie mit Zug und Recht „kleine Missionare“ nennen können.

Zur Einleitung erinnere ich euch an einen stämmigen kleinen Jungen in Bayern. Der wollte durchaus ein Prediger werden. Ja, er wollte es auch sofort sein. Und wenn zur Winterzeit die Schneeflocken so lustig vom Himmel herniederwirbelten in immer dichteren Scharen, dann packte ihn die Lust zu predigen. Er band sich die Schürze seiner Mutter um, als wäre es ein Talar, kletterte auf einen Tisch am Fenster und predigte mit lauter Stimme den unzähligen Schneeflocken. Dieser Knabe ist später wirklich ein berühmter Prediger geworden. Noch mehr, er wurde der Begründer unserer Missionsgesellschaft und hat eine große Zahl von Missionaren zu den Heiden aller fremden Erdteile gesandt, nach Asien und Australien und Afrika und Amerika! Durch diese seine Boten hat er unzähligen Heiden vom lieben Heiland predigen lassen. Und wenn ihr nun an den Knaben vor den unzähligen Schneeflocken denkt, so werdet ihr von selber sagen: „Aha, ein kleiner Missionar!“ Er hieß —

Johannes Evangelista Gossner. Was ein Säckchen werden will, das krümmt sich heizzeiten!

Und ich kenne ein armes kleines Webermädchen in England. Das hätte so sehr gern eine Bibel gehabt, um selbst die schönen Geschichten vom Herrn Jesus lesen zu können, die sie in der Kirche und in der Schule gehört hatte. Aber Bibeln waren damals (ums Jahr 1800) sehr selten und sehr teuer. Nur ihre Verwandten jenseits der Berge hatten so ein kostbares Bibelbuch. So machte sie sich auf den Weg und ging meilenweit barfuß über das rauhe Gebirge — und konnte sich nicht satt lesen in dem lieben Buch! Immer wieder sah man sie auf dem Bergpfad zu ihren Verwandten pilgern, denn ihre Seele dürstete nach dem Lebenswasser, nach Gottes Wort. Inzwischen sparte sie jeden Groschen, den sie verdiente, um sich eine Bibel kaufen zu können. Nach sechs langen Jahren hatte sie endlich die nötige Summe beisammen. Klopfenden Herzens ging sie zu ihrem Herrn Pastor, gab ihm das Geld und bat um eine Bibel. Aber was sagte der Herr Pastor? „Liebes Kind, leider habe ich keine Bibeln zum Verkauf im Haus, denn ich kann mir die teureren Bücher nicht hinlegen, und auch in der ganzen Umgegend würdest du keine Bibel kaufen können!“ Da wurde sie sehr traurig. Sollte alle Mühe und alles Sparen vergeblich sein? Aber ihr Seelsorger schickte das Geld nach London und ließ eine Bibel kommen. Es dauerte noch viele, viele Tage, bis das Buch in dem entlegenen Dorfe eintraf. Aber da war die Freude der kleinen Marie Jones, so hieß das Mädchen, groß! — Nun aber wurde die Geschichte von der kleinen Marie und ihrer Bibel bekannt, und es trat eine Zahl frommer Männer zusammen, die sagten: „Es ist doch unerhört, daß es in unsem

Christlichen Vaterlande so schwer ist sich eine Bibel zu kaufen. Da müssen wir Hilfe schaffen!" Sie gründeten eine Gesellschaft, sammelten Geld und ließen viele Tausende von Bibeln drucken und verteilten sie über das ganze Land und boten sie zu niedrigem Preise an. So konnten auch arme Leute überall sich eine Bibel kaufen. Aber die Bibelgesellschaft ging weiter. Sie ließ die Bibel in 500 fremde Sprachen übersetzen und drucken und sandte die Bücher zu den 500 verschiedenen Völkern auf der ganzen Erde! Aus diesen Bibeln lesen die Missionare, wenn sie zu den Heiden predigen. Ja, man kann sich die Missionsarbeit gar nicht denken ohne diese Bibeln. Bei den Weisen von Indien und China, bei den Eskimo, Kaffern und Papua, überall findet ihr die Bibel! Wer aber hatte die erste Veranlassung gegeben, daß die Bibeln in solchen Mengen gedruckt und zu den Heiden gesandt wurden, damit sie dadurch gläubig würden? Die kleine Marie Jones! Darum nennen wir auch sie eine „kleine Missionarin“!

Mancher von euch denkt wohl schon von selbst auch an jenes kleine jüdische Mädchen, das einem heidnischen Feldhauptmann zum Glauben verhalf. Im 5. Kapitel des 2. Buches der Könige wird von ihr erzählt. Sie lebte glücklich bei ihren Eltern. Da fielen heidnische Kriegerscharen von Norden her ins Land, plünderten und sengten, und schließlich schleppten sie das kleine Mädchen mit sich fort — weit weg bis nach Syrien! O, wie flossen die Tränen, wenn sie sich in der Fremde nach Vater und Mutter, nach ihren Geschwistern und Gespielinnen sehnte! Und mit dem Spielen war es ganz aus. Sie mußte im Hause des heidnischen Feldhauptmanns Naeman Dienstmagd sein! Ja, es wurde noch schlimmer. Der Herr des Hauses wurde aussäsig! Sie kannte diese schreckliche Krankheit aus ihrer Heimat. Dort wurden die Aussägigen von allen gemieden, weil sie als unrein galten. Aber sie hatte Erbarmen mit ihrem kranken Herrn, und sie dachte an ihren Gott und erzählte im Hause von ihm und seinem Propheten. So sprach sie einst zu ihrer Herrin: „Wenn der Herr Hauptmann nach Samaria zu unserem Propheten Elisa ginge, der würde ihn von seinem Aussatz reinigen.“ So kam es dazu, daß Naeman wirklich nach Samaria zu Elisa reiste. Dort wurde er gesund. Aber vor allem, er wurde auch gläubig und betete nun nur noch zu unserem Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Gott hatte ihm geholfen durch den Propheten Elisa. Aber wer hatte dem heidnischen Hauptmann den Rat zur Reise gegeben, so daß er schließlich gläubig wurde? Das kleine jüdische Mädchen! So wurde auch sie zu einer „kleinen Missionarin“.

Aber ihr werdet schon ungeduldig. Wenn ihr von Missionaren hört, so schaut ihr gleich hinüber aufs Missionsfeld. Gut, so wollen wir jetzt dort nach „kleinen Missionaren“ suchen. In unserer Stadt Muzaffarpur in Ostindien hatten wir eine Waisenanstalt. Da wurden Seidenknaben gepflegt und unterrichtet. Und nachdem sie gut gelernt hatten, wurden sie auch getauft, wenn sie persönlich darum baten. Eines Abends nun vor dem Zubettgehen wollte ich die Augentüren meines Hauses schließen. Da höre ich von der Veranda her eine Kinderstimme eifrig etwas erzählen, und zwischendurch brummt

immer ein alter Mann und drückt so seine Freude aus über das, was er von dem Kinde hört. Wer waren die beiden? Das Kind war Kornelius, fast der jüngste von unseren Waisenknaben. Der alte Mann war unser heidnischer Fächerzieher, der auf der Veranda saß und an einem Strick den Zimmerfächer zur Kühlung hin und her zog. Und was hatten die beiden miteinander zu reden? Während die übrigen Waisen schon schliefen, hatte es Kornelius von seinem Nachtlager im Schulhause getrieben. Er war in der Dunkelheit zu dem heidnischen Fächerzieher geeilt, und nun erzählte er ihm die Geschichte vom Herrn Jesus, die ich den Kindern am Morgen in der Schule erklärt hatte! Tat er damit nicht dasselbe wie ein Missionar? Darum nennen wir auch Kornelius einen „kleinen Missionar“.

Auch die andern Knaben zeigten gar bald den Trieb, ihre alten heidnischen Spielgefährten zu unserem Heiland zu bringen. Sie baten um Urlaub und suchten in den Städten, bis sie ihre früheren Freunde fanden, mit denen sie einstmals bettelnd umhergestroscht waren. Sie erzählten ihnen, wie schön es auf der Missionsstation und in der Missionschule sei, und brachten sie dann mit zu uns.

Und wenn es Weihnachten wurde, zogen sie mit bunten Papierlaternen durch die Stadt und sangen vor den Häusern ihre schönen Lieder, die sie in der Missionschule gelernt hatten. Da hat mancher Heide bei den frohen Liedern vom lieben Christkind mit Freuden gehorcht und den singenden „kleinen Missionaren“ gedankt.

Wohl jeder Missionar kann berichten, wie ihn seine braunen Schulkinder als „kleine Missionare“ bei der Heidenpredigt unterstützten. Meist begleitet ein Schwarm von 10—15 Knaben den Missionar auf den Markt. Im Schatten eines breitstämmigen Baumes legen sie sich nieder. Auf dem Marktplatz entwickelt sich bald ein buntes Treiben. Dort sitzt ein Mohammedaner, den Bart zu Ehren des Propheten Mohammed rot gefärbt, und bietet Teppiche an, andere bringen Schneidererzeugnisse. Hindus mit feingeschnittenem Gesicht und Koks mit stumpfer Nase und goldgelber Blume im schwarzen Haar schütten Reizberge auf und stellen aus Bambus geflochtene Körbe und tönernerne Wasserkrüge aus. Bald summt es auf dem ganzen Marktplatz, Käufer und Verkäufer sind im eifrigen Handel in den verschiedensten Sprachen. Horch, da ertönt Gesang! Die christlichen Schulkinder haben ein Lied angestimmt. „Parmeschwar prem hai“ (Gott ist die Liebe). Wie elektrisiert wenden sich alle zu den Sängern, verlassen die Stände und sammeln sich zu dichter Schar rings um den Sängerkhor. Die Welt ist vergessen. Alles lauscht dem christlichen Gesange. Nun tritt der Missionar auf und spricht zur Menge. Er zeigt ihnen ein großes Bild vom barmherzigen Samariter und erklärt ihnen, daß sie selbst unter die Mörder gefallen seien: Götzendienst und heidnische Laster! „Aber Jesus Christus ist als barmherziger Samariter gekommen und will euch heilen und selig machen!“ Gespannt hören sie zu, was der Missionar von Gottes Liebe zu rühmen weiß. In manchem Herzen regt sich der Glaube. . . . Wer hatte doch die Heiden alle herangelockt und ihnen die Herzen geöffnet, so daß Gottes Wort in ihnen Wurzel schlagen konnte? Die kleinen

braunen Sänger! Auch sie hatten Jesu gedient als „kleine Missionare“.

Wir nahmen die Kinder auch mit auf unsere Predigtreisen durch das Land. Da kamen an den milden Abenden die heidnischen Dorfbewohner gern zu uns ans Zelt und hörten den schönen Gesängen der Kleinen zu. Auch christliche Schriften wurden ausgeboten. Und wenn die Heiden fragten, was darin geschrieben wäre, so wuzten die Kleinen den Inhalt gut zu erklären. So halfen unsere „kleinen Missionare“ bei unserer Arbeit.

Was aber das schönste ist, viele Kinder sind für ihre eigenen Elternhuser zu „kleinen Missionaren“ geworden. Kam da eines Morgens ein heidnischer Vater mit seinem Sohn zu einem unserer Missionare und bat ihn, den Jungen in die Missionschule aufzunehmen. „Er läßt mir keine Ruhe, fügte er hinzu, er will durchaus bei Ihnen lernen.“ Der Heide zahlte auch sofort das Schulgeld für ein ganzes Jahr; denn er sah es selber gern, wenn aus seinem Jungen etwas Tüchtiges würde. Der Missionar schrieb den Namen des Knaben auf — Bisram. Dann rief er einen Lehrer herbei, gab ihm Schere und Seife und schickte ihn mit dem kleinen Bisram nach dem Fluß. Kruppig und struppig hatte ja der Heidenjunge ausgesehen, ungewaschen und ungekammt, noch mit Strohhalmen vom letzten Nachtlager im Haar. Nun schor ihm der Lehrer den Haarwust herunter und seifte ihn ab vom Kopf bis zum Fuß, zog ihm auch das frische Leinenzeug an, das ihm der Missionar mitgegeben hatte. So wurde Bisram ein schmucker kleiner Kerl. Wie freute sich alles, als die beiden auf die Station zurückkamen! Und nun ging für Bisram das Lernen an. Er war fleißig und treu und half, wo er konnte. Während der Ferien war er ein nuhlicher Freund des Katechisten in seinem Heimatdorfe. Er ging mit ihm und rief die Heiden zu den Gottesdiensten zusammen. Als so ein Jahr vergangen war, erschien der heidnische Vater abermals bei dem Missionar, aber diesmal mit seiner Frau und seinem zweiten Sohn, und erklärte: „Bisram hat uns in den Ferien tüchtig zugelehrt. Immer wieder hat er erzählt, wie schön es bei den Christen sei und wie dumm, den steinernen und hölzerne Götzenbildern zu opfern oder sich vor bösen Geistern zu fürchten. Es gäbe nur einen wahren Gott, und sein Sohn Jesus Christus hätte sein Leben für alle Menschen gegeben, und nur durch ihn allein könne man selig werden. Etwas habe ich auch schon von Bisram gelernt.“ Dabei faltete er die Hände und sagte das ganze Glaubensbekenntnis auf: „Ich glaube an Gott den Vater usw.“ Der Missionar sprach freundlich zu den Dreien und nahm sie als Taufbewerber auf. Sie wurden noch einige Monate in ihrem Dorfe unterrichtet, und in der nächsten Reisezeit nahm der Missionar den Bisram mit in seine Heimat und taufte dort alle vier. Bisram hatte sich den Taufnamen „Kuschalmari“ (Friedensquell) gewählt. So ist es oft vorgekommen, und unser ältester Missionar schreibt: Von Hunderten von Häusern weiß ich, daß sie durch Kinder zum Christentum gekommen sind.“ Welche Schar von „kleinen Missionaren“!

Und nun sollt ihr noch von einem weißen „kleinen Missionar“ hören. Eckart, der Sohn eines Missionars, begleitete gern seinen Vater auf die Dörfer. Dann suchte

er schnell den Sohn des Katechisten auf, und beide gingen durch die Christenhuser, ohne daß der Missionar davon wuzte. Der kleine Eckart fragte dann die braunen Christen: „Betet ihr auch?“ Antworteten sie: „Zarwohl, Babu!“ so forschte er weiter: „Aber wie betet ihr?“ Dann nannten sie ihm etwas, worum sie beteten. War er zufrieden, sagte er: „So ist es richtig, so macht's Vater auch, wenn ihr so betet, kommt ihr in den Himmel.“ Und seine Mutter hatte einen Kindergarten eingerichtet. Da saß er oft zwischen den Heidenkindern und erzählte ihnen die wunderschönen biblischen Geschichten, so daß sie nachher zu ihm liefen und baten: „Babu, erzähle uns das noch einmal.“ Dester durfte er auf einem Ponnay ausreiten. Dann erzählte er dem heidnischen Pferddefnecht eifrig vom Herrn Jesus, auch wenn der mal zum Zuhören keine Lust hatte. Eckart meinte: „Ich muß ihm doch immer wieder erzählen, weil er mir so leid tut.“ — Jetzt geht er in Deutschland zur Schule. Da fragte neulich sein Lehrer in der Klasse, was die Jungen werden wollten. Die meisten sagten: „Landwirt! denn wir wollen unsere Kartoffeln alleine bauen.“ Andere wollten „Defektiv“ werden, um die vielen schlechten Menschen in dieser Zeit zu fangen. Eckart aber erwiderte: „Ich werde Missionar.“ Da sah ihn der Lehrer nachdenklich an und sagte: „Dann mußt du aber noch viel Liebe und Geduld lernen.“

Ihr lieben Kinder, wer von euch möchte einmal mit viel Glauben, Liebe und Geduld als Missionar zu den Heiden gehen? Von einem kleinen Mädchen bekam ich eine Postkarte, darauf stand geschrieben: „Lassen Sie doch, bitte, im nächsten Kindergruß mit darunter schreiben, ob auch Mädchen das Amt eines Missionars verrichten können oder nicht. Darum bittet Sie herzlich eine Leserin des Kindergrues.“ Ja, freilich, es gibt viele Missionarinnen, die auf den Dörfern zu heidnischen Frauen gehen und ihnen vom Herrn Jesus erzählen oder die vornehmen Heidinnen in ihren Frauengemachern aufsuchen oder Hedenkinder in der Schule unterrichten oder die Kranken pflegen. Viele Missionschwester sind unverheiratet und wohnen meistens mit Missionsfamilien in denselben Hause. Wir brauchen noch sehr viel solcher Missionschwester! Aber ihr sollt ja nicht warten, bis ihr groß werdet. Ihr alle wollt schon „kleine Missionare“ sein, nicht wahr? Dann bringt eure Freunde mit in den Kindergottesdienst, damit auch sie Sonntags etwas vom Herrn Jesus hören — und bittet sie, ein Missionsblatt zu halten, wie ihr es habt, damit sie wissen, wie es in der Mission zugeht — und arbeitet für die Mission, helfst eurer Mutter in Küche und Haus, damit ihr manchmal einen selbstverdienten Groschen in die Missionsbüchse stecken könnt — und ehe ihr abends einschlafst, bittet den Herrn Jesus: „Vieber Heiland, hilf doch, daß alle armen Heiden noch Christen werden.“ So seid ihr allesamt „kleine Missionare“. Und Gott wird gewiß manchen von euch zu einem großen Missionar machen.

Es grüßt euch herzlich

euer Missionsinspektor
S. Koterberg.

Gerettet.

Von Missionar R. Weimann in Nowawes.

Es wurde Abend, und unsere Reise ging in den dichten Wald. Kilometerweit führte der Weg bergan. Dann hatten wir die Höhe erreicht, und ein prachtvoller Anblick bot sich uns dar. Vor uns dehnte sich ein tiefes, weites Tal aus. Gebirgsrücken mit tiefen Einschnitten schichteten sich drüben in der Ferne. Zauberisch lag das weiße Licht des Mondes auf dem schweigenden Walde mit seinen düsteren Felsengruppen. Wie feierlich und weisevoll!

Behutsam fuhren wir weiter den steilen Weg ins Tal hinab. Drei Stunden waren wir so nach Sonnenuntergang dahingerollt. Da hörte ganz plötzlich der dichte Urwald auf. Eine Lichtung, wohl 100 Meter breit und ebenso lang, öffnete sich vor uns. Wir waren gerade beim Sineinfahren, da — mit einem Ruck standen die fünf Leute, die den leichten Wagen zogen und schoben, wie angewurzelt still! Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust: „Ein Tiger, ein Tiger!“ — Das Wort hören und vom Wagen herunterspringen, war für mich eins. Galt es doch vor allem, die Leute am Fortlaufen zu hindern. Erst als ich unter ihnen stand, wurden sie ruhiger und mutiger. „An Ihrer Seite fürchten wir uns nicht!“ sagten sie und zeigten auf ein gewaltiges Tier, das kaum 30—40 Schritte vor uns in voller Breite unbeweglich da stand, den Kopf nach uns hinüber gewandt, vom Vollmondchein übergossen. Fast schien es, als wäre der Tiger mit uns zugleich aus dem Walde getreten und hätte uns schon längere Zeit beobachtet, denn er hatte dieselbe Richtung wie wir. Es war ein schaurig schöner Anblick! Das Herz pochte, als wollte es die dünne Seitenwand zersprengen! Majestätisch und stolz stand er da, der König der indischen Wälder. Wie am Tage deutlich sahen wir den kühnen Kopf und den straffen Leib. Fast Auge in Auge blickten wir uns; er, als wollte er herausfordernd sagen: „Was habt ihr in meinem Park zu suchen?“ Wir wagten uns nicht voran, denn wir wußten nicht, welche Richtung er einschlagen würde. Unsere Läufer begannen in langen Tönen ein gräßliches Geheul. Darauf setzte sich der Tiger langsam in Bewegung; äußerst ruhig hielt er seinen Kopf beständig auf uns gerichtet. Königlich schritt er in der Lichtung wohl 50 Schritte weiter, kreuzte dann im Bogen den Weg vor uns, durchschritt noch langsamer den freien Platz auf der anderen Seite und verschwand zwischen den dunklen Zweigen des Dickichts. Das waren unbergeliche Minuten! — Langsam und vorsichtig, als wollten wir es seiner Majestät Tiger gleich thun, passierten wir nun selbst die Stelle. Noch gespannt und erregt hielten wir weiter Ausschau, doch es blieb still, unverfehrt erreichten wir unser Ziel! Ein Dankgebet stieg zu unserem Hüter empor, der nicht schläft noch schlummert.

Briefe zu einer Kinder-Missionsgabe.

Ein Nähkränzchen und die Kleinen eines Kindergottesdienstes waren neulich in unserem Missionshaus in Berlin-Friedenau. Sie besahen sich die Stuben, in denen unsere jungen Zöglinge wohnen, die hier zu Missionaren ausgebildet werden, den Lehrsaal, in dem sie Unterricht empfangen, den Vetsaal und schließlich auch unser Museum, in dem viele schöne Dinge von unseren indischen Missionsfeldern sorgsam aufbewahrt werden. Dann erzählte ich ihnen allerlei aus dem Missionsleben in Indien. Und nun kamen die lieben Gäste zu Wort. Sie sangen wunderschöne Lieder, und eins von den Kindern trat vor und übergab mir eine gewichtige Geldsammlung, die sie Wochen hindurch zusammengesteuert hatten. Dazu trug das liebe Mädchen folgendes Gedicht vor, das wohl auch euch gefallen mag. Es stammt, das will ich gleich vorweg sagen, von einer taubblinden Jüdin Jenny Bergmann im Blindenheim in Steglitz. Die muß wohl viel Missionslust geatmet haben im Verkehr mit Missionsfreundinnen. Ja, man muß denken, sie ist nicht fern vom wahren Reich Gottes (Markus, Kap. 12, Vers 34). Mit ihrem Gedicht hat sie der Mission und so unserem Heiland gedient. Hier ist es:

In dieser schweren, ernsten Zeit
Rief Gott auch uns zur Tätigkeit.
Er weckte uns're Seelen
Und rief uns auf ein Arbeitsfeld,
Wie's schöner keins gibt auf der Welt,
Da durften wir nicht fehlen.

Wir stellten uns're Kräfte gern
Zum Dienste ein für unsern Herrn,
Sein Reich hier zu verbreiten.
Und wie die Menschen Er geliebt,
So haben treulich wir geübt
Auf seiner Spur zu schreiten.

Im stillen haben wir gespart,
Ein jeder gab nach seiner Art.
Gott sieht ja nicht die Gabe,
Er schauet nur den Geber an,
Wer fröhlich gibt, hat wohlgetan,
So wenig er auch habe.

Für uns're Brüder überm Meer,
Die noch im Dunkeln geh'n einher,
Soll dieses Scherflein frommen.
Der Heiland sprach: „Ihr gebet mir,
So den Geringsten gebet ihr“ —
Wir haben es vernommen.

Und ist auch uns're Büchse leer,
Wir sparen freudig immer mehr,
Wir sammeln allermegen.
Bis endlich auf dem Erdenball
Herrscht Gottes Lehre überall.
So bringt das Kleinste Segen.

Der Kindergruß erscheint viermal im Jahr. Jede Nummer 3 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Kötterberg, Berlin-Friedenau, Sandjersstr. 20.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerischen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jülissen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Schwarze Helden.

Liebe Kinder!

Am 2. März dieses Jahres hättet ihr in Berlin sein sollen — war das ein herrlicher Sonntag! Ganz Berlin erwartete in freudiger Spannung unsere tapferen Krieger aus Ostafrika! Und richtig — nachmittags 4 Uhr marschierten sie durchs Brandenburger Tor und die prächtige, breite Straße „Unter den Linden“ hinaus und hielten so ihren Einzug in die deutsche Reichshauptstadt. Was für Recken waren das! Hochgewachsene, breitschultrige Gestalten in ihren afrikanischen Uniformen, den verwegenen breitkrempigen Tropenhut auf dem Haupte! In ihren von der Sonne gebräunten Gesichtern Entschlossenheit und Tapferkeit und ungebeugten Kampfesmut! Sind sie doch gegenüber einer erdrückenden feindlichen Uebermacht unbesiegt geblieben in vier Jahre langem, erbittertem Ringen! Das sah man ihnen an — Helden allzumal! Und an ihrer Spitze, hoch zu Ross, ihr ruhmreicher Führer, der Generalfeldmarschall von Lettow-Vorbeck! Ei, wie jubelten ihm die Berliner zu, ihm und seiner ganzen Heldenschar! Denn jeder wollte den Heimgekehrten seinen Dank kundtun für das opferwillige treue Durchhalten in weiter Ferne, für den Mut und die Zähigkeit, mit der sie unsere schöne deutsche Kolonie Ostafrika so lange verteidigt haben!

Und dann kam ein Abend in einem der größten Säle Berlins, der zum Bersten voll war von Menschen, die von der Kriegszeit in Ostafrika was hören wollten. Vorn am Rednerpult stand Generalfeldmarschall von Lettow-Vorbeck. Er trug den höchsten Orden, den ein Deutscher im Kriege gewinnen konnte, er hat ihn ja reichlich verdient. Aber in seiner Art aufzutreten und zu sprechen war dieser hohe General so schlicht, daß man es ihm ansah, dies ist ein echter und wahrer Mann durch und durch! Denn nur

unechte Menschen sind eitel und prahlerisch, das wahrhaft Große aber ist immer einfach und schlicht, weil es seinen Wert in sich selber hat. Und von wem erzählte der kommandierende General? Von seinen schwarzen Helden! Von den schwarzen Soldaten, die aus Ostafrika selber stammten und Haus und Hof verlassen hatten, um für uns in unserer deutschen Heere gegen unsere Feinde zu kämpfen. Wie lobte er ihre Ergebenheit, ihre Anhänglichkeit, ihre Kameradschaft mit den weißen deutschen Soldaten, ihre Treue und Ausdauer! „Zehraus, jahrein, so sagte er, haben diese Eingeborenen, die afrikanischen Askaris, in Not und Tod fest zu uns Deutschen gehalten. Alle Mühen und Entbehrungen der langen Märsche und Kämpfe haben diese braven Schwarzen unter Hunger und Durst geduldig mitgetragen. Allen Verlockungen der Feinde, für Geld und gutes Essen zu ihnen überzulaufen, haben sie tapfer widerstanden. Von ihrer Soldatenpflicht sind sie nicht gewichen, selbst wenn sie auf unseren Kriegszügen durch ihr Heimatgebiet kamen und mit sehnsuchtsvollem Herzen ihr Dorf, gar ihre Hütte in der Weite erblickten! Da sind sie ihren Familien fern geblieben, um dem deutschen Kaiser Gehorsam und Treue zu halten.“ Nicht wahr, liebe Kinder, das waren in der Tat schwarze Helden im Kämpfen und Dulden! Und dabei waren sie in der Mehrzahl noch Heiden! Ob wir das Heldentum nicht noch viel heller aufleuchten sehen, wenn wir es im Leben von schwarzen Christen beobachten, die wie ihr Heiland Jesus Christus ihr Vaterland und Volk lieb hatten und todesmutig ihr Herzblut dahingaben für ihre Brüder?

Ihr wißt wohl, vor langen Jahren (1904) tobte ein erbitterter Krieg im fernen Osten zwischen Rußland und dem heidnischen Japan. Wie erstaunte die Welt, als man erfuhr, daß von den tapfer kämpfenden japanischen Soldaten eine große Menge Christen waren, auch von den

Offizieren! Mittem im Feldzug hielten sie fest zusammen, zum guten Teil waren es Mitglieder von christlichen Jugendvereinen. Sie lasen die Bibel, beteten miteinander und stärkten sich in der Treue zu Kaiser und Reich. In Todesverachtung und Kampfesmut waren sie allen andern voran. Der Hauptmann Ujijama war einer der Helden von Liaojang. Die Schlacht war für die Japaner glücklich verlaufen, aber da erhielten die Russen Verstärkung, und bald wichen die japanischen Regimenter zurück. Es stand alles auf dem Spiele. Da rief der Hauptmann: „Freiwillige vor!“ Er sammelte eine Schar von beherzten Männern, verrichtete ein stilles Gebet, schrieb noch auf einen Zettel, er gehe in den Tod, sterbe aber freudig im Glauben an Jesus Christus — dann stürmte er mit seinen Getreuen gegen den Feind. Er stürzte sich in die Schlacht, wo sie am heftigsten war. Ein russisches Bajonett drang ihm in das linke Auge, sieben Kugeln durchbohrten seinen Körper. So sank er tot zu Boden. Aber der Kampf wurde gewonnen! Nach japanischer Sitte der Heldenverehrung wurde der Hauptmann noch nach seinem Tode zum Major befördert, ja er erhielt den höchsten japanischen Orden, den goldenen Drachenorden. Am hellsten aber leuchtete sein Bild in den treuen Herzen seiner christlichen Glaubensbrüder. Und wenn man von ihm sprach, so nannte man ihn überall den „Hauptmann Ujijama von der Jesuskompagnie.“

Noch von einem andern christlichen Helden aus derselben Volke haben wir Nachricht. Vor der Hafenstadt Port Arthur entbrannte eine Seeschlacht. Viele Japaner fanden ihren Tod in den Wellen. Unter ihnen war auch ein Offizier mit Namen Schizanosuke Kagejama. Sein Leichnam wurde aus dem Wasser aufgefischt. Da fand man in seiner Brusttasche ein Büchlein, das war mit dem Herzblut des Offiziers und mit Seewasser ganz durchtränkt. Es war ein köstlicher Schatz für ihn gewesen, den er stets bei sich getragen hatte. Was war das für ein Büchlein? Ihr kennt es gut, liebe Kinder, und ihr besitzt es alle — es war ein Evangelium Johannis, wie es in eurem eignen Neuen Testamente steht! Eine japanische Zeitung schrieb dazu: „Der Offizier war schon von Hause aus ein tapferer Seemann und Patriot. Er wurde das aber noch mehr infolge des bewundernswürdigen christlichen Glaubens, der ihn durch das Lesen des unschätzbaren Buches belebte. Nach dem Zeugnis einer seiner Freunde hielt er sich fest an die Worte Christi: Wer an mich glaubt, wird nicht sterben. Mit diesem Glauben ist er in den fast sicheren Tod gegangen, und dann auch im Frieden gestorben mit dem Buch am Herzen.“ Ja sagt, war das nicht ein Held? Und solcher gab es viele! Hören wir nur, was ein hoher, japanischer Offizier an einen Missionar schrieb: „Ich bin gerade von Port Arthur zurückgekehrt. Ich bin selbst kein Christ, habe aber gesehen, wie gut sich die christlichen Soldaten halten. Ruhig und furchtlos gehen sie in die Schlacht, in guter Ordnung und ernster Stimmung kommen sie zurück. Ich meine, es wäre gut für unsere Armee, wenn alle Christen würden.“ Kann man sich ein schöneres Zeugnis für christliche Soldaten aus dem Munde ihres heidnischen Vorgesetzten denken?

Aber nun merkt auf, liebe Kinder! Es gibt noch ganz andere Helden, die haben mit den Schlachtfeldern des Krieges gar nichts zu tun und sind doch Kämpfer und

Sieger. Denn jeder Mensch hat ein kleines Schlachtfeld in seinem eigenen Herzen, da ringen unablässig zwei feindliche Mächte miteinander — das Gute und das Böse! Beide Mächte wollen den Menschen besitzen. Und es kommt alles darauf an, wenn du selbst dich zur Verfügung stellst, auf wessen Seite du kämpfst. Läßt du dich vom Bösen beherrschen und tuft du eine schlechte Tat — das ist wohl leicht geschahen, aber es ist für dich eine Niederlage, du bist überwunden und besiegt und mußt dich schämen. Trittst du aber für das Gute ein, hörst du auf das, was der liebe Gott in seinen Geboten von dir verlangt, fragst du dich immer, was wohl der Herr Jesus gern von dir sehen möchte, und entscheidest du dich dann dem Herrn Jesus zu Liebe und tuft wirklich nach Gottes Willen das Gute, wenn es dir auch noch so schwer fällt — ja, dann bist auch du ein ehelicher Kämpfer, ein Sieger und ein Held! Es geht kein Tag vorüber ohne solchen Kampf in deinem Herzen, wenn du in der Schule oder im Elternhaus fleißig und gehorsam sein sollst, hilfreich zu deinen Freunden und liebevoll zu deinen Geschwistern. Darum prüfe dich an jedem Abend und frage dich: war ich heute ein Held?

Meint ihr, bei den Schwarzen wäre das anders? Warum denn! Alle Menschen auf Erden fühlen den Unterschied zwischen Gut und Böse in ihren Herzen. Es kommt nur darauf an, daß die Heiden durch Missionare den Herrn Jesus kennen lernen, damit sie mit Freuden ihm dienen und ihm zu Liebe und treu mit ihm verbunden sich durch alles Schwere hindurchkämpfen. So werden auch sie zu Herzens-Helden, die uns Vorbilder sein können als Helden im Glauben und im Leiden und in der Liebe. Ja gewiß, auch solche schwarze und braune und gelbe Helden gibt es. Das sollt ihr gleich sehen.

„Wie Apostel im Gefängnis“.

Zur Garnison von Canton in China gehörten auch einige eingeborene Christen. Der oberste Befehlshaber wußte wohl darum, aber er duldete die Christen in seiner Truppe. Nicht so einer der niederen Offiziere. Er war ein Christenfeind und wartete auf eine Gelegenheit, die Gläubigen zu verfolgen, obgleich sie nichts Unrechtes getan hatten. Kaum war der Oberbefehlshaber für einige Zeit abwesend, da führte jener Offizier seinen Plan aus. Er ließ einen der Christen rufen und fuhr ihn vor versammelter Mannschaft an: „Bist du ein Christ?“ Dieser ahnte nichts Gutes. Aber nicht einen Augenblick dachte er daran, seinen Glauben zu verleugnen, sondern gab ohne Zögern und unerschrocken ein festes „Ja!“ zur Antwort. Wackerlich über das mutige Bekenntnis schrie nun der Offizier: „Zieht ihm sofort seine Uniform aus!“ Das geschah. Und ohne weiteres wurde der Unschuldige ins Gefängnis abgeführt und in Fesseln gelegt. Nach ein paar Tagen enging es zwei christlichen Kameraden ebenso. Da sie sich zum Herrn Jesus bekannten, wurden sie gleichfalls ins Gefängnis geworfen. Man steckte sie dort in einen hölzernen Käfig, aus dem sie nur mit den Köpfen heraussehen konnten. Die Wärter schlossen sorgfältig die Türe der Zelle und verboten allen auf das strengste, den gefangenen Christen Essen zu bringen. Sie sollten den Hungertod sterben! Als sich die Augen der Gefangenen an das Dunkel deserkers gewöhnten, erkannten sie ganz in ihrer Nähe ihren Kameraden, der vor ihnen hierher gebracht worden war. Was taten nun die Drei in ihrer Trübsal? Sie klagten und weinten nicht, sondern stärkten

sich gegenseitig im Glauben. Dann beteten sie miteinander und befohlen sich dem Schutze unseres allmächtigen Gottes, der in seinem Wort verheißt hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ Sie beteten innig und voll Vertrauen. Das machte ihre Herzen leicht. Ja so freudig wurden sie, daß sie anfangen ihre schönsten und liebsten christlichen Lieder zu singen. Singende Gefangene! Ihr könnt euch denken, daß das einen Aufbruch gab im ganzen Gefängnis. Der Wärter stürzte herbei, öffnete die Tür und rief ganz außer Atem: „Was fällt euch ein! Wißt ihr nicht, daß ihr im Kerker sitzt und schwere Marter zu erwarten habt?“ Sie aber antworteten fröhlich, daß sie trotzdem im Herzen Frieden hätten, weil sie sich glücklich geborgen wußten in Gottes Liebe und Schutz. Während sie so redeten, sammelte sich an der Tür eine ganze Schar von Wärtern und Gefangenen — ihnen allen verkündigten sie die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Heiland der Menschen. Das machte einen so tiefen Eindruck auf die Hörer, daß einer von ihnen gläubig wurde und gleich nach Verbüßung seiner Gefangenschaft zu einem Missionar ging und um die Taufe bat. Er ist Christ geworden und hat uns die ganze Geschichte erzählt. Die drei Glaubenshelden aber, die so mutig wie Apostel im Gefängnis ihren Glauben an unsern Herrn Jesus Christus bekannt hatten, wurden nach der Rückkehr des Oberbefehlshabers sofort wieder in Freiheit gesetzt.

„Eine Jüngerin Jesu.“

In einer chinesischen Stadt wurde eine christliche Hochzeit gefeiert. Nach der Sitte des Landes sollte die Braut in einem Sessel ins Haus des Bräutigams getragen werden. Der Brautsessel ist ein viereckiger Kasten, der an Längsstangen von Dienern aufgenommen wird. Er ist natürlich aufs beste geschmückt, mit Schnitzereien versehen und mit Samt und Seide gepolstert. Die Hauptsache aber ist die Aufschrift. Am Hochzeitstage soll die Ehre der Braut vor aller Augen leuchten. Darum wird an dem Sessel ein breiter roter Papierstreifen befestigt, der in großen Buchstaben anzeigt, wessen Nachkomme die Braut ist. Aus der langen Reihe der Vorfahren wird der berühmteste Name herausgesucht, und dieser Name kommt an den Brautsessel. — Als die heidnischen Verwandten unserer Braut ihre Ahnenreihe prüften, kamen sie auf einen sehr vornehmen und berühmten Mann, einen hohen Beamten, der einst der oberste Kriminalrichter einer großen Provinz gewesen war. Das war freilich schon lange her, der Mann hatte vor einigen hundert Jahren gelebt. Aber das schadete nichts. Unzählige beneideten die junge Braut um dieses Glück. Auch die Verwandten waren hocherfreut und bestimmten, daß die Aufschrift lauten sollte: „In diesem Sessel sitzt eine Provinzial-Kriminalrichterstochter.“ Wie schön das klang! Nur der Braut selber gefiel das nicht, es war ihr zu heidnisch. Sie konnte aber den heidnischen Verwandten gegenüber ihre Wünsche nicht durchsetzen. Da kam ihr ein christlicher Onkel zu Hilfe, der ebenso dachte wie die Braut. Er hob hervor, daß der lebendige Heiland Jesus Christus für uns mehr bedeute als ein in Staub zerfallener Urahne, und daß es Christen gezieme, ihren Erlöser, der sein heiliges teures Blut für uns am Kreuze vergossen habe, vor allen Menschen zu bekennen. Das war der Braut aus dem Herzen gesprochen. Die Verwandten mußten nachgeben, und als der schmucke Brautsessel durch

die Straßen der Stadt getragen wurde, konnten alle Heiden auf dem roten Papierstreifen die Worte lesen: „In diesem Sessel sitzt eine Jüngerin Jesu“. Mit diesem mutigen öffentlichen Bekenntnis trat die chinesische Braut in den Ehestand.

Wo Glaube ist, da ist auch Liebe. Helden christlicher Liebe finden wir in allen Völkern, Helden der Bruderliebe und der Feindesliebe.

„Bruderliebe.“

Auf der Insel Formosa wird viel Zuckerrohr gebaut. Ist das abgeerntet, so zündet man die Stoppelfelder an. Sei, wie knütern und lohnen die zuckrigen Stumpfe! Ist das Feld reingebrennt, so kann es wieder bepflanzt werden. So ist es dort alte und einfache Gewohnheit. Einmal aber geschah dabei ein Unglück. In der Nähe eines solchen Feldes stand das Haus eines Christen. Der Wind wehte auf das Haus zu, die Flammen schlugen hinüber, und das ganze Haus ging in Feuer auf! Der Besitzer war mit seiner Familie gerade am dem Tage auf Reisen. Als sie wiederkamen, fanden sie nichts weiter vor als ein Häufchen Asche. Das ganze Hab und Gut war verbrannt, sogar zwei treue Hunde, die das Haus nicht verlassen wollten, waren in den Flammen umgekommen. Wie traurig war die arme Familie, die nun kein Obdach hatte! Ihr kennt das Sprichwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“. Zumal, wenn Heiden ringsherum wohnen! Die kamen nun alle zusammen und schalteten den Christen. Es sei ihm ganz recht geschehen, denn das käme davon, wenn man die alten Götter der Väter verlasse, den Ahnen nicht mehr opfere und den fremden Missionaren folge. So ging es ein paar Tage lang über den Christen her. Aber da, eines Morgens ganz früh, was geschieht da? Noch in der Dämmerung, ehe die Sonne aufgegangen war, zieht stillschweigend eine lange Reihe von Heizelmännchen heran! Der eine trägt Bambusstangen, ein anderer Holz, der dritte Steine, der nächste Werkzeuge — der ganze Trupp schwerbeladen! An der Brandstätte machen sie Halt, setzen ihre Lasten ab, räumen die Trümmer hinweg und beginnen ein neues Haus zu bauen! Aber wer waren die Heizelmännchen? Ihr habt es ja längst erraten. Es waren die Christen vom nächsten Dorf! Als die von dem Unglück ihres Bruders gehört hatten, waren sie auch sogleich entschlossen, ihm zu helfen. So machten sie das Wort des Apostels Paulus wahr: „Einer trage des andern Last!“ Bald war das neue Haus fertig. Wie staunten nun die Heiden! Und beschämt gestanden sie sich's: Solche Bruderliebe wäre unter Heiden ganz unmöglich.

Und ebenso unmöglich wäre unter Heiden die

„Feindesliebe.“

In der japanischen Stadt Kumamoto wurden die Christen von den Heiden bedrängt und verfolgt. Sogar während der Gottesdienste waren sie nicht sicher. Die Heiden überfielen die christliche Kapelle, zerstörten sie zum Teil und schlugen auf die Christen ein. Den eingebornen Pastor Asuga hatten sie dabei gar schwer verwundet. Da mit einem Male änderte sich die Haltung der Heiden. Sie wurden freundlich, ja zuvorkommend gegen die Christen. Woher kam das? Sie waren immerlich überwunden. Aber wodurch? Die Polizei hatte den Aufseher unter den Heiden, und das war ihr Oberpriester selbst, festgenommen und ins Gefängnis gesetzt.

Als Pastor Msuga davon hörte, schrieb er von seinem Schmerzenslager an die Richter und bat für seinen Verfolger um milde Behandlung. Die Richter sagten zu. Damit aber nicht genug, schickte er am Abend eine warme Decke für seinen Feind ins Gefängnis, damit er nicht friere. So sammelte er feurige Kohlen auf die Häupter seiner Feinde, wie der Apostel Paulus im Römerbrief Kapitel 12 Vers 20 sagt. Denn wenn ein Uebeltäter Wohlthaten empfängt von dem, an welchem er Böses getan hat, so brennt das auf ihm wie feurige Kohlen, so daß er schmerzlich beschämt sein Haupt neigt. Ja, die Feinde schämten sich. Drei Priester kamen zu Msuga, baden ihn sehr um Verzeihung für ihre Uebeltaten an ihm und dankten ihm herzlich für seine Freundlichkeit und Güte. Er erklärte, er habe nur seine Christenpflicht getan. Von Stund an aber hörten die Verfolgungen auf, und die Heiden erwiesen sich den Christen gefällig, wo sie nur konnten.

Laßt uns endlich noch hören von schwarzen Helden im Leiden und Sterben, die im festen Glauben an unsern Heiland ihr Blut vergossen haben, man nennt sie

„Märtyrer“.

In Uganda in Afrika war durch die Missionsarbeit kaum eine Schar von Christen gesammelt, da brach auch schon eine schreckliche Verfolgung über sie herein. Der erst 20jährige König Muanga wurde zu einem blutdürstigen Mörder der Christen, wie es der grausame Kaiser Nero in Rom einst gewesen ist. Schon hatte er drei christliche Jünglinge verbrennen und einen Bischof mit samt seiner Begleitung in einem furchtbaren Blutbade mit Speeren durchbohren lassen. Aber der neue Christenglaube war so nicht auszuröten. In seiner Ohnmacht wurde Muanga nur noch wütender. Er mußte sogar erkennen, daß von den Leuten an seinem eignen Hofe sich viele dem Christentume zuwandten. Dadurch glaubte er törichterweise seine Stellung als König bedroht. Er selber wollte geehrt sein wie Gott! Darum schwur er allen Christen Rache und Tod. Und als im Mai 1886 selbst eine Prinzessin ihre heidnischen Amulette weggeworfen und ihre Ahnenreliquien verbrannt hatte und zum Christentum übergetreten war, und bald darauf einer seiner Lieblingspagen als Christ einer teuflischen Versuchung Muangas fest widerstand — da kannte der Zorn des Königs keine Grenzen mehr. Er ließ die ihm bekannten Christen greifen und ins Gefängnis werfen. Die einen wurden auf seinen Befehl grausam verstümmelt, andere zu Tode geschlagen, einer sogar vom König selbst mit der Spitze eines zerbrochenen Speeres zerfleischt und zerhackt. Aber keiner der Christen verleugnete seinen christlichen Glauben! Auch nicht die Opfer des schrecklichen 5. Juni. An dem Tage wurde ein riesiger Scheiterhaufen aufgerichtet und 32 von den gefangenen Christen wurden darauf lebendig verbrannt! Manche wurden zuvor auf das grausamste hingemartert. Dem einen wurde erst ein Bein abgehakt und ins Feuer geworfen, dann eine Hand und das andere Bein, dann erst warf man auch den Verstümmelten selbst auf den Scheiterhaufen. Der oberste Scharfrichter meldete danach dem König, so habe er noch nie Menschen sterben sehen wie diese Christen. Sie wären mutig in den Tod gegangen und hätten im Feuer und Qualm laut zu Gott für ihre Mörder und ihr Vaterland

gebetet. Ja, diese schwarzen Christen starben als Märtyrer und als Helden.

Kennt ihr das Wort: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche“? Es bedeutet, wo Christen um des Glaubens willen sterben, werden andere Menschen dadurch gläubig. Das zeigt uns ein kleiner Negerknabe. Der hatte die Greuel jener Tage in Uganda und das Sterben der Christen mit angesehen. Aber all das Furchtbare hatte ihn nicht erschreckt. Er mußte nur immer daran denken, was für Helden jene Christen in ihrem Sterben gewesen waren. Und im Herzen sagte er sich, wie lieb der Herr Jesus sein müsse, für den sie so freudig in den Tod zingen. Es dauerte nun nicht lange, da kam er zu einem Missionar und bat ihn:

„Mein Freund, ich wünsche getauft zu werden.“

„Weißt du auch, was du bittest?“ fragte der Missionar.

„Ich weiß es, mein Freund.“

„Aber weißt du, daß sie dich töten werden, wenn du sagst, du seist ein Christ?“

„Ich weiß es, mein Freund.“

„Aber, wenn du nun gefragt wirst, ob du ein Christ bist, wirst du dann lügen und ableugnen und „Nein“ sagen?“

„Ich werde bekennen, mein Freund.“

Da wurde er auf den Namen Samuel getauft. —

Auch in China waren die Leute den Christen nicht immer so günstig gesinnt wie heutzutage. Die chinesischen Christen sind wiederholt blutig verfolgt worden. Man wollte sie zum Abfall vom christlichen Glauben zwingen. Dabei geschah es, daß die in die Christenhäuser eindringenden Heiden Kreuze von den Wänden rissen, sie auf die Erde warfen und den Christen befohlen, mit den Füßen darauf zu treten. So sollten sie den Herrn Jesus Christus verleugnen. Die Christen aber weigerten sich standhaft und erklärten: „Das tun wir nie und nimmermehr!“ Da wurden die Christen mit dem Tode bedroht: „Ihr müßt sterben, wenn ihr nicht auf das Kreuz tretet!“ Sie aber blieben fest — und die wütenden Heiden hieben sie in Stücke! —

Liebe Kinder, würdet ihr ebenso fest bleiben wie diese Christen? Nicht wahr, das Kreuz gehört nicht in den Schmutz und unter die Füße, das Kreuz gehört ins Herz hinein, da soll es leuchten! Denn am Kreuz hat unser Herr Jesus gelitten, da ist er für uns gestorben und hat damit bewiesen, wie stark seine Liebe zu uns ist. Daran wollen wir immer denken und unserm Heiland in Liebe treu bleiben und nach seinem Willen nur das Gute tun. So werdet auch ihr stark und tapfer, wie ihr es gesehen habt an all den schwarzen Helden.

Es grüßt euch herzlich

euer Missionsinspektor
H. Koterberg.

Ich werde euch nun auch weiterhin von der Mission erzählen. Laßt uns gute Kameraden bleiben! Möchte nicht auch der eine oder der andere von euch später einmal Missionar werden? Schreibt mir doch mal eine Postkarte darüber — ich wohne im Missionshaus in Berlin-Friedenau, Handjerystr. 20.



9. Jahrgang

Juli — September 1919

Nr. 7—9.

Blutsaat und Freudenenernte.

Von Missionsinspektor R. Foertsch in Friedenau.

1. Ein Mord am Meeresstrand.

Unter ragenden Palmen und immer grünen Bäumen, fast versteckt von dichtem Buschwerk stand vor rund 18 Jahren auf der Insel Pagueh eine kleine Hütte aus geflochtenen Matten, mit einem weiten Strohdach, und daneben noch ein ähnliches Häuschen. Du würdest gewiß nicht erraten, daß hier ein Missionar wohnt, wenn nicht in der Nähe der beiden Hütten etwas wie ein kleines Türmchen stände, mit einem Glöcklein drin und einem Holzkreuz auf der Spitze. Den Häuschen gegenüber ist noch eine längliche Hütte zu sehen, da liegen ein paar Kranke drin, das ist also ein „Krankenhaus“. Diese schlichte, einfache Anlage, so recht bescheiden und dürftig, ist die Missionsstation, die der Rheinische Missionar Lett hier angelegt hat, unweit des rauschenden Meeres, um von hier aus den Eingeborenen der vier Inseln der Mentaweigruppe das Evangelium zu bringen.

Das war keine leichte Aufgabe. Nicht bloß, weil die Leute so weit auseinander wohnten und weil man immer mit dem Schiff übers Meer fahren oder beschwerliche Wege durch den dichten, unwegsamen Urwald wandern mußte, sondern vor allem, weil die Mentaweier gar so wilde und mißtrauische Menschen waren. Das hing mit ihrem bösen Heidenglauben zusammen. Sie glaubten nämlich, daß ihre ganzen Wälder voll böser Geister sind, und daß sich böie Menschen mit den Geister verbinden und als Hexen den Mitmenschen großen Schaden zufügen können. Wenn dann einem Menschen irgend etwas Unangenehmes widerfährt, gleich denkt er, da hat mich oder mein Vieh einer verhext, und wendet sich an den Zauberer, er soll die Hexe suchen.

Die Zauberer freuen sich sehr über einen solchen Auftrag, haben sie doch immer einige Leute, denen sie gerne etwas anhängen wollen. So einer wird dann der Hexerei beschuldigt und es ist dem Zauberer bei seinem ungeheuren Einfluß und der Leichtgläubigkeit der irgeleiteten Heiden eine Kleinigkeit, dem Angeklagten seine Schuld nachzuweisen, und dann kommt die Strafe: oft genug wird der Arme, der als Hexe angeklagt ist, einfach von den wütenden Heiden aufgehängt. So kamen denn die Leute aus der Angst nicht heraus, weiß ja doch niemand, ob nicht auch ihn einmal der Zauberer als Hexe bezeichnet. Und auch vor den Geistern fürchteten sie sich. Freilich von dieser Angst und ihrem Glend merkte man nichts, wenn sie ihre großen Opferfeste feierten, wo sie tagelang zechten und schlemmten und tanzten. Und doch sind auch diese Feste ein deutliches Zeichen ihres Glends, denn da geht's ganz fürchterlich wild und roh zu. Wenn man diese Menschen in ihrem ungebundenen Leben beobachtete, dann konnte man ein richtiges Grauen vor ihnen bekommen. Ein holländischer Beamter, der sich Land und Volk einmal gründlich ansah, meinte: „Dies Volk hat ja überhaupt keine Seele mehr.“

Und solche Menschen soll man zu Jesus führen? Das geht doch gar nicht, denkst du vielleicht. Der Herr Missionar Lett hat nicht so gedacht. Er kannte seinen Heiland und mußte, wie er die allertwildesten Menschen überwinden kann. Das hatte er schon erlebt, als er unter den berüchtigten Schädeljägern und Massenmördern auf der Westküste der Insel Mias gelebt und gearbeitet und später in Sumatra als Sendbote Jesu Christi gewirkt hatte. So ging er denn frisch an die Arbeit. Mit großer Freundlichkeit versuchte er sich mit den wilden scheuen Menschen zu unterhalten und lernte auf diese Weise verhältnismäßig rasch ihre Sprache. Unermüdllich war er unterwegs und besuchte die

Dörfer. Auf seiner einfachen Station sammelte er Kinder und erzählte ihnen biblische Geschichten und hielt mit ihnen Schule; wenn die Leute krank waren, half er ihnen, und bei alledem stand ihm seine Frau zur Seite. Daß er sich so gar nicht fürchtete, das machte auf die Heiden einen großen Eindruck und sie merkten auch sehr bald, daß er es mit ihnen sehr gut meinte, denn er half ihnen auch, daß sie mit der holländischen Regierung in ein gutes Verhältnis kamen.

Missionar Lett war riesig fleißig. Nach mehreren Jahren der Arbeit hatte er bereits den Katechismus und eine Menge biblischer Geschichten und ungefähr 20 Lieder übersetzt. Für die Schule hatte er ein Lesebüchlein und ein Rechenbuch geschaffen. Ringsum hatte er gepredigt und den Leuten viel, sehr viel vom Heiland erzählt. Aber das alles schien keinen tieferen Eindruck auf die Leute zu machen, sie wollten eigentlich vom Herrn Jesus nichts wissen. So hat Missionar Lett treu und unverzagt gearbeitet, auch wenn er keine Frucht seiner Arbeit sah.

Eines Tages fuhr er mit einem holländischen Regierungsschiff hinüber nach der Nachbarinsel. Die Regierung wollte gern mit den wilden Bewohnern verhandeln, und sie bat den Missionar, dabei zu helfen, weil sie wußte, wie geschickt er mit den Heiden umging und wie er bei ihnen schon bekannt und geehrt war. In einem Kahn ruderte er vom Schiff an den Strand. Da standen die Eingeborenen in aufgeregten Haufen und unter wüstem Geschrei und Lärm. Aber es gelang dem Missionar doch, mit ihnen zu verhandeln und es schien so, als ob er mit ihnen zu Rande kam. Vom Schiff aus konnte man beobachten, wie die Aufregung sich legte und wie schließlich die beiden Häuptlinge zu ihm ins Boot stiegen, um mit aufs Schiff zu weiteren Verhandlungen zu kommen. Kaum aber hatte der Missionar ein paar Huderschläge getan, da sprangen die Häuptlinge auf und hieben mit ihren Messern auf den wehrlosen Missionar ein und schlugen ihn tot. Das war am 20. August 1909.

2. Pfingstwunder.

Wenn Heiden einen Missionar totschlagen, so schlagen sie noch lange nicht die Mission tot. Im Gegenteil, dann keimt die Saat des göttlichen Wortes erst recht, weil sie von Märtyrerblut gedüngt ist. Und so war es auch auf den Mentawaiinseln. Freilich zunächst hat man nicht gleich etwas davon gemerkt. Der neue Missionar Börner hat auch viel Geduld haben müssen. Acht Jahre hat er ebenso treu und fleißig an dem wilden Volk gearbeitet und er konnte keine Spur sehen, daß Gottes Wort Eingang in die Heidenherzen gefunden hätte. Im Gegenteil. Im Jahre 1915 schrieb er an die Missionsleitung daheim: „Im allgemeinen muß man sagen, daß dies Volk die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt hat und auch nicht erkennen will. Die Leute gehen jedem ernststen Gespräch aus dem Weg, machen Witze oder spotten auch, wenn sie auch immer freudlich bleiben. Jede ernstere Unterhaltung suchen sie abzubreaken oder in ein leichtes Fahrwasser zu lenken.“ Und dabei ahnte er gar nicht, daß es unter der Oberfläche schon mächtig gärte, daß unter den Heiden bereits einige waren, von denen der Engel Gottes sehen und sagen konnte: Siehe, er betet! Da wohnte im Dorfe ein kleiner Häuptling, Dschagomandri. Er hatte die Grundwahrheiten des

Evangeliums erfaßt, daß unser Heiland helfen kann und daß wir ihn bitten dürfen. Und da hat er innerlich mit dem Heidentum gebrochen. Ohne daß es irgend jemand außer seiner Frau wußte, suchte er Zuflucht bei Gott im Gebet. Und darin hat ihn ein Erlebnis besonderer Art bestärkt. Eines Tages fuhren die Dorfbewohner zum Fischfang aus. An einer Landbiegung landeten sie, um nach alter Sitte hier den Geistern ein Opfer darzubringen und so die unheimlichen Mächte zum Segnen zu veranlassen. Dschagomandri aber ruderte weiter, bis er hinter einen Landvorsprung kam. Dort stieg er mit seiner Frau aus, fiel nieder auf die Kniee und betete zu Gott um Hilfe und Segen. Und wunderbar, Gott bekannte sich zu dem schlichten, einfachen Gebet des Heiden. Zwei volle Körbe waren der Ertrag seines Fischfanges, und die übrigen Dorfbewohner kehrten mit leeren Händen zurück. Mit noch einer anderen Familie kam Dschagomandri zum Missionar und bat, zur Taufe unterrichtet zu werden. Der Missionar dachte, die Volksgenossen würden sich nun sehr aufregen und den Taufbewerbern viel Schimpf und Schaden zufügen. Aber es blieb ganz ruhig, denn es gärte im Herzen des Volkes und am Pfingstfest des Jahres 1916 kam es zum Durchbruch.

Am Pfingstsonnabend kam der Missionar Börner in ein stattliches Dorf, in dem vier Sippen, das sind große Familienverbände, wohnten. Seit Jahren war in diesem Dorfe der Same des göttlichen Wortes ausgestreut worden; hier sollte nun Pfingstgottesdienst gehalten werden. Da erschien der Abgesandte der einen Sippe beim Missionar im Schulhaus und bat ihn, er möchte doch am Abend zu ihnen ins Versammlungshaus, in die Uma, kommen. Gerne folgte der Missionar der eigenartigen Einladung. Wie war der Missionar überrascht, als der alte Häuptling aufstand und mit tiefer Bewegung sagte: „Die jungen Leute wollen nicht mehr die Alten bleiben, sie wollen nach der neuen Lehre, nach dem Evangelium leben. Ich bin alt, aber ich will mich fügen. Ich bin bereit, die Uma, das Versammlungshaus, auszuliefern, daß die Götzenbilder vertilgt werden und daß wir uns hier um Gottes Wort versammeln.“ Nun sprach einer nach dem andern, und aus allen Reihen ging klar hervor, daß die Kraft des Evangeliums in ihren Herzen wirksam geworden war. Der Missionar hat sie nicht gleich mit offenen Armen aufgenommen, er wollte sie erst prüfen, und fragte: „Ja, was denkt ihr denn? Werden nicht die bösen Geister sich rächen, wenn ihr sie nun verlaßt? Wollt ihr nicht erst einmal abwarten, wie es euren Volksgenossen ergehen wird, die sich der neuen Lehre angeschlossen haben? Wenn über einen reißenden Bach ein schmales Brücklein führt, dann springt ihr doch nicht gleich darauf, sondern seht erst zu, ob es einen und dann noch einen Menschen trägt.“ Da bekam er die Antwort: „Wir haben das alles gründlich überlegt. Meinst du, wir hätten nicht genau dich und deine braunen Gehilfen aus den Bataks beobachtet? Ihr opfert nicht, und es geht euch besser wie uns. Unsere Kranken sterben dahin, aber wenn wir sie zu euch auf die Station bringen, werden sie gesund. Wir wollen eurem Gott dienen.“ Da hat der Missionar sich bereit erklärt, am andern Tag nach dem Gottesdienst die Uma zu reinigen. Wie ein Lauffeuer ging's durchs Dorf: Die große Sippe will die neue Lehre

annehmen. Am andern Morgen war die Schule, in der der Pfingstgottesdienst stattfinden sollte, bis in den letzten Winkel gefüllt. Kaum einen Stehplatz fand der Missionar, um zur Gemeinde zu reden. Er sprach über das Wort Jesu: „Ich bin das Licht der Welt.“ Mit großer Aufmerksamkeit lauschte die Versammlung, und als der Missionar nach der Predigt erzählte, daß jene Sippe sich dem Christentum anschließen wollte, da sprangen Leute aus den anderen Sippen auf und erklärten, sie wollten sich auch anschließen, der Missionar sollte auch ihre Versammlungshäuser reinigen. Eine ungeheure Bewegung ging durch die Versammlung. Ganz erschüttert erhob sich ein alter Häuptling, gleichsam als Vertreter des Heidentums und brach in die Klage aus: „Meine Kinder verlassen mich alle, Missionar, was soll ich machen?“ Nach dem Gottesdienst zog der Missionar mit den Schulkindern in die Uma der einen Sippe, die geschlossen folgte, und räumte die Götzenbilder und den ganzen Zauberunrat und den Schmutz von Jahrzehnten hinaus und dann knieten sie alle in der Uma nieder und ergaben sich im Gebet dem Herrn und weihten ihm das Haus. Von dieser Uma mußte dann der Missionar in die nächste, vorläufig erst zur Beratung, und als die Pfingsttage um waren, da waren die vier Sippen des Dorfes als Taufbewerber in die Gemeinde aufgenommen, und die Schaar nahm weiter zu, so daß gegen Ende des Jahres über 500 Mentaweiler sich dem Herrn Jesus ergeben hatten.

Kurz nach diesem bedeutungsvollen Pfingstfest, am 9. Juli 1916, fand dann auf oer Missionsstation die erste Taufe von Mentaweilern statt, Dschagomandri und seine Freunde wurden in die Schaar der Gotteskinder aufgenommen. Die Eingeborenen hatten selbst den Altar in sinniger Weise geschmückt, indem sie aus bunten Blumen die Inschrift über dem Altar anbrachten: „Lobet den Herrn!“ Wahrlich, das rechte Wort für die Tauffeier. Lobet den Herrn, der aus der Blutsaat eine so herrliche Freudenerente hatte reifen lassen.

Der ungerechte Richter.

Eine schnurrige Geschichte aus Indien
von Missionar R. Karsten-Halbe.

Was doch manchmal bei uns in Indien für merkwürdige Sachen vorkommen. In einem Orte starb ein Mann und hinterließ zwei Witwen. Es war ein Kulin-Brahmane (Brahmane hoher Rasse), daher hatte er das Recht, so viele Frauen zu heiraten, wie ihm gefiel.

Nun, die eine der Frauen war in mittleren Jahren, die andere jung. Die in mittleren Jahren war kaum 20 Jahre alt. Der verstorbene Gatte war ein verhältnismäßig armer Mann; unter seinen wertvollsten Besitztümern war eine schöne „Hansi-Kuh“, welche zu der Zeit gerade milchend war. Kurz vor seinem Tode forderte der Brahmane seine beiden Frauen vor sein Lager und sagte ihnen, daß er alle seine kleinen Dinge zu gleichen Teilen unter sie lasse. Indessen sei noch die Kuh vorhanden, ein hochgeschätzendes Tier, und er könne keinen Weg finden, diese unter sie beide zu teilen. „Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich dem die Kuh überlassen haben. Aber da ich keinen Sohn habe, lasse ich euch beiden die Kuh. Ihr müßt nach

ihr sehen, ein jeder in derselben Weise für sie sorgen. Versprecht nun, daß ihr bei meinen Wünschen bleiben wollt.“ Beide Frauen vergossen Tränen und versprachen unter ihrem Schluchzen, treulich nach der Kuh zu sehen, so daß jede denselben Anteil am Werte nehmen wolle. Wenige Stunden darauf starb der Mann, und als die untröstlichen Witwen sich etwas von der Gewalt ihres Kummers erholt hatten, begannen sie um sich zu blicken und einen Einblick in ihren Besitz zu tun. Die ältere von beiden hatte etwas von den Wegen der Welt gelernt und „kannte ihren Weg“, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen. Sie rief die junge Genossin und sagte zu ihr: „Schwester, ich dachte darüber nach, was unser verstorbener Gatte über die Kuh gesagt hat. Da du die junge und meistgeliebte unseres toten Gatten bist, nimmst du die Sorge über den vorderen Teil der Kuh und ich werde sie für den hinteren Teil nehmen. Bist du damit zufrieden?“

„Ich werde mit jedem Teil zufrieden sein,“ erwiderte diese mild und sanft.

Die Folge dieser Anordnung war, daß der jungen Witwe das Füttern zufiel, während die ältere die Kuh melkte und sowohl die Milch nahm als auch den Unrat, welcher zu Brennmaterial, zum Bestreichen der Wände, Fußböden usw. verwandt wird. Die Einrichtung war augenfällig einseitig und offenbar unschön und schien in diesem Punkte auch der unschuldigen, jungen Witwe Eindruck zu machen. Sie klagte einer Nachbarin, während sie die Kuh fütterte, daß die andere Witwe alle die wertvollen Produkte des Tieres einheimste.

„Meine arme, gepöppelte Schwester,“ sagte die mitempfindende Freundin, „du bist in der Tat eine Dulderin!“

„Habe ich denn keinen Anspruch auf die Produkte der Kuh?“ fragte die Witwe.

„Natürlich hast du's,“ erwiderte die Freundin. „Du hast das Recht auf deiner Seite, geschrieben und ungeschrieben. Dieß nicht euer treuer Gatte die Kuh zwischen euch beide gemeinsam?“

„Ja!“ sagt das unschuldige Geschöpf und brach in Tränen aus. „Aber was kann ich tun, um auch etwas Milch zu bekommen? Meine Kräfte sind seit dem Verlust meines teuren Herrn so herunter, daß mir Milchnahrung sehr not tut.“

„Höre,“ sagte die Freundin, „komm ganz nahe herzu, damit ich dir etwas ins Ohr flüstere. Gehe zu einem Rechtskundigen. Da ist Kundu Bundu Ghose. Er ist ein Nachbar und mit meinem Onkel gut bekannt. Gehe zu ihm, er wird schon sehen, daß du deine rechtmäßigen Gebühren erhältst.“

„O meine gütige Schwester, es ist so gut von dir mir zu raten, ich will tun, wie du sagst.“ Und sie tat es.

Am nächsten Tage besuchte sie Kundu Bundu Babu und legte ihm ihre Geschichte dar.

„Hal Dies muß geordnet werden, das ist ja ein skandalöses Mißlingen von Gerechtigkeit,“ rief der Kundu Bundu Babu aus. „Bring die Kuh heute abend zur Melkzeit vor mein Haus und sage der anderen Frau, daß sie ebenfalls kommen soll.“

Als das unverdorrene Ding der anderen Witwe erzählte, was sie getan, erschraf diese, nahm aber die Kuh und begleitete ihre Genossin zu Kundu Bundus Haus.

Als Kundu erkannte, daß die Witwen willig waren, irgendwelchen Rat, den er gab, anzunehmen, entwickelte er folgenden Plan: „Ihr zwei beiden seid die Witwen meines verstorbenen Freundes. Es ist meine bestimmte Pflicht zu sehen, daß sein letzter Wunsch richtig erfüllt werde. Die Kuh ist ein lebendes Tier und daher kann sie nicht zwischen euch geteilt werden. In allen ähnlichen Fällen über unteilbaren Besitz ist das Gesetz so, daß solch Besitz verkauft und der Ertrag zwischen den Eigentümern des besagten Besitzes gleichmäßig geteilt wird. Aber ich denke nicht daran, die Kuh zu verkaufen, das würde eine Uebertretung des Wunsches des verstorbenen Erblassers sein. Daher ist mein Rat, daß die Erzeugnisse der Kuh verkauft werden. Indes soll weder die eine noch die andere von euch die Kuh zu melken haben, sie würde nicht ehrlich gegen die andere sein. Deshalb wirst du, Kamini, die Kuh füttern und ihr den Kopf halten, während du, Kali dan, die Hinterfüße der Kuh hältst, und ich werde melken. Die Milch wird richtig durch mich als euren Helfer verkauft und die Verkaufserträge eurer gemeinsamen Rechnung gutgeschrieben. Seid ihr beide mit dieser Ordnung einverstanden?“

Die beiden unwissenden Frauen schienen von dem scheinbaren Rechtschluß durchdrungen zu sein, und da sie nichts Besseres wußten, gaben sie ihre Zustimmung zu dem schlauen Vorschlag. Die Folge war, daß die Kuh morgens und abends zu Kundu Bundu Babus Haus gebracht und dort gemelkt wurde. Aber sie erhielten nicht etwas von der Summe des Milchtrages ausgezahlt. Sie wagten gelegentlich eine Nachfrage, bekamen aber stets die Antwort, daß der Fall noch nicht reif sei für das Gericht. Das schien denn auch den Frauen nach der Weisheit und Autorität des Kundu Bundu Babus einzuleuchten. So verließ die Zeit schnell und im Verlauf wurde die Kuh trocken. Da fasten beide Witwen den gleichen Entschluß, sie besuchten den Kundu Babu. Sie fragten ihn, wann sie die Abrechnung des Milchhandels erwarten könnten.

„Welche Ertragsrechnung?“ fragte dieser mit gut verstellter Verwunderung. „Ihr schuldet mir ja eine schöne Summe Geldes.“

„Wie?“ fragten beide Witwen zusammen.

„Habe ich denn nicht als euer Helfer gehandelt und habe ich nicht die Arbeit des Melkens getan und soll ich denn für all meine Arbeit nichts erhalten? Geht, ich werde euch eine Rechnung in aller Genauigkeit senden.“ Die Rechnung kam auch in üblicher Weise und enthielt die gewöhnlichen Anwaltskosten für Rechtsrat und Dienst, für viele Monate Arbeit des Melkens. Auf der Guthabenseite war die Summe des Milchtrages gesetzt, dabei erwies sich ein Schuldenüberschuß von etwa 60 M.

Nun, daß die unglücklichen Witwen erstaunt waren, ist ein gelinder Ausdruck ihrer Gefühle. Sie brachen in Tränen aus, suchten ihre Verwandten und Bekannten auf, um eine Anleihe von etwa 60 M. zu machen, um die Rechnung des Kundu Bundu Babus zu begleichen, da er ihnen mit einem furchtbaren Prozeß drohte.

Mit solchen Sachen und ähnlichen Dingen in Feld- und Landangelegenheiten, über Ernteraub und Viehdiebstahl kommen die Leutchen auch zu den Missionaren und bitten und fragen um Rat und Hilfe. Man muß alles geduldig mit anhören, und wenn es irgend geht, dann versucht der Missionar auch, ihnen zu raten.

Sammelt!

Da ruft ihr doch ganz gewiß Hurra, wenn es heißt, ihr dürft wieder sammeln. Ich weiß es ja, wie es euch leid getan hat, daß ihr keine Briefmarken mehr für die Mission zusammentragen sollt, weil wir keine Verwendung mehr dafür haben. Ihr sammelt ja so gern. Also nun wieder frisch ans Werk, ans Sammeln. Ja, aber was denn? Briefmarken? Nein, mit denen ist's wirklich nichts mehr. Aber Staniol, sowohl das echte, das Silberpapier, als auch das Kapselstaniol. Wir haben jetzt die Sammlungen verkauft, die so bei uns eingelaufen sind und da haben wir für Staniol 168 M. und für Kapseln 22,50 M. bekommen. Nicht wahr, das lohnt schon. Es heißt ja, es wäre wieder Friede. Da werden wohl bald wieder die schönen Sachen auftauchen, die in Staniolpapier eingewickelt sind; und manch einer weiß vielleicht auch noch verborgene Schätze aus früherer Friedenszeit zu heben. Will doch sehen, wer das erste Staniolpaket einsendet.

Ein herzliches Dankeschön

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt und ihre Gaben eingesandt haben, soll auch wieder einmal dastehen. Aber die Namen kann der Kindergruß nicht bringen, weil das Zifferndrucken ganz besonders teuer ist und der Kindergruß so wieso schon furchtbar viel kostet. Aber nicht wahr, ihr seid auch damit einverstanden, wenn der Kindergruß nur schöne Geschichten bringt. Und daran soll's nicht fehlen.

Behüt euch Gott, Kinder!

Am Anfang dieses Jahres habe ich euch ein „Grüß Gott, Kinder“ zugerufen, als ich aus dem Felde zurückkam und euch wieder nach langer Zeit den Kindergruß schicken durfte. Und nun muß ich euch Lebewohl sagen. Ich bin nämlich hier in Berlin-Friedenau Pfarrer geworden, und da kann ich den Kindergruß nicht mehr schreiben. Das macht aber nichts, da schreibt ihn eben ein anderer, und der weiß ja auch so viele schöne Geschichten aus Indien und der ganzen Welt, da werdet ihr eure Freude dran haben. Aber verabschieden muß ich mich doch von euch, nicht wahr? Also, behüt euch Gott, Kinder, und bleibt treue Missionsfreunde!

Der Kindergruß erscheint viermal im Jahr. Jede Nummer 3 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foertsch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Ganderstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Gerettet!

Eine lehrreiche Geschichte aus China.

Kommt, Kinder, wir machen einen Besuch in einem chinesischen Dorf. Seht ihr die kleine Hütte dort? Da gehen wir hinein. Es ist nur eine einzige Stube, dunkel und schmutzig. Der Fußboden ist aus Lehm, nur mit einer zer-rissenen Matte bedeckt. Ein kleines Gitterfenster mit Del-papier statt Glasscheiben erhellt notdürftig den kleinen Raum. An Stelle der Tür ist eine Matte vorgehängt, und Schweine, Hunde und Hühner laufen da nach Belieben aus und ein. An Möbel ist nur ein Tisch vorhanden mit ein paar Schemeln zum sitzen. Von sonstigem Hausgerät sind nur einige Töpfe, Schüsseln und Teller zu sehen. Da ist aber natürlich auch das sogenannte Fang, eine Erhöhung aus Ziegelsteinen, zwei bis drei Fuß hoch — diese dient als Bettstelle. Ein Heizkanal im Innern des Fang verbindet diesen mit dem Ofen und sorgt im Winter für Wärme. Auf dieser heizbaren Bettstelle schläft die ganze Familie. Als Unterlage wird etwa eine Matte ausgebreitet und als Kopf-fissen dient ein eigenartiges Holzgestell, welches nach unseren Begriffen zu diesem Zweck recht ungeeignet erscheinen muß, denn es ist sehr hart und unbequem. Aber ein Chinese wickelt sich in seine wattierte Decke und schläft ganz prächtig auf seinem harten Lager. Und endlich, um das für ein heid-nisches Chinesenhaus Wichtigste nicht zu vergessen — in einer Ecke steht ein Götzenbild.

Diese Hütte bewohnt eine Chinesenfamilie: Vater, Mutter, zwei Töchter und ein Sohn, ein zehnjähriger Knabe namens Tschang. Als einziger Sohn ist Tschang gewisser-maßen die Hauptperson im Hause. Denn jeder Chinese ist glücklich, wenn er einen Sohn hat, und kümmert sich viel mehr um seine Söhne, als um seine Töchter. Das hängt mit den religiösen Anschauungen der Chinesen zusammen. Sie glauben, daß jeder Mensch drei Seelen habe. Beim

Tode wird die eine Seele mit dem Leichnam vergraben, die zweite geht in die Geisterwelt und die dritte in die Ahnen-tafel. Diese letztere wird im Hause aufgestellt und verehrt, indem man Weihrauchstäbchen vor ihr aufstellt und ihr Opfer von Reis, Wein, papierne Kleider und dergleichen darbringt. Diese Opfer müssen der Seele des Verstorbenen dargebracht werden, damit sie nicht im Jenseits darbe und als hungriger Bettelgeist auf Erden herumirre und den Lebenden schade. Diese Hausopfer für die Geister der Ahnen kann aber nur ein männlicher Nachkomme vollziehen. Dar-um möchte eben jeder Chinese männliche Nachkommen haben, denn wer soll sonst für ihn sorgen nach dem Tode? Nichts erscheint dem Chinesen schrecklicher, als die Aussicht, einmal als Bettelgeist herumzuirren!

Und siehe, da kam eines Tages ein großes Unglück! Der kleine Tschang war auf einen Baum geklettert, um seinen Papierdrachen, der dort stecken geblieben war, herunterzu-holen, und war vom Baum gefallen und hatte sich sein Bein verletzt. Die Mutter machte ihm auf dem Fang sein Lager zurecht und hoffte, es würde mit ihrem Sohne bald besser werden. Aber es wurde nicht besser, die Wunde wollte nicht heilen und der arme kleine Tschang litt arge Schmerzen. Als Heiden glauben die Eltern Tschangs, der erzürrte Hausgötze oder der Geist eines gekränkten Ahnen könnte ihrem Söhn-lein die Krankheit geschickt haben, darum muß man sie zu ver-föhnen suchen. Es werden Weihrauchstäbchen vor dem Götzenbilde angezündet und der Vater holt seine Ahnentafeln hervor und bringt ihnen Opfer dar. Aber alles das hilft nichts. Tschangs Zustand ist besorgniserregend, und die Eltern nehmen ihre Zuflucht zum Dorfpriester, der zugleich Zauberer und Wahrsager ist. Dieser soll es herausbringen, wer an dem Unfall des Knaben schuld ist und wie dem Kranken geholfen werden kann. Ist der Geist eines Ahnen der Schuldige oder ein hungriger Bettelgeist, der auf diese Weiße sich von ihnen ein Opfer erzwingen will? Der Prie-

ster befragt seine Weissagungsstäbchen. Es sind das 64 Stäbchen aus Bambusrohr mit verschiedenen Aufschriften; diese Stäbchen werden in einem Gefäß geschüttelt und das erste, welches herausspringt, entscheidet nach der Deutung des Weissagers die Frage. In diesem Fall lautet die Antwort, ein Bettelgeist habe die Krankheit verursacht und man müsse diesen befriedigen, indem man draußen Papiergeld verbrennt. Die Chinesen meinen nämlich, daß man durch Verbrennung von aus Papier gemachten Gegenständen, etwa Kleidern, Hausgeräten, Geld, die abgebildeten Gegenstände selbst den Geistern im Jenseits übermitteln kann. Daraufhin erklärt der Wahrsager, nachdem er noch seine Zauberwürfel befragt, die Götter hätten die Gebete der Eltern wohlgefällig aufgenommen und es wäre zu hoffen, daß der kleine Tschang gesund werden würde. Dann murmelt er noch einige Zauberprüche, um die bösen Geister zu vertreiben und empfängt den klingenden Lohn für seine Bemühungen, der nicht zu niedrig bemessen werden darf, trotzdem die Eltern Tschangs keineswegs wohlhabende Leute sind und das Geld nur schwer entbehren können. Aber was tun nicht Eltern, wenn es gilt, ihr Kind zu retten? Und was tun nicht zumal chinesische Eltern für ihren einzigen Sohn? Zuletzt wird dem kranken Kinde noch ein Zaubermittel, ein Amulett, um den Hals gehängt. Das soll nun sicher helfen.

Aber es hilft nicht. Im Gegenteil, dem armen Tschang geht es immer schlechter. Nun wird erst ein Arzt gerufen. Aber ein chinesischer Dorfarzt versteht selbst nicht viel von der Heilkunde. Wenn einer bei uns Arzt werden und sich das Recht zur Ausübung der Heiltätigkeit erwerben will, muß er erst lange studieren und schwierige Examina bestehen. Aber in China ist der ärztliche Beruf ein Gewerbe, wie jedes andere auch. Wenn ein Chinese Arzt werden will, so bedarf er dazu keines Studiums und keiner Examina. Er macht sich nur ein recht auffallendes Aushängeschild, in dem er seine Kunst anpreist, eröffnet einen Laden und verkauft dort seine Arzneien. Und diese Arzneien sind oft gar seltsamer Art: da gibt es Pulver aus Schlangenhaut, Tigerknochen, Rüchenschaben, Froschaugen und dergleichen abenteuerliches Zeug mehr. Nun hat man heutzutage, wo die abendländische Wissenschaft sich auch in China ausbreitet, auch chinesische Ärzte, die europäische Medizin studiert haben. — aber in dem entlegenen Dorfe, wo Tschang wohnte, gab es natürlich nur einen Arzt alten Stils, einen armen, unwissenden Quacksalber. Dieser Dorfarzt erscheint: ein alter Mann mit einer großen Hornbrille auf der Nase, die ihm ein gelehrtes und wichtiges Aussehen verleihen soll. Mit einer wichtigen Miene fühlt er den Puls des kranken Knaben und besieht seine Zunge, und dann verschreibt er für teures Geld eine Arznei.

Der arme kleine Tschang liegt aber schon wochen- und monatelang auf seinem harten Lager und auch die Arznei des Kurfürstlers kann ihm nicht helfen. Er hat heftige Schmerzen in der Hüfte, die er kaum noch ertragen kann, und am Körper bilden sich offene Wunden. Die Eltern sind tief betrübt und haben schon beinahe alle Hoffnung auf Genesung ihres Sohnes aufgegeben. Da kommt eines Tages die älteste Schwester Tschangs ganz atemlos angelaufen mit einer wunderbaren Kunde. Eine Frau im Dorf hatte ihr eben erzählt, in der großen Stadt jenseits der Berge sei ein schönes Haus, in welchem Fremde alle Kranken gesund machten. Sollte man nicht auch den armen Tschang dahinschaffen können? Freilich, der Weg ist sehr weit und beschwerlich, zumal dem kranken Knaben die geringste Bewegung Schmerzen bereitet. Aber was tut man nicht alles in der Not? Und es gelang auch, wenn auch mit vieler

Mühe, den Entschluß auszuführen und den armen Tschang in die 50 englische Meilen entfernte Stadt in das Missionshospital zu bringen.

Tschang glaubte sich da in eine ganz andere Welt versetzt. Wie ganz anders war es da, als zu Hause! Alles so hell und freundlich und sauber. Das Bett so sauber und bequem, der fremde Arzt so freundlich, die Krankenschwester so liebevoll und aufmerksam. Tschangs Fall war kein leichter, sein Hütleiden war schon zu weit fortgeschritten und die Wunden waren zu sehr vernachlässigt worden, um bald geheilt werden zu können. Der Missionsarzt hatte zuerst wenig Hoffnung, den Knaben wieder ganz herzustellen. Aber es gelang mit Gottes Hilfe. Er wurde operiert und konnte bald auf ein paar Krücken herumhumpeln und nach einigen Wochen ging er auch schon ohne Krücken umher. Der frische, fröhliche Burich, der auch anderen gern half, wo er nur konnte, war bald der Liebling aller im Hospital. Aber nicht nur seine Gesundheit erhielt er da durch Gottes Hilfe wieder, sondern er lernte auch hier unter den Christen den großen Seelenarzt Jesus Christus kennen, und als er aus dem Missionshospital scheiden durfte, um in sein Heimatdorf zurückzukehren, sagte er beim Abschied dem freundlichen Missionsarzt: „Wir alle wollen Christen werden, unsere ganze Familie!“ Und heimgekommen erzählte er seinen Eltern und Geschwistern nicht nur von der Kunst der Fremden, die ihn gesund gemacht, wo schon alles Hoffen vergeblich schien, sondern auch von der Liebe, die er dort erfahren und von Dem, der der Quell dieser Liebe ist, von dem Heiland, der Sein Leben in den Tod gegeben für die armen Sünder, damit sie nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. R.

Betrogen!

Ein Blick ins indische Volksleben.

Von Missionar R. Karsten-Halbe.

In dem Dörflein Sundrisatti steht ein stattliches Haus. Da wohnt Mumtaz Ali. Er gehört zu einer der angesehensten muhamedanischen Familien in Indien. Sein Vater stand in dem Rufe eines besonders frommen Mannes, er war ein Hadji, ein Mekkapilger, ja, er war sogar zweimal nach Mekka, dem Heiligthum der Muhamedaner, gepilgert. Jedermann kannte und ehrte ihn. Und das hatte auch auf seinen Sohn abgefärbt. Und er war auch wirklich das, was man einen frommen Muhamedaner nennt. Alle die strengen, von Muhamed befohlenen Vorschriften suchte er zu erfüllen, und ließ es nicht dabei bewenden, daß er nur Muhamed verehrte, sondern er betete auch Ali, Fatima und alle Märtyrer und Heiligen des Islams an. Er war aber auch nicht wenig stolz auf seine Frömmigkeit. Mit ungeheurer Verachtung sah er auf die andern, besonders auf die Ungläubigen, herab. Zu seiner Frömmigkeit trat noch etwas, was ihm Ansehen verlieh, er war der reichste Mann im Dorf und auch der klügste. Er konnte sogar lesen, und zwar nicht nur die Hindischrift, sondern auch Parsi. Fleißig war er auch, und wo er einen Handel abschließen konnte, da war er gleich zur Stelle. Das also ist der Mumtaz Ali, der in dem großen Haus wohnte.

Und nun muß ich euch von der Umgebung des Hauses erzählen. Ganz in der Nähe war ein schöner Gain, ein heiliger Gain. Könnt ihr euch erinnern aus der biblischen Ge-

schichte, daß da auch von Gainen die Rede ist? Zur Zeit, da die Kanaaniter im Lande wohnten, waren sie in reicher Fülle vorhanden. Geister sollten in ihnen hausen, so glaubten die Leute. Darum wurden Opferstätten in ihrer Mitte errichtet. Israel sollte sich nicht mit solchem Aberglauben verüßigen, darum befahl Gott seinem Volk, solche Gaine auszurotten. (2. Mos. 34, 13.) Wenn doch die armen Indier auch solchen Befehl gehabt und diese heiligen Gaine zerstört hätten! So aber stehen die Gaine und sind für die Umwohner die Ursache zu beständiger Furcht. Denn Hindu wie Muhamedaner sind der Meinung, daß böse Geister dort hausen, die man nicht erzürnen darf. Da muß man sich recht in acht nehmen, wenn man in der Nähe ist und viele Vorsichtsmaßregeln gebrauchen, damit man das Unheil der Geister abwehrt. Da waren die Leute im Hause des Mumtaz Ali von der Geisterfurcht immer in Atem gehalten. Allah! Allah! so riefen die Frauen im Haus aus, wenn sie des Morgens ihre Handmühle in Bewegung setzten, um das Mehl zum täglichen Brot zu mahlen, oder wenn sie später sich anschliefen, den Teig zu kneten. Allah ist ja mächtiger als die Geister, darum wird zum Schutz gegen sie sein Name ausgesprochen. Geht fort! so riefen die Frauen den Geistern als Mahnung zu, wenn sie Feuer anmachten oder Wasser ausgossen. Die Geister könnten sich sonst verletzen oder brennen, und dann waren sie beleidigt und würden den ganzen Haushalt vernichten.

Mumtaz Ali wurde krank. Was fehlte ihm denn? Ja, das wußte er auch nicht. Aber einen bestimmten Verdacht hatte er: das sind die bösen Geister aus dem Gain dort drüben, die sind zu mir gekommen und quälen mich. Da hat er geräuchert und Koransprüche gemurmelt, es half nichts. Da ließ er Beschwörungsformeln in seinem Hause sprechen, die Krankheit wich nicht. Nun wurden kleine Zecken Zeug aus seinen Kleidern geschnitten und im heiligen Gain aufgehängt, aber die Geister schienen auch dadurch nicht befriedigt zu sein, er wurde weiter von seiner Krankheit gequält. Da schien die Rettung zu nahen.

Eines Tages sprach ein Mann in Bettelmönchsgewandung in Alis Hause vor. Er kam aus dem heiligen Gain und stellte sich als Guru vor, als ein heiliger Lehrer, der durch Geheimkunst die Macht habe, jegliche Arten von Krankheit zu heilen. Man sieht solche Heilige im ganzen Lande herumwandern, es gibt deren ungefähr eine Million in Indien. Der gemeinsame Name für alle diese Leute ist Fakir. Namentlich sind es die Muhamedaner, die dieses Wort für religiöse und gewöhnliche Bettler gebrauchen. Die Hindu nennen sie Sadhu und haben noch besondere Namen für die verschiedenen Bruderschaften und Sekten. Sie geben vor, sich gänzlich der Gottheit zu weihen und sich nur mit göttlichen Dingen zu beschäftigen. In Wirklichkeit beschäftigen sich die Meisten mit — Nichtstun und Schlechtigkeiten. Sie gehen fast ganz nackt umher und haben ihren Körper mit Kuhmist und Holzasche beschmiert. Ihr Haar wird nie geschnitten und gewaschen, darum hängt es lang und wirr um ihren Kopf, von Schmutz verfilzt und von unendlich vielen Tierchen bewohnt. Ihre ganze Ausrüstung ist in der Regel ein Schnaps und eine Bange, mit der sie sich Speisen

und Gaben, die ihnen dargereicht werden, sorgfältig heranholen, damit sie sich nicht durch Berührung mit gewöhnlichen Menschen „verunreinigen“! Solch ein Heiliger kam also zu Ali. Ali fragte den Guru, was er denn für seine wunderbaren Dienste beanspruche. Als Indier und tüchtiger Geschäftsmann wußte er nur zu gut, daß keine Dinge umsonst geleistet werden. Um so mehr war er erstaunt, als der heilige Mann mit einer großartigen Handbewegung erklärte, daß er die besondere Weisung von den Göttern habe, der Menschheit ohne jede Bezahlung Gutes zu tun. Er nehme keine Belohnung. Noch ehe Mumtaz Ali sich von seinem Stammen recht erholt hatte, brachte der Guru einen irdenen Topf und legte mit geheimnisvollem Murren allerlei Kräuter hinein und gebot dann dem Ali, er solle 75 Rupie (ungefähr 100 Mark) holen und Stück für Stück in ein besonderes Papier einwickeln. Das geschah alsbald und das Geld wurde dem Fakir überreicht. Sorgfältig barg der Guru jedes einzelne Silberstück in den Topf und stellte plötzlich den Topf auf seine Deckung. Das machte er so geschickt, daß nichts herausfiel. Auf den umgekehrten Topf stellte er dann ein Licht, zündete es an und lehrte den Kranken einige Gebete. Und dann sprach er: „So, nun mußt du diese Gebete sorgfältig herlesen, bis dies Licht niedergebrannt ist. Das dauert ungefähr eine Stunde. Dann ist deine Krankheit verschwunden. Ich will dich bei dieser heiligen Handlung nicht stören, ich gehe solange fort. In ungefähr einer Stunde bin ich wieder da.“ Nun empfahl sich der Guru und Mumtaz Ali machte sich mit Andacht an seine Gebetsarbeit. Das Licht wurde immer kleiner, es fing an zu flackern, es verlosch, die Stunde war längst vorbei, immer noch saß Ali vor dem Topf und murmelte seine Gebete; aber der Guru erschien nicht. Ali schickte Boten aus, die nach dem Guru sehen sollten, aber keine Spur war von ihm zu entdecken, so viel auch nach ihm gefragt und geforscht wurde. Endlich des Wartens müde und keinerlei Anzeichen einer Besserung seiner Krankheit spürend, entschloß sich Ali, den Topf aufzuheben und die 75 Rupies wieder an sich zu nehmen. Aber siehe da, es fanden sich wohl 75 eingewickelte Geldstücke, aber das war kein Silber, das waren elende Kupferpfennige. Vergebens war alles Schreien und Fluchen, Rufen und Jammern, es blieben elende Kupfermünzen, und der Guru blieb verschwunden und die Krankheit blieb auch. Jetzt war es dem kranken Mann klar, daß er einem Betrüger ins Garn gegangen, der geschickt die Silbermünzen umzutauschen verstand und mit dem Schatz seine Straße weitergezogen war.

Seht, Kinder, so gehts den armen Menschen draußen in Indien. Denn was Ali erleben mußte, das steht nicht einzig in seiner Art da. So etwas kommt in Indien sehr oft vor, daß gerade die sogenannten Heiligen die Leute betrügen und daß kranke Menschen durch Aberglauben und Bosheit hinter's Licht geführt werden. Wißt ihr, wie den armen, verblendeten und betrogenen Menschen geholfen werden kann? Wenn ihnen das Evangelium gebracht wird! Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Auf dem Bazar.

Von Missionar R. Karsten-Salke.

Wenn wir, die wir in Indien waren, das Wort Bazar aussprechen, dann sind wir im Geiste in das bunteste Gewimmel, in bewegtes Leben und Treiben versetzt, wie es in dieser Mannigfaltigkeit und Eigenart eben nur im sonnigen Indien zu finden ist. Die Einrichtung eines solchen Wochenmarktes ist für das Land ganz unentbehrlich. Denn Läden, in denen man etwas kaufen kann, gibt es nur in den größeren Städten. Da müssen die Landleute eben alles auf dem Wochenmarkt, auf dem Bazar, kaufen. Hier gibts aber auch alles, was nützlich und schön und gut ist. Darum kommen denn auch die Leute von weit her. Nicht bloß solche, die etwas verkaufen oder kaufen wollen. Viele kommen, um Neuigkeiten zu hören oder Freunde und Bekannte zu treffen. Andere wollen nur ihren Schmuck zeigen und ihre Schönheit spazieren tragen. Es sind für den Landmann der Anregungen und Freuden so viele, daß Dichter die Welt und alle ihre Freuden mit einem Bazar verglichen haben. Wollt ihr einmal einen solchen Bazar sehen? Kommt, da will ich euch mal mitnehmen und euch alles zeigen, was es da zu schauen gibt. Ei, da geraten wir ja gleich in ein gehöriges Menschengedränge! Was sind denn das für Leute, die stattlichen Männer mit den weiten Pluderhosen und den bunt gestickten Jacken und Turbanen? Das sind kräftige Söhne Afganistans, Kabulis. Und nun die vielerlei anderen Leute: Bengalis, behende Stadtkinder, die meist als Schneider oder Lehrer ein Amt führen; stolze Brahmane mit feingemessenen Nagen, auf denen sich leider so oft auch eine maßlose Annahmung abspiegelt; behäbige Gerichtsbeamte, und unter einer schweren Last leuchtende Kulis. Die Frauen der niederen Kasten, die hier Lebensmittel holen oder Arbeit finden, gehen mit unbedecktem Gesicht und sehr spärlicher Kleidung einher. Alle diese charakteristischen Gestalten gleiten in buntem Gemisch an unserem Auge vorüber. Dazwischen laufen gelbe, dürre Hunde schnüffelnd und mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanz umher, um hier und dort etwas Abfall zu erhaschen. Auch dünne, trippelnde Ponnies sieht man, die teils zum Reiten, teils zum Warentragen benutzt werden. Die Gangart dieser Ponnies ist eigentümlich, sie ist vollkommen, „wenn das Wasser im Magen geschüttelt wird“, wie der Kenner sagt. Lastochsen und Kühe fehlen auf keinen Fall. Unternehmende Leute haben kleine Grassdächer im Hain errichtet, die sich die Händler gegen eine kleine Bezahlung mieten. Die anderen Leute setzen sich mit ihren Waren in langen Reihen beieinander. Da sind Haufen verschiedener Getreidearten und Gemüse. Zeughändler bieten allerlei Stoffe aus in weiß und rot, gelb und bunt. Früchte und Salz, Del und Schwarzwaren sind vorhanden. Schmucksachen aus Lack, Ton und Holz. Messingwaren und Kämmen, alte Flaschen und Blechbüchsen. Das Verkaufen und Kaufen erfordert Erfahrung. Verkäufer und Käufer versuchen beständig sich gegen-

seitig zu betrügen und beide werden zu guterletzt durch den Vermittler überlistet. Ueberall sitzen oder stehen Leute umher, einige befehlen die Waren, prüfen die verschiedenen Artikel von rechts und links, oben und unten. Sie fragen nach dem Preis, handeln und feilschen, heißen die Sachen schlecht und gehen davon. Andere bezahlen einfach weniger wie gefordert wird und machen sich davon. Der Verkäufer eilt hinterdrein, es gibt Streit und Zank, bis nach längerer Zeit die Sache inmitten eines großen Zeugenkreises beendet ist. Einige gehen von Stand zu Stand und suchen nach den billigsten und besten Sachen. Wieder einige stehen unentschlossen da, überlegen was sie wohl alles mitnehmen könnten, falls sie die teuren Gegenstände da kaufen würden. Bettler singen und brummen durch die Menge und quälen die Leute, doch einige Gaben herauszurücken. Dorfwächter drängen sich durch die Versammlung. Korbflechter bessern alte Tragkörbe und kaputte Wurfschaukeln aus. Etliche probieren Trommeln aus, andere bringen Nahti in Ordnung (Reinigungsmaschine für Baumwolle) und dergleichen mehr.

Schafe, Ziegen, Büffel sind etwas abseits zum Verkauf zusammengetrieben. Die Sonne brennt tüchtig; aber das Lärmen, das Gewoge, die Unruhe dauert an. Schließlich wird das Rufen der Leute, das Gebrüll der Tiere, das Gandel und Feilschen, das Streiten und Lachen weniger, Kauf und Verkauf hört langsam auf. Die Leute packen ihre Körbe, die Händler ihre Säcke und der Bazar löst sich auf. Kommt, Kinder, da gehen wir auch heim, jetzt gibts doch nichts mehr zu sehen!

Extra-Blatt!

Nicht wahr, so habt ihr schon oft genug rufen hören. Heute ruft euch der Kindergruß „Extra-Blatt!“ zu. Das ist doch fein, daß ihr als Ersatz für die verschiedenen Nummern, die wegen der Teuerung ausfallen müssen, einmal einen Ersatz bekommt, und noch dazu ein so schönes Blatt mit Bildern und mit so feinen Geschichten. Und wißt ihr, was mir an dem Extrablatt besonders gefällt? Daß es euch bittet: So Kinder, nun tut auch etwas, damit die Heiden aus ihrer Not herauskommen. Selbt mit euren Gaben, daß die Mission das Evangelium hineinragen kann in die Heidentwelt. Ich hätte ja eine große Freude, wenn ihr Kindergrußleser nun eine recht schöne Gabensammlung fertig brähtet, und wenn der Kindergruß in der nächsten Nummer für eine recht große Summe danken dürfte. Nun nehmt und lest, und sammelt fleißig mit dem Extrablatt!

Dankfagung.

Die Dankfagung, die ihr bisher immer hier an dieser Stelle gefunden habt, muß im neuen Jahr wegbleiben. Ziffern setzen ist für den Buchdrucker viel schwerer als Buchstaben setzen, und darum kostet es auch viel mehr. Da habe ich mir gedacht, ihr verzichtet ganz gerne eine Zeitlang darauf, eure Namen hier zu lesen, bis die Zeiten wieder besser sind. Dafür findet ihr mehr Geschichten im Kindergruß.

Der Kindergruß erscheint viermal im Jahr. Jede Nummer 3 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foertsch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Berlag der Buchhandlung der Gossnerischen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18



8. Jahrgang

Juli-September 1918

Nummer 7-9.

Vom Danken und vom Bitten.

Von Missions-Präses Pfarrer Liz. Stojch-Ranschi,
z. St. Schlachtensee.

Zwischen Ostern und Pfingsten liegen zwei Sonntage, von denen der erste Kantate, der zweite Rogate heißt. Kantate bedeutet: „Singet“, d. h. „lobet und danket Gott“. Rogate ist auf deutsch: „bittet“. Das Danken und das Bitten soll immer beieinander sein, wie die beiden Sonntage Kantate und Rogate. Erst kommt das Danken, dann das Bitten.

Wir haben Gott alle viel zu danken, jeden Abend wieder, jeder für sich selbst, für sein Vaterland, daß Gott es noch immer so wunderbar erhält. Auch wenn wir an unsere Gossnersche Mission denken, wollen wir Gott danken. Er hat uns viel gelingen lassen draußen in Indien. Viele Tausende von Heiden hat er aus der Finsternis, in der ihre Seelen waren, in sein Licht gerufen. Ungefähr 8000 braune Kinder gehen tagtäglich in die Gossnerschen Missionschulen. In Indien gehen lange nicht alle Kinder zur Schule, lange nicht alle lernen lesen und schreiben. Wenn sich die Gossnersche Mission ihrer nicht angenommen hätte, wer weiß, ob von diesen 8000 Kindern auch nur 100 etwas gelernt hätten. Von den schönen biblischen Geschichten und von den Liedern, die die braunen Kinder so lieben, hätten sie ohne die Gossnersche Mission wohl auch nichts gehört. Sie wären arme Heiden geblieben. Nun ist das aber anders geworden und wir danken Gott, daß er die Gossnersche Mission eine reiche Ernte im Heidenlande hat halten lassen.

Sch will euch etwas erzählen. Als im August 1915 die deutschen Missionare einer nach dem anderen in die

Gefangenschaft gehen mußten, galt es auch für die Schüler unserer großen Missionschule in Ranchi, von ihren weißen Lehrern Abschied zu nehmen. Einer blieb noch etwas länger als die anderen in Ranchi und hat in diesen letzten Tagen etwas Schönes erlebt. Es war 9 Uhr abends. Die Glocke läutete zum Schlafengehen. Früher hatten sich die Schüler alle vorher in der Halle ihres Wohnhauses zur Abendandacht versammelt. Was werden sie jetzt tun? Kein Hausvater und kein Missionar sagt ihnen mehr, daß sie Abendandacht halten sollen, ehe sie schlafen gehen. Aber, siehe da, wie sonst immer, so sammelten sie sich auch an jenem Abend wieder, ein großer Junge sagte ein Lied an, das gesungen werden sollte; dann las er ein Stück aus der Bibel vor und sprach das Abendgebet. Er dankte Gott für alles Gute, das sie am verfloffenen Tage empfangen hatten, bat um Schutz für die Nacht, bat auch für die deutschen Missionare, daß Gott sie in der schweren Zeit der Gefangenschaft behüten und sie wieder auf das Missionsfeld zurückbringen wolle. Wenn das die Kinder tun, selber am Abend daran denken, ihrem Gott zu danken für seine Wohltaten und selbst sich überlegen, worum sie ihn bitten sollen, dann steht es gut, dann hat das Saatkorn des Evangeliums Frucht getragen. Gott sei Dank dafür!

Und wir wollen auch, wie diese braunen indischen Kinder, Gott darum bitten, daß er es nicht geschehen lasse, daß der Krieg das wieder zerstört, was im Heidenlande durch die Mission gearbeitet ist und daß die Zeit bald wieder komme, in der unsere Missionare wieder hinausziehen können zu ihren Gemeinden und zu ihren Schulkindern und zu den vielen Heiden, die den Heiland noch nicht kennen.

Mädchenmorde in China.

Von Oswald Müller-Stealitsh.

In der letzten Nummer erzählte ich euch, daß die Afrikaner ihre Kinder noch sehr häufig töten und da werden manche von euch gedacht haben, nun ja, das ist schon zu verstehen, denn die Afrikaner sind doch noch „Wilde“, stehen auf der tiefsten Kulturstufe und sollen durch die anopfernde und selbstlose Tätigkeit unserer Missionare doch erst zu gesitteten Menschen erzogen werden. Wenn die Afrikaner Christen wären oder auf einer höheren Kulturstufe ständen, würden sie nie solche Grausamkeiten verüben. Es ist richtig, wenn sie Christen wären, würden sie so etwas nicht tun, aber die höhere Kultur ist kein Hindernis für den Kindermord.

Seht, die Chinesen sind ein Volk, die eine sehr, sehr alte und verhältnismäßig hohe Kultur haben und doch besteht bei ihnen die Unsitte des Mädchenmordes. Dieser hängt jedoch hauptsächlich mit den religiösen Vorstellungen und dem Aberglauben zusammen. Der Sohn ist nach Ansicht der Chinesen um des Vaters und der Vorfahren (Ahnen) willen da, und alles, was er besitzt, gehört dem Vater, denn von ihm hat er alles, Seele, Körper und Eigentum empfangen. „Alles kommt vom Himmel, nur der Mensch kommt von seinen Vorfahren.“ Das wichtigste ist daher, stets den Vorfahren die gebührende religiöse Verehrung zu erweisen. Jedem Vater müssen nach seinem Tode Opfer und Gebete gebracht werden; auch die spätere Nachkommenschaft ist hierzu verpflichtet. Da aber nur der männliche Nachkomme in der Familie die vorgeschriebene Ahnenopfer bringen darf, so gilt es als das Furchtbarste, keinen Sohn zu haben, ja man bezeichnet es sogar als die größte Schande. Ist das erste geborene Kind einer Familie ein Mädchen, so wird es sofort getötet, denn man glaubt hierdurch die Geburt eines Knaben erzwingen zu können.

„In einem Dorfe von drei- bis viertausend Einwohnern, wo ich aus- und eingehe,“ so berichtet ein deutscher Missionar, „werden jährlich zehn bis zwanzig Mädchen um dieses Aberglaubens willen getötet; nach diesem Verhältnis dürften in ganz China wohl mehr als eine halbe Million Mädchen jährlich getötet werden; denn der Mädchenmord ist viel verbreiteter, als die Europäer und auch viele Missionsfreunde anzunehmen geneigt sind.“ Besonders herzerregend ist es, chinesische Frauen, die später Christinnen geworden sind, hierüber sprechen zu hören. So erzählte eine auf die Frage einer Missionarin, wie es nur möglich gewesen sei, so etwas zu tun: „Meine Schwiegermutter sagte einfach: „Das Kind wird nicht gewaschen und hiermit war das Todesurteil gefällt. Mein Kindchen wurde in eine Grube geworfen und ist darin elendiglich umgekommen.“

Missionar Schoch von der Basler Mission berichtete 1914: „Ein Jahr ist eben verfloßen, seit ein Mädchen am nahen Bochesufer ausgelegt wurde. Es war ein Sonntagskind, zwei Brüder waren seine Vorgänger, die Freude und der Stolz der Familie. Dieses Mädchen fand jedoch keine Gnade in den Augen der Mutter. Im Strohhäuschen wurde es ungebadet verborgen und dem

Hungertode preisgegeben. Offenbar hatte es jemand aus Mitleid gestillt. Weil es am Dienstag noch schrie, packte es die Großmutter in ein Körbchen und stellte es an den Fluß. Ein am Henkel befestigter Strohwisch schützte das arme Wurm nur notdürftig vor den Strahlen der Sonne und dem Tau der Nacht. Nachbarn wußten um das traurige Los des Kindes. Zahlreich sollen die Leute hingewandert sein, um das Sterben zu verfolgen. Erst am Freitag abend um 9 Uhr hörten wir davon. Um 3 Uhr soll es noch gelebt haben. Als wir hinkamen, war es aber zu spät. Das leere Körbchen und ein Häufchen Erde ließen vermuten, daß man es dort verscharrt hatte. Zehn Schritte davon entfernt war eine kleine Grube. Vor wenigen Tagen wurde dort ein Mädchen, das ertränkt worden war, beerdigt. Doch es geschah so oberflächlich, daß hungrige Hunde die Leiche herauscharren und in Stücke zerrissen!

Seit der Berührung Chinas mit Europa und vor allem mit der Mission, ist der Mädchenmord im Rückgang begriffen. Wiederholt sind schon von den Vizekönigen Verordnungen gegen das Verbrechen des Mädchenmordes erlassen worden. Ja man hat sogar chinesische Findelhäuser gegründet, in denen man solche ausgelegten Mädchen unterbringt und erzieht. Da aber diese Häuser dem Mädchenhandel dienen, kann man sich ihrer Gründung und ihres Zweckes in keiner Weise freuen.

Mit dem Verkauf von Mädchen scheint auch die Regierung völlig einverstanden zu sein. Denn als vor einigen Jahren in der Provinz Kwangsi eine große Hungersnot herrschte, hat man dort nur einen Teil der Mädchen getötet, den größten Teil dagegen brachte man nach Kanton auf den Markt. Das Mädchen ist vielfach in China eine Ware, die nach dem Geldwert berechnet wird und entsprechend der Steigerung der Preise wird der Mord eingedämmt. Denn vielfach ist es ein besseres Geschäft, die Tochter zu verkaufen, als sie umzubringen. —

Im Süden Chinas führt bei den wohlhabenden und vornehmen Chinesen außer dem religiösen Grunde noch ein rein finanzieller zum Mädchenmorde. Wenn nämlich die Tochter sich einmal verheiratet, so wird man ihr, um das Ansehen des Hauses zu wahren, eine reiche Aussteuer mitgeben müssen, die teurer ist als das Heiratsgeld, das der zukünftige Schwiegerjohn für die Tochter zahlt. Aus diesem Grunde und entsprechend dem chinesischen Sprichwort: „Sehong thau the si hau fo ta si,“ d. h.: „es ist besser, man schlägt das Mädchen gleich tot, denn wenn sie sich verheiratet, verliert man sie doch,“ setzt man das Kind aus.

Die Mission bekämpft diese furchtbare Unsitte, wo sie nur kann und sie hat schon vieles erreicht. Für die aufgesehenen, elternlosen Kinder hat sie das große Findelhaus Bethesda auf Hongkong erbaut, das schon vielen dem Tode preisgegebenen Mädchen zu einer Zufluchtsstätte geworden ist. Viel ist schon geschehen, aber unendlich viel mehr muß noch geschehen, bis „eine Herde und ein Hirte“ ist. Darum, liebe Kinder, laßt uns nicht müde werden, zu beten: „Dein Reich komme.“

Ein Sonntag in Feuerstellung.

Ein Gruß aus dem Felde von Missionsinspektor
Karl Foerisch.

Es kommt manchmal vor, daß ich für den Sonntag keine Gottesdienste verabredet habe. Da hätte ich also dann einen freien Sonntag, meint ihr? O nein! Solche Sonntage benütze ich dazu, hinaus in die Feuerstellung der Artillerie zu gehen, um, wo es geht, Gottesdienst zu halten und, wo es nicht geht, den Soldaten wenigstens einen Sonntagsgruß zu bringen. Von einer solchen Sonntagswanderung will ich euch nun erzählen.

Als ich am 12. Mai in aller Frühe aus meinem Unterstand trat und nach dem Wetter sah, hatte ich eine rechte Freude. Ein blauer Himmel versprach einen schönen sonnigen Sonntag, für die geplante Wanderung durch die Feuerstellung ganz angenehm. Aber ich hatte mich verrechnet. Mit einem Sanitätsauto, das am Wagenhalteplatz der Sanitätskompagnie Verwundete holen sollte, fuhr ich nach vorne, und ich machte ein recht überraschtes Gesicht, als ich beim Aussteigen einen richtigen Bindfadenregen niederprasseln sah, hörte und spürte. Da ließ ich mir vom Doktor einen Mantel und ging los. Vor wenigen Tagen war eine neue Batterie in Stellung gegangen, die besuchte ich zuerst; und da gab's das erste erstaunte Gesicht über meinen Aufzug: Offiziersmantel mit Arztachselstücken und Pfarrersmütze! Der Batteriebezugsmeister konnte zuerst gar nicht aus mir klug werden, bis ich ihm sagte, wer ich sei und was ich wollte. Freilich, an Gottesdiensthalten war hier nicht zu denken. Die Geschützstände und Unterstände waren im Bau, da darf man nicht stören, es handelt sich da doch um die Sicherheit der Leute. So sagte ich lediglich „Guten Morgen“ und wanderte weiter. Bald kam ich in den Hohlweg, in dem sich jene Batterie eingebaut hatte, die drüben in der Mulde aus ihrer alten Stellung herausgeschossen worden war und von der ich mehrere Kameraden kürzlich begraben hatte. Die Kanoniere lagen alle in den Unterständen und der Leutnant erzählte mir, daß sie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ist's da recht, die müden Burschen zu bitten, sich in den strömenden Regen zu stellen und eine Predigt anzuhören? Das brachte ich nicht übers Herz. So kroch ich denn in die einzelnen Unterstände, plauderte mit den Kameraden und vertröstete sie auf später: „Schlaft euch ordentlich aus, ein andermal komme ich wieder, dann halten wir Gottesdienst.“ Bei der nächsten Batterie, die ich nun besuchte, hatte ich mehr Glück. Der Regen hatte nachgelassen, und wenns gegossen hätte, wären wir doch nicht naß geworden, denn sie hatten ihre Geschütze in geräumige Hütten eingebaut, da hatten wir einen schönen Platz, wo wir alle bequem stehen konnten. In eigenartiger Weise waren die Herzen der Kanoniere auf einen Gottesdienst vorbereitet worden, ein gewisser Ernst lag auf ihren Mienen, hatten sie doch eben erst einen lieben Kameraden verloren. Er war Telephonist und hatte bei der Batterie einen Besuch gemacht; so recht vergnügt waren sie gewesen. Und als er wieder zurückging zu seinem Telephon auf der Beobachtungsstelle, schlug eine Granate neben ihm ein und riß ihn aus dem Lande der Lebendigen. In der Hütte dort hatten sie ihn niedergelegt; ein fröh-

liches Lächeln lag auf seinem bleichen Angesicht, wie wenn er sich eben noch in Erinnerung an die schöne Stunde im Kreis der Kameraden freute! Unter dem Eindruck dieses plötzlichen Verlustes standen die Herzen der Kanoniere für Gottes Wort offen, und wir feierten eine stille, schöne Stunde der Andacht miteinander. Zwei Batterien wollte ich nun noch besuchen, dort am berücktigten Bahndamme. Den kannten die Engländer ganz genau, sie hatten ja vor unsrer Offensive lange genug in dieser Gegend gelegen und sie wußten, wo die Unterstände waren, sie hatten sie ja selbst gebaut. Und so schossen sie denn mit besonderer Vorliebe und Sachkenntnis auf diesen Damm. Allerdings zwischen 9 und 11 Uhr vormittags lassen sie das Schießen sein. Ob sie Frühstückspause machen und ihr Morgenpfeifchen rauchen? Jedenfalls richtete ich mich nach dieser ihrer Gepflogenheit. Zuerst guckte ich bei der schweren Batterie herein. Als ich den Herrn Batterieführer fragte, was er zu einem Gottesdienst meine, zog er die Uhr, dann zog er die Stirne in Falten: „Herr Pfarrer, die Verantwortung kann ich nicht übernehmen. Es ist 20 Minuten vor 11 Uhr, spätestens 11 Uhr kommt erfahrungsgemäß ein Feuerüberfall, da möchte ich die Leute nicht auf einen Punkt versammelt haben.“ Da hatte er natürlich recht. Aber der leichten Batterie drüben überm Damm wollte ich doch noch wenigstens „Guten Tag“ sagen. Wie ich auf den Damm trete, sehe ich einen Pfarrer kommen. Es war der Divisionspfarrer der Bayern, in deren Gebiet meine beiden Batterien lagen. Da wir uns von früher her kannten, plauderten wir natürlich erst ein wenig miteinander, und so waren wieder einige Minuten vergangen, bis ich endlich bei der 5. Batterie war. Ich begrüßte kurz die Leute, die eben aus ihren Unterständen hervorkamen, das Kochgeschirr in der Hand, denn drüben am Damm war gerade der Küchenwagen vorgefahren. Dann stand ich mit den beiden Offizieren zusammen, bis der Batterieführer sagte: „Herr Pfarrer, in einigen Minuten ist's 11 Uhr!“ Ich verabschiedete mich, die beiden Herren verschwanden in ihrem Unterstand und ich war vielleicht zehn Schritte gegangen, da hörte ich den wohlbekannten dumpfen Knall: aha, Abschluß bei den Engländern! Und — — — — — st, kam angezischt, blitzschnell näher und näher und schon lag ich auf der Erde, platt, wie noch nie in meinem Leben, und neben mir krachte und die Dreifontäne geht in die Höhe, und Erde und Splitter und Klumpen sausen über mich weg. Nun sprang ich auf und sehe, wie der eine der Offiziere aus seinem Erdloch den Kopf herausstreckt und nach mir sich umsieht. „Nichts passiert“, rufe ich ihm zu und renne, was ich rennen kann, auf den Bahndamm los. Ich hatte ihn noch nicht erreicht, da höre ich den zweiten Abschluß. Nun ein paar riesige Säbe, den Damm hinauf und droben neben den Schienen in ein Loch und — Rump, dröhnt der zweite Einschluß, unmittelbar vor dem Damm. Die Pause zwischen Schuß 2 und 3 benutze ich dazu, in einen Unterstand zu springen. Da saß ich nun mit einem Unteroffizier und einem Gefreiten, an die Erde gedrückt, und wartete den Verlauf des Feuerüberfalls ab. Das dröhnte und krachte noch eine ganze Zeit lang, vor und hinter dem Bahndamm hats wieder manch neues Loch

gegeben. Aber passiert ist glücklicherweise nichts. Der Rückenwagen hatte seine wohlgeschmeckende Last rasch abgesetzt und war in Galopp davon gefahren, die Essenholer waren alle in den Erdlöchern verschwunden, und als der Spieß vorüber war, stand bald alles um die abgeladenen Eßkessel. Da konnte ich nochmals allen Kameraden der Batterie die Hand geben, dann begann ich meine Rückwandernug. Ich vermied die Unmarschwege, die sind besonders beliebte Ziele, und ich mußte, da es 11 Uhr durch war, jeden Augenblick mit einem neuen Feuerüberfall rechnen. Es kamen denn auch während meiner Wanderung durch die Mulde noch drei. Da habe ich recht oft die Erde geküßt und mich in der Kunst des Stehaufmännchens geübt. Schließlich war ich doch froh, als ich auf der Höhe stand, die, wenn auch nicht sicher, doch nicht beständig unter Feuer gehalten war. Wie dankbar war ich meinem Gott, der gnädig seine Hand schützend über mich gehalten hatte. Und wenn ich jetzt noch daran denke, so habe ich ein besonders Empfinden dabei. Denn gerade acht Tage später, am Pfingstsonntag, hatte ich einen jungen Kameraden aus der 5. Batterie zu beerdigen. An derselben Stelle, dort am Bahndamm, genau zur selben Stunde, um 11 Uhr, war er, wie ich, von einem Feuerüberfall überrascht worden. Aber er hatte nicht das Glück, zwischen dem ersten und zweiten Schuß den schützenden Damm zu erreichen, und den Splintern der zweiten Granate ist er unmittelbar am Bahndamm zum Opfer gefallen. Hätte es mir nicht gerade so gehen können? Etwas hinter der Höhe, die ich erreicht hatte, war der Wagenhalteplatz. Hier versammelte ich nun im Vertwundenenraum die Krankenträger meiner Sanitätskompanie zu einem kurzen Gottesdienst. Wie friedlich kam es uns vor, trotz des Kanonendonners, der ununterbrochen draußen bellte. In solchen Augenblicken spürt man es deutlich, wie Gott der Seele nahe ist und wie seine Nähe Frieden und stille Freude schenkt. Nachdem ich dann in gemütlichem Zusammensein mit dem Doktor, dessen Mantel mich den ganzen Vormittag geschmückt und geschützt hatte, meine mitgebrachten Mittagbrockstücken verzehrt hatte, machte ich mich auf den Heimweg. Da hat der Engländer mir nochmals einen garstigen Gruß nachgeschickt. Ich ging ganz gemütlich auf der Straße und ließ in wohliger Erinnerung nochmal die Ergebnisse des Vormittags durch meine Gedanken gehen, da nähert sich das wohlbekannte S-f-s in ganz bedenklicher Weise. Ei, das kommt ganz nah, denke ich. Sekundenlang! Dann mit einem Satz in den Straßengraben, längs hingelegt und — rumps! Bischen, Erdbrocken, Pulvergestank. Gerade auf der andern Seite der Straße wars eingeschlagen. Glücklicherweise schoß diesmal der böse Tommy bloß einmal. Nachher hat er mich nicht mehr belästigt. Nachdem ich noch einem Ruhebataillon, das in Baraden und Erdböhlen zwischen den Trümmern eines zerstörten Dorfes hauste, einen guten Sonntagnachmittag gewünscht hatte, wanderte ich vollends heim und freute mich, als

ich in meinem eigenen Unterstand von diesem Marsche ausruhen konnte. Nicht wahr, das war ein schöner „freier Sonntag!“

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder für die Gognersche Mission gegeben haben. Es kamen ein an:

Sammelverein: Pfr. Kühner-Elbing 2,40 M., Samml. der Konfirm. Gertrud-Wichert 28,97 M. und des Konfirmanden Helmuth Simon 1,90 M., auf 30,87 M., durch Pfr. Kühner-Elbing. Sammlung der Schulkinder zu Bentwisch durch Lehrer Heul 3,60 M., Sammlungen von Enoch Melzer 1,12 M., Adolf Friedrich 0,95 M., Edmund Steinte 1,40 M., Gustav Kay 1,04 M., Friedrich Neumann 1,86 M., Emil Jock 0,41 M., Hugo Pentrag 3,06 M., Karl Testa 1,00 M., Eduard Sante 0,42 M., Erich Sieg 1,47 M., Herbert Wilde 1,85 M., Ludwig Hinz 0,73 M., Albert Granowski 2,40 M., Arthur Sentzichte 0,85 M., Hugo Rose 2,20 M., Gustav Brandt 1,07 M., Fritz Haupt 1,02 M., Fritz Labrenz 0,50 M., Wilfried Dehmlow 3,50 M., zusammen 29,07 M., durch Missionar Dehmlow-Kentischkau. Ertrag aus Sammelbüchern für 1917 durch Pfr. Fischer-Kuschlin 63,95 M., Sammlung im Kindergottesdienst durch Superint. Dr. Blahhoff-Weipense, Thüringen 10 M., Sammlung der Konfirmanden durch P. Klopff-Schwartow 33,05 M., Ertrag der Sammelbüchern der Konfirmanden und Gaben aus der Gemeinde, zusammen 28,35 M., durch Pfr. Bobeth-Deutschedorf. Pfr. Rubel-Konradswaldau 5,60 M., Sammlung der Schülerinnen der dritten Klasse der zweiten Mädchen-Bürgerschule zu Hannover-Linden durch Lehrerin Milkenhoff 11 M., Sammlung von Frä. Käthe Voewe-Gölln-Wülheim 7 M., Sammlung im Kindergottesdienst der Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kirche in Berlin von Frä. E. v. Hertell-Berlin 15 M., Sammlung der Kinder im Kinderheim zu Merseburg unter Schwester Annas Leitung und Begleitung erweckendem Eifer, durch Schwester Magdalena 50 M., Pfr. Niemeier-Gegeln 50 M., Sammlung durch Hauptlehrer Will-Krautheim 10 M., Sammlung der Konfirmanden in den Kirchspielen Hermsdorf und Wellen durch Pfr. Wiebe-Hermsdorf 72 M., Ertrag der Sammelbücher der Konfirmanden durch Pfr. Sprochhoff-Gölsen 20,45 M., Sammlung der Konfirmanden 5 M. und Ertrag zweier Sammelbüchern 4 M., auf 9 M., durch Missionar Pastor Wulke-Badow. Sammlungen von Ernst Schewe 1,55 M., Fritz Barthe 5,05 M., Fritz Bayer 16,34 M., W. Wedell 4,24 M. und aus dem Missionsneger 29,30 M., zusammen 56,78 M., durch Missionar Joch-Sammerstein. Sammelverein Rothenburg O-Tauber 115 M., durch Fräulein B. Sühmann. Sammlung der Konfirmanden der Kirchengemeinde Rohr-Thüringen durch Pastor Weder 40 M., Sammlung der Kinder der Kirchengemeinde Crangen durch Pastor Pleasdorf 18,30 M., Sammlung im Kindergottesdienst durch Missionar Lange-Dehnbühl 14,45 M., Sammlung von Rudolf Mufert-Gotha 12,20 M., Sammlung der Kinder der zweiten Klasse der evangelischen Schule zu Buchwald durch Lehrerin Fräulein Nagel 10 M., Sammlungen der Konfirmandinnen durch Pastor Vetter-Friedenan 3,59 M., Sammelverein Keißendorf, Sorex, durch Pfr. Witz 48,39 M., Sammlung des zweiten Neurologier Kindergottesdienstes durch Pfr. Sommer-Königsberg i. Pr. 59,98 M., Sammlung der Schulkinder durch Kantor Weist-Rothkirch 10,20 M., Sammlung in der Kleinkinderschule der Christusgemeinde in Berlin 5 M., Sammlung der Kinder der Kirchengemeinde Ladem durch Pastor Dr. Bohlen 19,08 M., Sammlung im Kindergottesdienst durch Superintendent Schlüter-Wolgan 8 M., Sammlung der Schulkinder durch Lehrer Schröder-Groß-Peterlau 3 M., Sammlung im Jugendgottesdienst Berlin-Schmargendorf durch Gemeindeführerin Marg. Schade 82,35 M., Ertrag der Sammelbücher von Friedel Wille-Brandenburg 3,21 M., von Wilt. Storch 95 Pf., vom Jungfrauenverein Lehnin 10 M., Sammlung von Schwester Elise 3 M. und Lichtbilder von Pastor Lux-Potsdam 30 M., zusammen 47,16 M., durch Missionar Karsten-Lehnin. Sammlungen von Hilda Bürgerer durch Pfr. Wiggeren-Fühl 5,50 M., Sammlung der Konfirmanden aus der Gemeinde Potrafen: Arthur Bodzweit 3,30 M., Oskar Wölgemuth 5,35 M., Erich Kumbartzki 5,25 M., Hermann Klimar 1,78 M. und Gebrüder Tennigkeit 11,52 M., zusammen 27,20 M., durch Missionar Tennigkeit-Potrafen. Pfr. E. Dr. Rump-Berlin, Heilige-Geistkirche. Sammlung der Konfirmanden 6,72 M., Pfr. Schalte-Berlin, Heilige-Geistkirche, Sammlung der Konfirmanden 6,28 M., Sammlung im Jugendgottesdienst durch Pfr. Nehmiz-Berlin-Schmargendorf 30 M., Sammlung von Verta Scharnböck-Potrafen 5 M., Ertrag einer Sammelbücher durch Pastor Vetter-Friedenan 3,44 M., Wachsen Sammlung der Pfarrschüler der Kirchengemeinde Seglin durch Pfr. Franz 17,28 M., Sammlung der Konfirmanden durch Pastor Koch-Wüstebrisse 15 M., Sammlungen durch Pfr. Roetger-Groß-Schlewitz 2,73 M., Inhalt des Sammelnegers durch Divisionspfr. Diebert-Glogau 8 M., Pfr. Bierzig-Dt. Eylau, Gaben der Landgemeinde 8 M., Pfr. Schmidt-Neu-Waleschten von den Konfirmanden gesammelt 25 M., und Kindergabe gesammelt von den Konfirmand. 25 M., P. Münchmeyer-Gr. Mungel, von den Konfirmanden 7,29 M., Pfr. Graef-Neutöln, Sammlung des Kindergottesdienstes der Philipp-Melanchthonkirche f. die Mission 28,50 M., Missionar Tennigkeit-Ramuten, Sammlung einer Konfirm. 5,15 M., l. Sonntagsschule, Magdalenenkirche, Neutöln, Ertrag der Sammlungen in den Kindergottesdiensten 50 M., Ev. Parramt, Neutöln, Sammelverein der Konfirmanden des Herrn Pfr. Voigt, nachtr. Ertrag einer Sammelbücher 8,01 M.

Mit herzlichem Gott befohlen Missionar Carl Pape.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu tragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an die Gognersche Mission, Berlin-Friedenan, Sandjersstr. 19/20. — Herausgeber: Missionsinspektor F. v. d. S. als Feldgeistlicher im Felde. Verantwortlich für die Schriftleitung: i. W. Oswald Müller, Berlin-Steglitz.

Verlag der Buchhandlung der Gognerschen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Hlüssen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18



Das größte Geschenk.

Von Missionar C. Rabe, Berlin-Steglitz.

„Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe.“ 2. Kor. 2, 15.

Das liebe Weihnachtsfest steht wieder vor der Tür. Es gibt keine Botschaft auf Erden, die in gleicher Weise so zu den Herzen der Reichen wie der Ärmsten, der Einfachsten wie der Klügsten spräche, wie die Kunde von der Geburt des Heilandes. Das Weihnachtsfest das schönste Fest; es veraltet nicht mit der Zeit wie viele andere Feste, sondern wird jedesmal, obwohl es in die Nachtzeit des Jahres fällt, mit der größten Spannung erwartet. Der absterbenden Welt wird durch ein Kind neues Leben geschenkt, das ist der unsterbliche Inhalt des Weihnachtsfestes, das auch in diesem Weltkriege triumphiert. Weihnachten, ein Fest der Freude, des Gesanges der Engel: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, und dabei der furchtbare Weltbrand, der blutigste Krieg, den die Welt je gesehen; man kann kaum beides in einem Atem aussprechen. Engelsgesang und Kanonendonner — stille Nacht, heilige Nacht und blutige Nachtgefechte mit Bajonett und Handgranaten. Das paßt doch nicht zusammen und klingt auch nicht zusammen. Wenn wir all das furchtbare Leid zusammenfassen, das der Krieg uns gebracht, an all die Greuelthaten denken, die unsere Feinde, die doch Christen sein wollen, in Ost und West an unseren Landsleuten und Soldaten verübt haben, dann möchte uns die Lust, uns am Weihnachtsfeste, wie früher, zu freuen, vergehen. Aber doch: „Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gabe“. Darin liegt Weihnachtsfreude, die nicht von dieser Welt ist, die ewig ist, die auch gegenüber dem Leid und der Not des Krieges

bestehen kann. Jesus, das größte Geschenk, die größte Gabe Gottes für die verlorene Menschheit. Das ist wunderbar, denn Jesus ist doch der ewige Gott selbst, den aller Himmel Himmel nicht versorgen können, der große Geber, der alles erschuf, alles erhält und ernährt; das ist anbetungswürdig, daß Gott der Vater das tat (Joh. 3, 16), und der Sohn sich dazu hergab und sich selbst uns gegeben hat (Gal. 1, 4.). In dieser Wahrheit, die wir noch nicht genug verstehen, ist voller Trost und volle Seligkeit. In dem Jesuskindelein haben wir die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Schon sein Dasein ist die herrlichste Segensquelle, gleichwie die Sonne schon am frühen Morgen Lebenswederin ist. So ist Jesus, das Weihnachtskind, die unaussprechliche Gabe Gottes, unser unbestreitbares Eigentum. Welchen Wert, welches Ansehen hat diese Gabe bei Gott, wie groß ist ihre Herrlichkeit; sie befriedigt und macht uns wahrhaft glücklich und ist unser bleibendes Gut im Leben und im Tode und in Ewigkeit, darum nennt Paulus sie unaussprechlich. Von dieser Gabe, Christus, war sein Herz voll; mit ihm sing er an, mit ihm hörte er auf, von ihm ging er aus, und auf ihn kam er immer wieder zurück. Für dieses freie Geschenk der Liebe schulden wir dem Geber, Gott, unaussprechlichen Dank, den wir darin zeigen müssen, daß wir unser Gottesgeschenk freudig annehmen, ihm unsere ganze Liebe schenken, es schätzen und ehren und von ihm allen Menschen sagen und es aller Welt anpreisen. Wie mögen unsere braunen Christen in Indien jetzt ihr Kriegs-Weihnachtsfest begehen? Wenn der Krieg bekanntlich auch ihnen viel Leid gebracht hat, so wird doch das „größte Geschenk Gottes“, das ihnen durch ihre Missionare gebracht worden ist, und welches sie im dankbaren Glauben

sich angeeignet haben, es von Herzen lieben und schätzen, sie über alle irdische Not erheben. Mit Kinderherzen werden sie den Segen der Weihnachtsfeier genießen, und wie die Hirten von Bethlehem in kindlicher Wonne zu der Krippe des Christuskindeß anschauen. Unter dem indischen Weihnachtsbaum, den sie, wie schon so oft, als ihre Missionare noch bei ihnen waren, so reichlich geschmückt haben, erschallen durch die stille indische Nacht unter dem Klang ihrer Musikinstrumente ihre Weihnachtslieder, und am Weihnachtstage hören sie in hunderten von Gotteshäusern die trostreiche beseligende Weihnachtsbotschaft, die ihre Herzen mit Freude über den Besitz der köstlichen Weihnachtsgabe erfüllt. Und mit Wehmut gedenken sie ihrer heidnischen Brüder, deren Götter keine Tugendspiegel sind, sondern im Gegentheil so abgefärbte Bösewichte und verkommene Laugenichtse, daß ein Mensch von ihrer Beschaffenheit und ihren Werken heutzutage selbst in Indien keinen Tag leben könnte, ohne mit dem Stricke Befanntschaft zu machen. Das Christuskind erfüllt die Herzen unserer indischen Christen mit Licht, und dies Licht strahlt auf die finstere Umgebung, auf die Heiden, deren Verstand umdüstert, deren Geist vom Aberglauben beherrscht, deren Willen im Dienst des dunklen Herzens steht, deren Leben und Streben, Trachten und Schmachten mächtig ist; auf eine Religion, die einen Rückgang von früherem Reichthum zu gegenwärtiger Armut und Leere durchgemacht hat, deren Funken wahrer Gotteserkenntnis mit der Zeit gänzlich von der Finsternis verschlungen worden und unter Schlacken und Asche erstorben sind. Die Heiden sehen dann wohl das Weihnachtslicht, erkennen den Weihnachtssegens, aber sie suchen sich dessen zu erwehren, indem sie auf alle mögliche Weise die sinkende Nacht des Heidentums zu heben, das, was an der Form desselben anstößig ist und unhalbar erscheint, möglichst zu beseitigen trachten, ja sie suchen durch offenen Kampf, unter Zuhilfenahme aller nur irgend verfügbaren Mittel geistlicher Macht dem Reiche Christi Schaden zuzufügen. Ja bin gewiß, unsere Christen in Indien feiern jetzt ebenso Weihnachten wie früher. Die Heiden kommen dann, sehen und hören gerne zu. Religiöse Feste sind für sie überaus anziehend. Es gibt ja kein religiöseres Volk in der Welt, als das indische Volk, dessen Leben von der Geburt bis zum Tode von der Religion so beeinflusst ist, das im alltäglichen Leben jedes, auch das kleinste Ding, jedes noch so geringfügige Vorkommnis irgendwie in Beziehung zur Religion gebracht wird. Aber wie abstoßend sind die Götzen, wie traurig die Feste der Heiden. Ueberall steht man häßliche, aus Ton oder Stein gemachte Götzenbilder, die mit großen, starren Augen uns anschauen, den Rachen weit aufgerissen und oft mit bunt bemaltem Körper. Vielfach sind sie von unförmlichen Tiergehaltn umgeben, die dem Götzen bei seinen nächtlichen Ausflügen als Reit- und Begleitiere dienen sollen. Damit die Götzen bei der Nacht, da häufig lärmende Feste in ihrer Umgebung gefeiert werden, auch sehen können, erblicken wir vor ihnen flache, aus Stein gehauene Dellampen, deren Unterhaltung und Bedienung als verdienstliches Werk gilt. Und wie verschieden sind doch die Gottesdienste, die Feste der Heiden, von denen der Christen. Denkt euch den heidnischen Gottesdienst

nicht so, daß die Leute an gewissen Tagen und zu gewissen Stunden, wie bei uns, sich im Tempel vereinigen, um gemeinsam dort Gott anzubeten, ihm ihre Opfer darzubringen oder an einer feierlichen Opferhandlung teilzunehmen und Lehren und Ermahnungen aus dem Munde des Priesters zu vernehmen. Nein, eine gemeinsame gottesdienstliche Handlung der feiernden Gemeinde bei der Anbetung der Götter finden wir nicht, sondern jeder kann ganz nach seinem Belieben handeln, obgleich er beim Besuch des Tempels gewisse Vorschriften zu beachten hat. Da pilgert einer zum Tempel, um seinen Gott anzubeten, ihm seine Bitten auszusprechen. In dem Bündel auf seiner Schulter vermuten wir mit Recht die reiche Opfergabe, die seinen Tempelbesuch erfolgreich machen soll. Es scheint ihm gar nicht darauf anzukommen, wann er sein Ziel erreicht, denn es gibt unterwegs viel zu sehen, und oft muß er seine Neugierde befriedigen. Hat er endlich den Tempel erreicht, dann verrichtet er dort alles Erforderliche, wie die Tempelordnungen, deren Zahl groß ist, es vorschreiben. Nimmt ein Heide es mit den Vorschriften seiner Religion genau, so muß er wenigstens an einigen vorgeschriebenen Tagen im Jahre den Tempel besuchen. Solche Tage haben dann ganz besondere strenge Vorschriften, auf die er Rücksicht nehmen muß. Aber es ist auch in Indien zwischen Wissen und Tun ein weiter Weg. Trotz der strengen Vorschriften kommt es vor, daß der Götze sich von seinem Anbetor manches gefallen lassen muß, sei es, daß eine Flut von Schimpf- und Schmähworten sich über ihn ergießt oder auch, daß ihm eine Tracht Prügel gegeben wird, weil er trotz der vielen Opfer nicht erhört hat. Nur arme, niedrig stehende Leute haben nicht die Erlaubnis, den Tempel zu betreten. Sie haben im Vorhof oder auch vor dem Tempel Gelegenheit genug, vor einem Götzen zu knien, zu beten und zu opfern. Viele Vorschriften muß der Priester erfüllen, um seinen Götzen bei guter Laune zu erhalten. Am Miiternacht wird der Götze zur Ruhe gebracht. Lange darf er nicht schlafen; denn bei Sonnenaufgang heißt es wieder aufstehen. Der Priester bringt ihm, nachdem er sich gebadet hat, ein Ständchen, legt ein Opfer vor ihm nieder und salbt ihn mit Del oder geschmolzener Butter. Dabei sorgen Musikanten und Böllerschüsse, die losgelassen werden, für den nötigen Lärm. Nur an gewissen Tagen wird der Götze aus seiner dunklen Einsamkeit herausgeholt, an's Tageslicht gebracht und auf einen mit bunten Tüchern, Gold- und Silberfäden reich geschmückten Götzenwagen gestellt, der dann von der Menge um den Tempel gezogen wird. Am Badefeste, zu dem noch die Mela (Jahrmart) hinzukommt, wird der Götze in Gegenwart von vielen Tausenden zum Teiche oder Fluß getragen, um dort einer gründlichen Reinigung, die ihm recht not tut, unterzogen zu werden. Die sehr beliebten und volkstümlichen Melas, auf denen man das Heidentum mit all seinem Schmutz recht kennen lernen kann, dienen besonders dazu, die Anhänglichkeit des Volkes an seine Religion und seine Götter zu erhalten und zu fördern. Was alles kann man auf einer solchen Fest-Mela sehen und erleben. Wie die meisten Feste beginnt auch die Mela vor Eintritt der Nacht. Da fehlt nie das schöne Feuerwerk; die Tempel-

räume sind durch viele Lichter hell erleuchtet; ein Heidenlärm betäubt das Ohr, daß man in dem brausenden Getöse sein eigenes Wort nicht verstehen kann; Karussells und Schaubuden erblickt man überall. Hier sieht man die reich geputzten Götzenbilder, dort die mit Asche und Farbe am ganzen Körper beschmierten Böhler, die als Heilige angestaunt und verehrt werden. Sie, die treuesten Tempel- und Festbesucher, machen einen besonders abstoßenden Eindruck. Auf dem Festplatz haben sie ihren guten Tag; sie führen reiche Beute mit sich, denn es wird einem Inder schwer, an einem solchen „Heiligen“ vorüber zu gehen, ohne ihm eine Gabe geben und damit ein gutes Werk getan zu haben. Für seine Gabe empfängt er nie einen Dank. Man trifft diese heiligen Böhler überall, in Lumpen spärlich gekleidet, mit ihrem langen, mit Kuhdung beschmierten, schmutzstarrenden Haar, mit eiternden, selbst beigebrachten Wunden an dem mitunter zum Skelet abgezehrten Körper, an den Fingern lange Krallen, tief in den Höhlen liegende Augen. Arme Menschen! So rauscht das heidnische Fest in Sünde und Schande dahin. Der Fürst dieser Welt hat eine reiche Ernte gehabt. Die Festbesucher ziehen ohne Trost und friedeleer heim. Eines Tages betrat ein vornehmer Heide mein Zimmer und sagte; „Ich habe alles getan, was meine Religion mir vorschreibt. Ich habe viele Götzenfeste besucht und Frieden für meine Seele gesucht und nicht gefunden. Bei einem Götzenfeste hörte ich von einem Missionar über Jesus, den Friedensspender. Zeige mir Jesus“. Ja, Jesus allein kann uns wahrhaft glücklich

machen. Unsere indischen Christen haben von ihm gehört, ihn im Glauben angenommen, und erhalten bei der Feier seines Geburtsfestes rechten Weihnachtsfesten. Das Werk Christi wird seine Wirkung auf Erden fortsetzen. Möchten alle Völker bald Weihnachten feiern zur Ehre des Vaters droben, voll Frieden auf Erden und

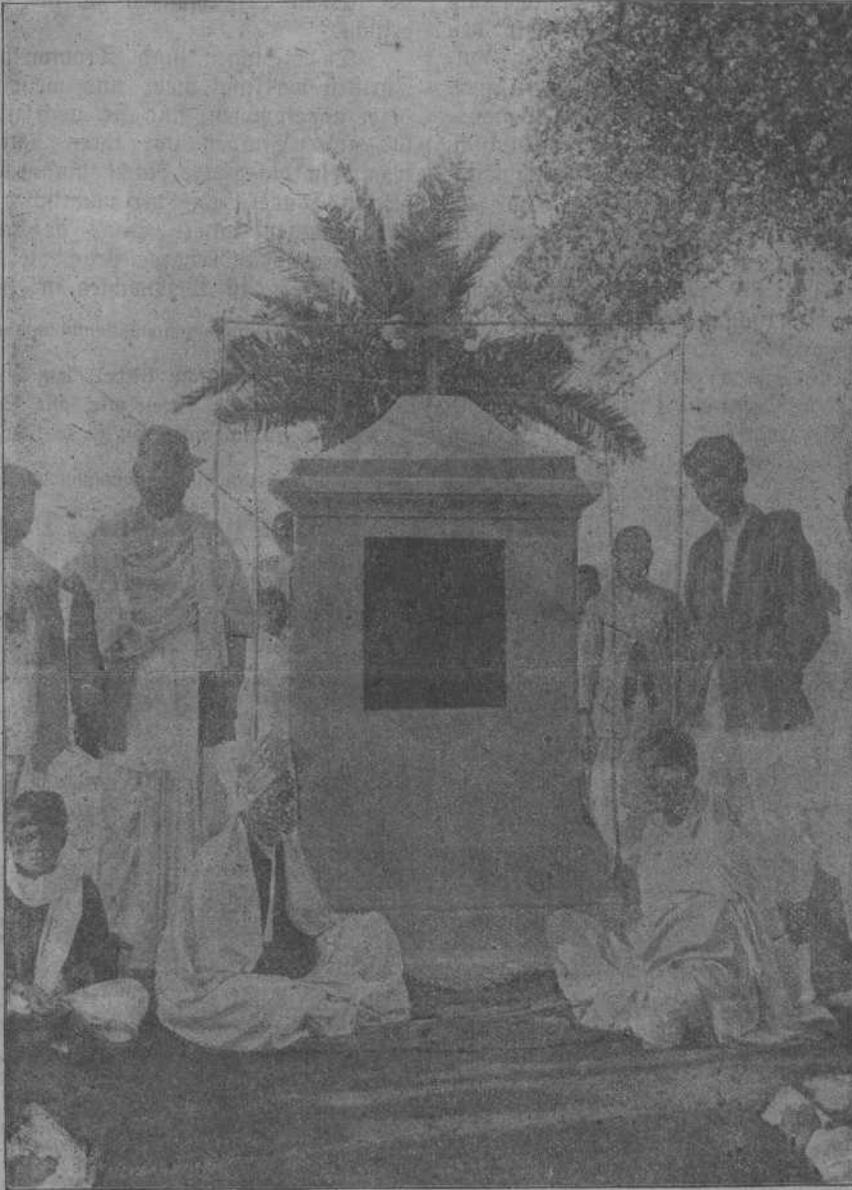
dem Menschen zum Wohlgefallen vor dem himmlischen Richter. „Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe.“

Weihnachten in Indien.

Von
Schwester Auguste
Fris-Rhutioli.

O du fröhliche, o du
selige, gnadenbringende
Weihnachtszeit.
Welt ging verloren,
Christ ist geboren,
freue, freue dich,
o Christenheit!

So klingt es in der schönen Weihnachtszeit wieder in den Häusern und den Herzen, groß und klein ist von einem hohen, regen Schaffen besetzt. Es sollen ja noch allerhand geheimnisvolle Paßfächer fertig gestellt, die unter dem geschmückten Christbaum müssen aufgebaut werden. Nicht wahr, ihr alle kennt die große, hehre Weihnachtsfreude, die die Augen glänzen macht. Sie ist nicht hervorgerufen allein durch die Gaben, die uns Vater und Mutter und liebe Men-



Denkstein der Gemeinde Jargo (Kolsmission) mit der Weihnachts-Inschrift Joh. 3, 16.

schen unter den Christbaum legen. Wir wissen es, der Heiland ist uns geboren! Selbst die Engel singen und jubilieren auf Bethlehems Fluren, da stimmen wir freudig mit ein, Christ der Retter ist da!

Nicht nur uns, die wir im deutschen Vaterlande leben, will der Heiland der Retter sein, sondern für alle, alle Menschen die auf der ganzen, großen Welt leben. Da schlagen doch unsere Herzen höher, wenn

wir wissen, daß schon viele schwarze und braune Kinder, jenseits des Meeres, sich auch so auf Weihnachten freuen, ganz wie wir es tun. Ihre Eltern wußten ja noch gar nichts von der frohen Botschaft des Heilandes. Die Missionare haben sie ihnen erst gebracht.

Nun kommt, laßt uns im Geiste einmal schnell nach Indien gehen und ein Weihnachtsfest, wie es die Kinder dort feiern, ansehen. Vergebens schauen wir uns um nach einem bereiften Tannenwald, aus dem wir den Christbaum holen könnten. Wir sehen etwas ganz anderes. In den Gärten blühen Rosen, Nelken und Veilchen. Darüber ist ein blauer Himmel mit lachendem Sonnenschein gespannt. Doch hört, das klingt ja ganz heimisch. Es sind die alten, bekannten Weisen unserer Weihnachtslieder, die fleißig gelernt und geübt werden. Und seht hier, auf der Veranda des Hauses und der Schule sitzen Knaben- und Mädchengruppen, die eifrig sticheln und kleben. Zum Christabend soll ja noch das Täschchen fertig und die vielen kunstvollen Papiersternchen und bunten Ketten geklebt werden. Eine ganze Menge fertigen Christbaumschmuck können wir hier bewundern. Christbaum? — Woher soll denn ein Christbaum kommen, wenn keine Tannen hier wachsen. Da gibt es einen Ausweg. Schaut her, im Garten stehen ja schöne grüne Bäume. Der Mangobaum, der Kaffeebaum und viele andere. Ein Zweig davon wird zum Christbaum geschmückt. Nicht wahr, ein wenig Sehnsucht überkommt uns nun doch, nach einem heimischen, harzduftenden Tannenbaum? Doch seht euch nur die Kinder etwas näher an. Ihre braunen Augen glänzen in derselben Weihnachtsfreude wie die euren daheim. Nun sehen wir den Vorbereitungen zum Christabend zu. Ganze Körbe voll Zuckerwerk und Deltuchen stehen da. Wir kosten davon und beneiden die Kinder gar nicht darum, denn uns schmeckt es nicht besonders gut.

Neben den Süßigkeiten steht ein Haufen grüner Teller, die aus Blättern zusammengesteckt sind. Für jedes Schulkind, die Lehrer und alle Angestellten wird ein solcher Teller davon gefüllt. Auch andere kleine Gaben der Liebe kommen noch hinzu. Diese Gaben werden um den Weihnachtsbaum in der Kirche aufgestellt. Zu beiden Seiten des Weges von dem Wohnhaus und der Schule bis zur Kirche sehen wir kleine Schälchen mit Del. Darin steckt ein kleiner Docht. Bei Beginn der Dunkelheit wird ein Lämpchen nach dem andern entzündet. Diese hunderte von Lichtlein, wie schön erleuchten sie den milden, indischen Christabend. Die Kirchenglocken fangen an zu läuten. In geordneten Reihen begeben die Schulkinder sich in die Kirche. Vor dem brennenden Christbaum findet jedes seine Gabe mit seinem Namen versehen. Still wird Platz genommen. In Strömen kommen die Christen von Nah und Fern. Das geht nicht so still. Weihnachtslieder singend und mit Trommeln begleitend, kommen sie daher aus ihren Dörfern. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch Heiden sind gekommen. Der Missionar

bahnt sich den Weg zum Altar und brausend setzt der Gesang ein. Dann hören wir, wenn auch in fremder Sprache, die heilige Weihnachtsgeschichte und vergessen ganz, daß wir in Indien sind.

Die Christfeier ist zu Ende. Wir stehen draußen, noch ganz unter dem großen Eindruck, den wir eben bekommen. Eine Weile schauen wir noch dem Flimmern der kleinen Delfämmchen zu, bis eins nach dem andern erlischt.

Das Singen und Trommeln der heimkehrenden Christen verflingt mehr und mehr in der Ferne. Daheim angekommen, sind sie noch nicht müde. Sie sitzen bis zum Morgen vor ihren Türen und singen und trommeln die ganze Nacht hindurch. Wir wollen nicht mittun, sondern uns der nächtlichen Stille freuen. Nach oben werden unsere Blicke gezogen. Einen Sternhimmel in wunderbarer Pracht sehen wir über uns. — Sagt Kinder, ist Weihnachten in Indien nicht schön?

Herzliche Bitte! Um dem Mangel an Kleingeld abzuhefen, bitten wir, alle Sammelbüchsen jeden Monat einmal entleeren zu wollen.

Ein herzliches „Danke schön“!

allen lieben Kindern, die wieder für die Gohnerische Mission gegeben haben. Es kamen ein an:

Sammelvereine: Sammlung der Konfirmandinnen Lotte Böhnte 1,50 M. und Gertrud Hinz 1,20 M., zus. 2,70 M., durch Fr. Kühner-Ebling. Sammlung der Schulfinder, durch Lehrer Hepl-Bentwisch, 2,91 M. Sammlung von Fr. Marie Brandt-Tengern, 33 M.; von Heinrich Goldstein-Schnathorst 14,55 M. und von den Katechumenen 18,35 M., zus. 65,90 M., durch P. Balke-Schnathorst. Sammlung in Kindermissionsstunden, durch Fr. Dr. Schladebach-Dobendorf, 8,32 M. Ertrag zweier Sammelbüchsen, durch Missionar P. Bueche-Gadow, 8 M. Ertrag des Missionsnegers 10,30 M., der Sammelbüchsen von Astita Dehmlow 4 M., der beiden Wehrle 2,25 M. und der Missionstolletten 40 M., zus. 65,55 M., durch Missionar Dehmlow-Kentschtal. Sammlung der Kinder der Kirchengemeinde Crangen, durch P. Plaensdorf, 18,50 M. Sammelverein Rothenburg v. T., durch Fr. Eißmann, 90 M. Aus den Missionsbüchern der Kindergottesdienste der Lutherischen Gemeinde in Lage, durch F. Jahr-Detmold, 18,18 M. Sammlungen von Fr. Mollien und Fr. Strug-Stettin 19,80 M. Lehrerin Fr. Otto-Gommern 11,25 M. Ertrag des Missionsnegers, durch P. Boetticher-Papig, 100 M. Sammelbüchsen von Herb. Metten 2,85 M.; Frau Labitz 11,50 M. und 9,25 M.; Fr. Meyer 10,90 M.; Herm. Quitsch 18 M. und 18 M.; Fr. Gensch 5 M.; Frau Pustiant 11,65 M.; Frau Hennig 12,64 M.; durch Fr. Dittmar 19,20 M. Gaben aus der Gemeinde Schwärzort, durch Fr. Lotto, 30 M. Gaben aus der Neurogärtler Gemeinde, durch Fr. Sommer, 5 M. Sammlung des zweiten Neurogärtler Kindergottesdienstes, durch Fr. Sommer, 36,98 M., zus. 181,05 M., durch Fr. Sommer-Königsberg i. Pr. Gaben aus der Gemeinschaft, durch Schwante, 45 M. und Sammelertrag von Fr. Beyer 15,30 M., von Ernst Schewe 2,95 M. und von Bertha Gluth 3,79 M., zus. 67,04 M., durch Missionar Hammerstein. Sammlungen im Kindergottesdienst und von den Konfirmanden des Pfarrers Breithaupt 7,25 M. und von den Konfirmanden des Pfarrers Schalle 2,98 M., zus. 10,18 M., durch Fr. Schalle-Berlin, Heilig-Geistl. Sammlungen im Kindergottesdienst, Berlin-Mariendorf, 3,80 M. Ertrag der Sammelbücher im 3. Quartal 1917, durch P. Medenwaldt-Widdelbogen, 25,32 M. Sammlung von Schwester Gertrud, Stift Salem, Stettin, 14,66 M. Sammlung der Konfirmanden, durch Fr. Stöck-Bezogsvalde, 39,75 M. Sammlung in Eichen 7,20 M. und in Erbstedt 12,80 M., zus. 20 M., durch Fr. Casterdyk-Eichen. Aus dem Königshorster Sammelverein, durch Missionar Schnoor, 13,85 M. Sammlung der Konfirmanden, durch P. Crolow-Horst, 4,18 M. Sammlung der Konfirmanden der Kirchengemeinde Schwartow, durch P. Klopisch, 25 M. Sammlung von Hans Daute-Mainz 15 M. Sammlung der Konfirmanden Leopold Krüger 3,70 M. und Wlly Schaefer 2,20 M., zus. 5,90 M., durch Fr. Kühner-Ebling. Sammlung durch P. Arndt-Jobten, 17 M. Sammlung im Kindergottesdienst „Zum guten Hirten“ durch Fr. Schönwandt-Berlin-Friedenau, 11,50 M.

Es grüßt euch herzlich Euer Missionsinspektor Foertich.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an die Gohnerische Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Herausgeber: Missionsinspektor Foertich, 5. Bf. als Feldgeistlicher im Felde. Verantwortlich für die Schriftleitung: i. R. Oswald Müller, Berlin-Steglitz.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Blößen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Pastor Hsi, ein chinesischer Christ.

Von Oswald Müller-Steglich.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. 1. Tim. 2, 4.

Ist es nicht herrlich, daß Gott allen Menschen ohne Ausnahme helfen will, loszukommen von dem Greul des Götzendienstes und der Furcht vor den bösen Geistern. Gott möchte, daß alle Menschen glücklich und fröhlich, zufrieden und frei und dereinst selig werden. Aber so viele Menschen wollen sich nicht helfen lassen, sie wollen von ihren Lasten und bösen Gewohnheiten nicht lassen. Der liebe Heiland aber wird nie müde, ihnen allen nachzugehen und sie immer wieder zu ermahnen und zu bitten, zu ihm zu kommen und an seinem Herzen zu ruhen. Millionen Menschen sind seinem treuen Hirtenrufe schon gefolgt, aber zweidrittel aller Menschen gehen noch in der Irre. Deshalb sind unsere Missionare unablässig tätig, damit die Zahl derer, die den Herrn Jesus kennen und lieb haben, immer größer wird. Wer den „Kindergruß“ stets aufmerksam gelesen hat, weiß einmal, daß die aufopfernde und hingebende Arbeit unserer Missionare reich belohnt worden ist, und zum andern, daß es oft viel Mühe und Geduld kostet, ehe ein Heide sich von seinen Götzen löst. Von einem solchen, der sich ganz energisch gestraußt hat, seinen Götzendienst aufzugeben und dem Sündenleben den Rücken zu kehren, der aber zuletzt doch von der Liebe Gottes überwunden wurde, will ich euch heute erzählen.

I. Ein „Blühendes Talent“ und ein „Erhabener Mann“.

Im Jahre 1840 wurde im Nordwesten Chinas, in der Shan-fi Provinz, Hsi als Sohn eines Gelehrten ge-

boren. Wie sein Vater sollte er auch ein Gelehrter werden. Um dies aber zu erreichen, kann man in China nicht wie bei uns auf irgend eine höhere Schule gehen und dann eine Universität beziehen und nach Herzenslust seine Studien treiben, sondern man muß den vor mehr als tausend Jahren festgelegten Studiengang durchlaufen. So übte sich unser Hsi als Knabe an der chinesischen Fibel, dem „Drei-Zeichen-Klassiker“, dann folgten der „Tausend-Zeichen-Klassiker“, „Bden für Kinder“, „Gesetze der kindlichen Pflichten“. Nach dieser Einleitung mußte er dann sich mit der Lehre des Konfuzius bekannt machen. (Konfuzius ist der große Staats- und Sittenlehrer Chinas gewesen, der von 551—478 vor Christi gelebt hat.) Mit großem Fleiß hatte sich Hsi den Inhalt der vielen Bücher, von denen er viele sogar mechanisch auswendig lernen mußte, angeeignet. Mit 16 Jahren bestand er das große Staatsexamen und erhielt den Titel: „Blühendes Talent.“ Nachdem er nach weiteren mühseligen Studien das zweite Examen gemacht hatte, wurde er ein „Erhabener Mann“. In seinem Dorfe nahm er bald wegen seiner Gelehrsamkeit, Umsicht und Tatkraft eine angesehenere Stellung ein. Eine glänzende Zukunft schien vor ihm zu liegen. Da nahm der Herr Jesus ihn in seine Schule, damit er ein brauchbares Werkzeug im Reiche Gottes werden sollte. Kurz nach seiner Verheiratung starb sein Vater und dann seine Frau. Hierdurch wurde er so erschüttert, daß er in tiefe Grübeleien über die ihn umgebende Religion verfiel. Im Grunde des chinesischen Herzens regiert die Verehrung der Ahnen. Sie bildet den Kern der ganzen chinesischen Religiosität. So denkt man, daß eine Seele des Verstorbenen in der Ahnentafel wohnt, eine andere soll sich im Grabe befinden und endlich eine dritte ins Schatten-

reich eingegangen sein. Den Seelen dieser Abgeschiedenen müssen nun Opfer gebracht werden. Geschieht dies nicht, so verwandeln sich diese Geister zu grausamen Dämonen, die dann die Menschheit sehr quälen, und die Furcht vor ihnen knechtet die Chinesen.

Soviel auch Hsi über religiöse Fragen nachdachte, fand er keine Ruhe und keinen Frieden. Nachdem er noch einmal geheiratet hatte, begann er, durch die vielerlei geistige Arbeit überanstrengt, zu kränkeln, und in der Verzweiflung über seinem unglücklichen Zustand verfiel er dem Laster des Opiumrauchens. Da er gänzlich unfähig war, sich dieser verderblichen Sklaverei wieder zu entziehen, so sank er tiefer und tiefer, sein Hauswesen ging zurück, er, der Hochgeehrte und geschätzte Gelehrte verfiel der Verachtung seiner Landsleute. Zehn Jahre dauerte dieser traurige Zustand an. Er war inzwischen ein körperlich und geistig völlig gebrochener Mann geworden, der sich seines Elends völlig bewußt war, aber keine Macht und Kraft mehr hatte, dem Gifte zu entsagen.

Da brach über die Provinz Shan-si eine schwere Hungersnot herein. Jahrelang fiel kein Regen. Die Götzen, die daran Schuld sein sollten, wurden wegen ihrer Hartherzigkeit zur Strafe in die brennende Sonne gesetzt. Aber es half auch nichts. Schließlich kam es soweit, daß Menschenfleisch gegessen wurde. Um diese Zeit kamen Missionare nach der benachbarten Stadt Pin-jan. Sie versuchten der hungernden Bevölkerung, so gut wie sie konnten, zu helfen. Durch ihre tatkräftige Hilfe gelang es ihnen bald, das Mißtrauen gegen die „weißen Teufel“ zu beseitigen und sich die Zuneigung der Bevölkerung zu sichern. Ihrer Missionsarbeit wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt und bald entstand auch eine kleine Gemeinde ernstlicher Christen.

Von all diesen Vorgängen hörte auch Hsi. Aber anstatt sich zu freuen, daß die Missionare der hungernden Bevölkerung halfen, ärgerte er sich sehr über deren Tun und Treiben und erklärte, die fremden Teufel seien Zauberer und nur gekommen, um die Unwissenden zu betören und das Elend des Volkes auszunützen.

Die Missionare hatten schon seit längerem nach einem Mittel gesucht, um auch die gebildeten Chinesen, die dem Christentum ablehnend gegenüberstanden, für sich zu gewinnen und sie davon zu überzeugen, daß sie nur gekommen seien, um den Chinesen zu helfen. Einer von den Missionaren, namens Hill kam auf den originellen Gedanken, Preisarbeiten auszusprechen. Er wollte, da er die Themen der Aufsätze aus den „christlichen Klassikern der Weltrettung“ d. h. aus der Heiligen Schrift nahm, die stolzen Gelehrten nötigen, sich einmal gründlich mit dem Worte Gottes zu beschäftigen.

Diese Themen gelangten auch in Hsis Hände. Schon als er sie las, erwachte der Gelehrte in ihm wieder, und als seine Landsleute ihn noch ermunterten, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, machte er sich an die Bearbeitung der Aufgaben, und gewann den Preis von 100 M., den der Missionar



Mohammedanischer Fakir.

ausgesetzt hatte. — Durch die Ausarbeitung der Thesen war er nun mit dem Evangelium näher bekannt geworden. Auch bat ihn Missionar Hill des öfteren zu sich. Nur ungern folgte er diesen Einladungen, weil er große Angst und Furcht hatte, von dem Missionare bezaubert zu werden. Als ihn eines Tages Missionar Hill fragte, ob er nicht sein Gehilfe bei den sprachlichen Arbeiten werden wollte, konnte er sich schwer dazu entschließen. Da er aber von dem Missionare nur Liebe und Freundlichkeit erfahren hatte, so willigte er schließlich trotz der Warnung seiner

Angehörigen ein. Durch die Beschäftigung mit dem neuen Testamente sowie durch den Einfluß des Missionärs, kam er bald zur Erkenntnis der Wahrheit. Die heiligen Geschichten und das Leben Jesu ließen ihm die ganze Zänerlichkeit seines Gözendienstes erkennen, so daß er eines Tages freudig bekannte: „Auch für mich hat Jesus das gelitten, auch mich hat er lieb.“ Nachdem er nun erkannt, daß der liebe Heiland so viel für ihn getan hatte, wollte er auch ein ganzer Christ werden, und mit Gottes Hilfe gelang es ihm auch. In der heiligen Taufe legte er sich den Namen „Teufelsüberwinder“ bei. Er war sehr glücklich, daß er ein Kind Gottes geworden war, während seine Angehörigen tief traurig waren, daß er als „Erhabener Mann“ doch die Religion des fremdes Mannes angenommen habe. Sie versuchten immer wieder, ihn zum Abfall zu bewegen, aber Hsi ließ sich nicht überreden. Sein einziger Wunsch war, ganz dem Heiland zu gehören und ihm allein zu dienen.

II. Ein Teufelsüberwinder.

Durch sein ruhiges und freundliches Wesen, sein mutiges und entschiedenes Auftreten, sowie sein männliches, christliches Benehmen fiel Hsi bald überall angenehm auf. Die Leute gewannen ihn lieb und brachten ihm großes Vertrauen entgegen. Es geschah sogar das Unerhörte, daß das heidnische Dorf den Christen Hsi zum Gemeindevorsteher erwählte. Hsi machte seine heidnischen Dorfgenossen darauf aufmerksam, daß er Christ sei. Da sie aber trotzdem ihre Wahl aufrechterhielten, stellte er ihnen die Bedingung, daß der heidnische Dorftempel während seiner Amtsdauer geschlossen bleiben müsse und er auch in keiner Weise mit den Opfern und dem Gözendienst etwas zu tun haben wolle. Zu seinem größten Erstaunen gingen die Heiden einstimmig hierauf ein, und er verwaltete drei Jahre lang zur Zufriedenheit aller das Gemeindeamt. Dann gab er es auf, weil seine missionarische Tätigkeit ihn voll und ganz in Anspruch nahm. Beim Scheiden aus seinem Amte wies Hsi dann die Heiden darauf hin, daß, obwohl der Dorftempel während der ganzen Zeit geschlossen war, und die Dorfgötzen nicht ein einziges Opfer erhalten hätten, das Gemeindegewesen aufgeblüht sei und die Götzen sich alles haben ruhig gefallen lassen. Da sie aber wahrscheinlich vor Hunger nun gestorben sein werden, so empfahl er ihnen lächelnd, sich die Mühe zu sparen, sie durch allerlei Opfer ins Leben zurückrufen zu wollen.

Gott hatte aber noch Größeres mit diesem Manne vor. Er sollte weit über die Grenzen seines Dorfes ein Licht für seine Landsleute werden. Von weit und breit kamen sie zu dem bekannten Gelehrten, um in erster Linie von ihm zu erfahren, wie er von dem Opiumlaster frei geworden sei. Es entstand auch bald ein Bewegung zum Christentum hin, wobei Hsis Haus der Mittelpunkt und er selbst der unermüdlische Ratgeber, Helfer und vielfach auch Gastgeber war. Er übte stets uneingeschränkte Gastfreundschaft, die ihm des öfteren in große Not brachte. Es kam ihm dann nicht darauf an, von seinem Hausrate oder seinem Familienschmucke zu verkaufen, was er entbehren konnte. Auch seine Frau gab willig Schmuck und Seide hin, um anderen helfen zu können.

Das herzlichste Erbarmen aber hatte Hsi, der ge-

rettete Opiumsklave, mit den armen Opfern dieses unheimlichen Lasters. Alle denen, die seine Hilfe in Anspruch nahmen, sagte er, daß nicht er, sondern nur der liebe Heiland ihnen helfen könne. Darum lehrte er seinen Patienten beten, und niemand wurde ins Asyl aufgenommen, der sich nicht bereit erklärte, auch an den Gottesdiensten teilzunehmen. Ein Opiumasyl nach dem anderen wurde von ihm in verschiedenen Dörfern und Städten angelegt und man konnte immer deutlicher erkennen, daß Gott unseren Hsi im besonderen Sinne als Helfer und Retter für die armen Opfer des Opiums gebrauchen wollte. Um den Glauben derer, die geheilt waren, noch zu vertiefen, beehrte er sie gern noch längere Zeit in seinem Hause und er hatte die große Freude, zu sehen, daß eine verhältnismäßig große Zahl der Geheilten auch treue Jünger Jesu wurden. Mit Gottes Hilfe war er für seine Landsleute zu einem wirklichen „Teufelsüberwinder“ geworden.

Als später die Provinz Shan-si von den Missionsdirektor Stevenson besucht wurde, war dieser auf das angenehmste überrascht, als er sah, was durch Gottes Hilfe unter Hsis Leitung hier geschehen war. Man beschloß nun, Hsi zu ordinieren. Er sträubte sich zunächst, weil er sich nicht für würdig hielt, Pastor zu sein, aber schließlich gab er doch seinen Widerstand auf.

Hsis Tätigkeit dehnte sich immer mehr aus. Er richtete Bibelkurse ein für alle, die Interesse am Wort Gottes hatten. Daran anschließend besuchte er dann im Winter die Christen in den Dörfern seines Bezirkes und verkündete den Heiden die Botschaft von Jesu. Trotz aller dieser vielen Arbeiten vernachlässigte er seine Zufluchtsstätten für die Opiumraucher nicht, deren er allmählich über 40 errichtet hatte. Seine aufopfernde Tätigkeit wurde weit über die Grenzen der Provinz Shan-si hinaus bekannt. Jedem, der sich an ihn wandte, war Pastor Hsi ein ebenso uneigennütziger Helfer wie Tröster und ein unermüdblicher Seelsorger. Aus dem temperamentvollen, tatkräftigen oft derb und scharf dreinfahrenden Gelehrten war ein demütiges, stilles Werkzeug unseres Heilandes geworden.

Mitten aus seiner großen gewaltigen Arbeit rief ihn der Herr im Alter von erst 56 Jahren — im Jahre 1896 — zu sich in die himmlische Heimat. Das Wort, das unser himmlischer Vater einst zu Abraham gesprochen hatte: „Ich will Dich segnen, und Du sollst ein Segen sein“ hatte sich auch an dem Leben Pastor Hsis erfüllt.

In Sünden war ich gänzlich tot,
Ich kannte nicht den treuen Gott —
Nur unsere falschen Götter;
Da wurden aus dem deutschen Land
Die Friedensboten hergesandt —
Verkündigend uns den Retter.
Gnädig, freundlich ist sein Ziehen
Und Bemühen, Chinas Sünder
Nimmt Gott an als seine Kinder.

Missionsinspektor Foertsch

läßt euch alle herzlich grüßen. Er freut sich sehr, daß ihr so treu weiterarbeitet und auch in dieser ersten und schweren Zeit unsere liebe Großerliche Mission nicht ver-

geffen habt. Er befindet sich seit Anfang April als Feldgeistlicher im Felde und erhielt zu unserer großen Freude am 14. September das Eisene Kreuz. Es geht ihm gottlob gut. Die nachfolgende Schilderung soll euch einen kleinen Einblick in seine große Arbeit gewähren.

„Es ist für mich wie Festtag, wenn ich mein Regiment vorne im Schützengraben besuche; alle 14 Tage mache ich mir diese Freude. Wie köstlich schon der Anritt durch den erwachenden Tag; früh 5 Uhr Aufbruch, nach zweifündigem Ritt bin ich am letzten Graben; nun geht's zu Fuß weiter, tüchtig bepackt; schwer hängt der Brotbeutel an der Seite, mit allerlei kleinen Büchern und Hefen hoch aufgefällt, und links hängt die Ledertasche mit den Blättern und Andachten, auf dem Rücken klappert die Gasmaske, die nun mal nicht fehlen darf. Und nun geht's hin übers Feld, dort durch die Mulde, hier über die Höhe, da über den Laufgraben weg, dann ein Stück im Schützengraben entlang. Da drüben steht eine Batterie, schnell einmal hineingekrochen in ihre Stellung! Dort schauzen brave Schipper, wer könnte da vorübergehen? Die Burschen, die hier unten Stachelbraut ziehen, wollen noch begrüßt sein. Und wie sie sich in der Sonne recken und dehnen, die jungen Infanteristen, im Graben. Freilich, im nächsten ist's schon nicht so sorglos; und je weiter vor, desto vorsichtiger. Nun stehe ich endlich bei den Bäckern vorn im ersten Graben, luge hinüber nach dem Feind, freue mich, den Kameraden, die da auf der Wacht liegen, die Hand drücken zu können, die letzten Blätter und Büchlein verlassen die dünn gewordenen Taschen. Auf möglichst kurzem Weg wandere ich nun zurück, nach vierstündigem Grabenbummel steige ich wieder auf meinen braven Schimmel und zwei Stunden später sitze ich zwar müde, aber doch vergnügt mit meiner gewohnten Tischgesellschaft beim Essen.“

Herzliche Bitte! Um dem Mangel an Kleingeld abzuwehren, bitten wir, alle Sammelbüchsen jeden Monat einmal entleeren zu wollen.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder für die Gohnersche Mission gegeben haben. Es kamen ein an:

Sammelvereine: Sammlung im Kindergottesdienst in Emden, Ostfriesland durch P. Frerichs 50 M. Sammelverein Osche, Westf., durch P. Stuß 18 M. Sammlung der Konfirmanden in Berlin-Friedenau durch P. Kleine 36,08 M. Sammlung des Jungfrauenvereins in Basewall durch Sup. Ritter 37,05 M. Sammelverein der Kirchengemeinde Willisch durch P. Beniden 50 M., darunter 7,25 Konfirmandengabe und ferner 8 M. sonst. Gaben zus. 58 M. Sammelverein in Rothenburg o. T. durch Frl. Süßmann 95 M. Sammlung im Christl. Pädagogium zu Jempelburg durch Frl. Lehrerin Thelemann 28,15 M. Ertrag der Missionbüchsen des Vereins für Kleinkinderpflege in Stuttgart durch Stadtpf. Fischer 15 M. Frl. Rudel-Konradswaldau 9,25 M. Kindergabe aus der Gemeinde St. Barbara in Danzig durch Frl. Strehlau 21 M. Sammlung von Frl. Lydia Loewe-Röhm-Wülheim 7 M. Sammlung der Kinder der Kirchengemeinde Crangen durch P. Plaensdorf 13,50 M. Sammlung der Schulkinder in

Wentwich durch Lehrer Hysl 3,45 M. Sammlung der Schulkinder in Rothkirch a. Rappach durch Kantor Weist 8,88 M. Sammlung der zweiten Klasse der evang. Schule zu Buchwald durch Lehrer Mabel 7,10 M. Sammlung der Kinder im Kinderh. im zu Merseburg 50 M. u. Erlös aus von den Kindern mit Fleiß und großer Liebe verfertigten Handarbeiten 50 M. zusammen 100 M. Durch Schw. Magdalene Braun. Frl. Mollin-Stettin 8,20 M. u. Frl. Struß-Stettin 9,06 M. zusammen 17,26 M. Im Sammelverein durch Konfirmanden mit Büchsen eingesammelt 31,75 M., ferner bei einer Taufe gesammelt 8,45 M. u. Geschenk einer Missionsfreundin 3 M. zusammen 43,20 M. durch Frl. Gloag-Ülmersdorf. P. Bartelt-Schmolzin 48 M., darunter Ertrag des Sammelbüchsen von Herm. Jost-Riegen 22 M. u. Sammlung der Konfirmanden 10 M. Sammlung im Mädchenheim zu Pforzheim durch Hausmutter Schädle 9,75 M. Sammlung der Konfirmanden der Kirchengemeinde Herzogswalde durch P. Stofch 17,35 M. Sammlung in Siff. Salem zu Stettin durch Schw. Meta Andre 20,40 M. Sammlung der Konfirmanden der Kirchengemeinde Schwartow i. Pom. durch P. Klopsch 25 M. Sammlung von Frl. Lehrerin Otto-Gommern 10 M. Sammlung der Schulkinder in Pinnow durch Kantor Sobel 9 M. P. Wiedenwald-Wüdelbogen auf Rügen. Ertrag der Sammelbüchsen 1917 II. Quartal 26 M. Sammlungen von Willi Wedell 8,07 M., Walter Schwante 2 M., Frau Bahne, Gabe 5 M., Gabe von S. Berndt 10 M. und aus dem Missionslager 6,61 M. durch Missionar Siech-Hammeslein zusammen 26,68 M. Ertrag eines Sammelbüchsen 16,80 M. durch Frl. Zippel-Becken. Vom Knaben Heber 2 M. und von Frau Fuchs 2 M., und von Frau Ing. Endrich 13,60 M. zusammen 17,60 M. durch Hauptlehrer Edardt-Münchberg. Sammlung der Konfirmanden aus der Gemeinde Schnathorst 33,60 M. o. Samml. von Frl. M. Brandt-Tengern 40 M. u. Gaben a. d. Gem. Schnathorst 84,55 M. zusammen 158,15 M. durch P. Walke-Schnathorst. Lehrer Schröder-Gr. Peixtau, Sammlung seiner Klassenkinder 2 M. Sammlung der Konfirmanden durch Frl. Büching-Deutschdorf 21 u. 3,25 M., zusammen 24,25 M. Sammlung des Vereins für Kleinkinderpflege in Stuttgart durch Stadtpfarrer Fischer 24 M. Von Kindern der Kirchengemeinde Nadem durch P. Dr. Bohlen 8,63 M. Sammlung der Konfirmanden durch Frl. Büching-Deutschdorf 3,35 M. Sammlung der Konfirmandinnen Klara Kubn 5,45 M. und Gertrud Wiebert 28,55 M., zusammen 34 M. durch P. Kühner-Elbing. P. Kühner-Elbing 11 M. u. Gabe der Konfirmandin Käthe Wublich 1,50 M., zusammen 12,50 M. Konfirmande Herbert Janzen durch P. Kühner-Elbing 5,64 M. Büchsenammlung der Konfirmanden durch P. Goldmann-Horpsdorf 12 M. Sammlung der Konfirmanden durch P. Meier-Kohr, Thür., 40 M. Sammlung der Konfirmanden durch P. Crolow-Horst 5,06 M. Sammelertrag von Rudolf Wulert-Gotha 10,60 M. Sammlung der Kinder in der Walderholungsstätte in Küstrin-Neustadt durch Schw. Veronica 10 M. Sammlung der Schulkinder der Wittelklasse 3. Vornungshausen durch die Schüler Fritz Kammerow u. Martha Krähmer 5 M. Sammlung der Schulkinder zu Kleinholzm bei Gens in Ostfriesland 2,55 M. Samml. von Hilda Bürgerer-Fuhlen 8 M. Samml. der Schulkinder der Klasse 6 M der Königin-Luise-Schule durch Frau Dr. Schroeter-Friedenau 7,05 M. Sammelertrag durch Frl. Niemeier-Egeln 22,70 M. Sammlung der kleinen Annelise Reichert in den Kindergottesdiensten durch P. Lic. Reichert-Giersdorf 4 M. Sammlung in der Kleinkinderschule der Christus-Gemeinde zu Berlin 5 M. Sammlung der Konfirmanden in den Kirchspielen Hermsdorf u. Pellen durch Frl. Wiebe-Hermsdorf 50 M. Sammlung der Konfirmanden durch Frl. Winemel-Jwig 5,40 M. Frl. Lydia Löwe-Röhm-Wülheim 7 M. Frl. S. Rudel-Konradswaldau 7 M. Sammlung der Kinder im Kinderheim Werseburg durch Schw. Magdalene 50 M. Sammlung im Pädagogium zu Jempelburg durch Lehrerin Thelemann 28,15 M. Sammlung von Lehrerin u. Schülerinnen der 3. Klasse Schule II in Linden bei Hannover durch H. Wülkenhoff 10 M. Ertrag der Sammelbüchsen von Eva Veschart 19,4 M. u. von Warsch u. Nowak 1,59 M. u. von den Konfirmanden 4,40 M., zus. 7,83 M. durch Frl. Wetter-Friedenau. P. G. Reimer-Dehmin, im Kindergottesdienst schönfeld gesammelt 8 M. Missionar Prehn-Teitz, Konfirmandensammlung 14 M. Sonntagsschule Heppen durch Missionar em. D. Dr. Hottrott-Steinhagen 5,82 M. P. Herbers-Duisburg, Konfirmandengabe 6 M. Schwester Käthe King-Seeheim, Bergstraße, Kindergabe für die Mission 4,20 M. Frl. Weichoren-Berlin-Wilmersdorf, aus dem Kindergottesdienst des Gemeindehauses 22,05 M. P. Haacke-Britsch, Polen, Sammlung im Kindergottesdienst 17 M. P. Alsch-Ketschendorf, Spreew., von den Konfirmanden 47 M. u. 3 M. aus dem Lager, zus. 50 M. P. Rudloff-Buddern, Konfirmandensammlung 18,50 M. Frl. Stein-Hünfeld, Sammlung des Pfennigvereins im ersten Halbjahr 1917 15 M. P. Schneider-Kogow, Bez. Stettin, aus der Dankopferbüchse des Pfarrhauses 20,32 M. Missionsanstalt Neundettelsau, Würzburg, von der Kinderschule 2 M. Geschwister Elisabeth u. Siegfried Niemer-Babelsleben 5,55 M. Frl. Wetter-Friedenau, 1 Sammelbüchse vom Konfirmanden Stolleng 4,50 M. P. Nehmiz-Schmargendorf, von den Kindern im Jugendgottesdienst in den Büchsen gesammelt 66,33 M. Frl. Dieball-Konrad, Wor., aus der Missionsbüchse im Kindergottesdienst 7,65 M. u. im Pfarrhaus 3,70 M., zusammen 11,35 M. P. Schulz-Märtisch-Friedland, Konfirmandengabe 5 M. Superintendent D. Leonhard-Mogilno, von der Konfirmandenklasse I 18,28 M. und von der Konfirmandenklasse II 8,50 M. Kantor Dittmar-Jordan, N.-M., von seinen Schulkindern und sich 10 M. Missionar C. Hageborn-Coffebraun, aus dem Kindergottesdienst 7,50 M. Frl. Schmidt-Hof i. Bayern, von Kindergrüßlern 18 M. ...

Sachen: Frl. Irmg. Fischer-Votsdam 1 Karton Staniol. Geschwister Elisabeth und Siegfried Niemer-Babelsleben 1 Paket mit Staniol und Zigarenabschnitten. Kdg. Paul-Gerhards-Schöneberg, Gruppen Geschwister Meyer und Will Staniol und Briefmarken. Geschwister Seidel Staniol.

Es grüßt euch herzlich Euer Missionsinspektor Foerfisch.

Der Kinderdruck erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an die Gohnersche Mission, Berlin-Friedenau, Sandbiersstr. 19/20. — Herausgeber: Missionsinspektor Foerfisch, 3. St. als Feldgeistlicher im Felde. Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V. Oswald Müller, Berlin-Steglitz.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerschen Mission, Friedenau, Sandbiersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jülissen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18



Lukas Sefu.

Ein eingeborener Prediger aus Uambara (Deutsch-Ostafrika).
 Von Oswald Müller, Steglitz.

„Ist jemand in Christo, so ist er eine neue
 Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es
 ist alles neu geworden.“ 2. Kor. 5, 17.

Dieses Wort des Apostels Paulus hat sich auch in dem Leben des eingeborenen Predigers Sefu bewahrheitet. Von dem Schlamm der Sünde und von aller Gebundenheit hat ihn das Blut Jesu Christi freigemacht; aus dem ehemaligen Götzendiener ist ein treuer Bekenner unseres Heilandes geworden, der sich seinen Glauben auch etwas kosten läßt. Freudig bekennet er, daß er durch seinen Glauben an Jesum Christum ein neuer Mensch geworden ist.

Sefu, so hieß er, als er noch ein Heide war, entstammte dem vornehmen Geschlechte der Kilindi, das sich durch Begabung und Tüchtigkeit, aber auch durch Verschlagenheit und Lasterhaftigkeit auszeichnet. Die Kilindi nehmen vielfach bei den Schambala, dem Volk, unter dem sie leben, eine Herrscherstellung ein. Mancher von ihnen ist schon ein Christ geworden und hat dies dem Volke gegenüber ausgesprochen, wie z. B. Davidi Kimueri von Mbaramo: „Ich will jetzt meinen Wandel und meine Herrschaft nach dem Willen des lebendigen Gottes, der mein Herr geworden ist, einrichten. Wollt ihr mich als solchen nicht mehr haben, weil ich nicht mehr euer heidnischer Oberpriester sein kann, dann bin ich bereit, meine Entlassung zu beantragen.“ Aber viele haben mit dem alten Heidentum noch nicht gebrochen, sie halten noch fest an dem Geisterglauben und wollen nichts wissen von dem, der allein sie frei und fröhlich machen kann. Sie versuchen vielmehr durch die schmutzigsten Sünden und allerlei Opfer, sich Reinigung und Sühne zu verschaffen. Aber

frei von der Gebundenheit ist selbst durch noch so sorgfältige Beobachtung und Befolgung der vielen heidnischen Gebräuche noch keiner geworden. Alle Bemühungen sind vergeblich. Dies mußte auch Sefu erkennen. Schon in jungen Jahren hatte er die frohe Botschaft von unserem Heilande vernommen und erkannt, daß sein Treiben gerade in direktem Widerspruche mit dem stand, was unser lieber himmlischer Vater von uns fordert. Er sagte später von sich selber: „Mein Treiben bestand darin, zu tun, was Gott haßt und was ihn betrübt.“ Er fühlte sich aber, obwohl er wußte, daß das, was er tat, nicht gut und edel war, nicht veranlaßt, das Böse und Schlechte zu meiden. Später ging er bei dem eingeborenen Lehrer Lazarus Schauki in die Schule, um Lesen zu lernen. An den Worten unseres Herrn Jesu empfand er aber keine besondere Lust. Was er gut konnte, das waren die heidnischen Tänze und alle die mit dem Ahnenkultus zusammenhängenden Sünden. Die zu treiben bereitete ihm Lust und Freude. Nachdem er sich verheiratet hatte, wobei alles nach heidnischer Weise zugegangen war, wandte er sich wieder an seinen früheren Lehrer und bat ihn um Aufnahme in den Unterricht. Bald darauf starb aber sein Kind und ein wenig später seine Frau. Da kam er zu Fall und verließ um dieser Todesfälle willen den Unterricht. Auf das Geheiß der Dorfsältesten hin zog er unstät und flüchtig im Lande umher. Als er später wieder in seine Heimat kam, verabschiedete er sich von seinem Lehrer und sagte zu ihm: „Ich gehe ins Wugaland (in Uambara, Deutschostafrika), widerfährt mir Barmherzigkeit, dann werde ich auch da Jesu folgen.“ In Quandai fand er eine neue Heimat, und bald darauf verheiratete er sich wieder. Als er eines Tages hörte, daß in dem zwei Stunden entfernten Awamuenda eine Schule sei, entschloß

er sich, dorthin zu gehen, um lesen zu lernen. Tag für Tag und bei Sonnenbrand und Regen legte er den weiten Weg zurück. Fünf Monate war er schon in der Schule, aber froh und fröhlich war er noch nicht geworden. Ein schwerer Herzenskummer drückte ihn nieder. Da hörte er eines Tages Missionar Gleiß (von der Bethelermission) über das Wort:

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ predigen. Dies Wort war Balsam für sein schuldbeladenes Herz. Er machte seiner Frau den Vorschlag, sich mit ihr zusammen in Jesu Lehre unterrichten zu lassen. Jedoch lehnte diese es ab, weil sie dann mit den heidnischen Gebräuchen brechen müsse. So entschloß

er sich, Missionar Gleiß zu bitten, ihn in Jesu Lehre unterweisen zu lassen. Der Lehrer Jakobo führte nun Jesu in die christliche Lehre ein. Eine besonders große Freude war es ihm, als er nach einer sehr schweren Krankheit seiner Frau dem Missionar melden konnte, daß diese sich auch unterrichten lassen wolle, weil sie in ihrer Krankheit erfahren hatte, daß der Gott der Christen ein lebendiger Gott ist, der die Gebete der Seinen erhört.

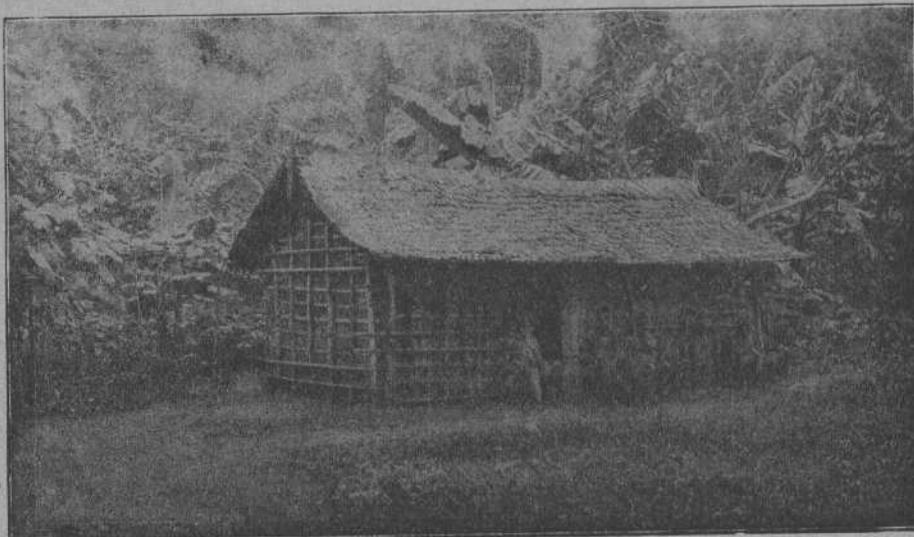
Ein schwerer Kampf kam für Jesu, als er seine schönen Felder, die seinen Fleiß verrieten, aufgeben mußte, um zu seinem Lehrer nach Gale zu ziehen. Nachdem er die nötige innere Reife und Klarheit erlangt hatte, nahm ihn der Missionar auf einige Wochen zu sich auf die Station, um das, was er bisher gelernt hatte, noch zu vertiefen und zu erweitern. Am Dienstag nach Ostern 1907 wurde er dann getauft und erhielt den Namen Lukas. Still lebte er weiter, bis ihm eines Tages der Missionar den Vorschlag machte, auf die Mittelschule in Kuandai zu gehen, um dort ein wenig mehr lesen und schreiben zu lernen und mit anderen, die als Evangelisten ins Land ziehen sollen, sich in Gottes Wort zu vertiefen. Nach einigem Ueberlegen willigte er ein und setzte sich als Mann mit auf die Schulbank unter die Burschen und Knaben, um zu lernen.

Als er zurückkehrte, stellte ihn der Missionar vor eine große Entscheidung. Die Leute in Massange wollten einen Lehrer haben. Lukas Sefu sollte zu ihnen gehen. „Wenn du mich als Heide fragtest,“ erwiderte er, „wäre meine Antwort kurz: nein, das kann ich nicht. Schon einmal habe ich meine schönen Felder verlassen, und nun soll ich schon wieder wandern? Aber wenn du mir sagst, daß ich es um Jesu willen tun soll, dann sage ich: ich bin bereit.“

Und er zog fröhlich dorthin und arbeitete dort trotz verschiedener Schwierigkeiten und Versuchungen in großer Treue, und der Herr gab seinen reichen Segen dazu.

Einmal versuchten die Dorfältesten ihm in langer und ausführlicher Rede auseinanderzusetzen, wie es in dem angesehenen Geschlechte der Kilindi Brauch sei, daß jedes

Mitglied dieses Geschlechtes zwei und mehrere Frauen habe, und daß er daher doch noch eine zweite Frau haben müßte. Der Missionar dürfe natürlich davon nichts wissen. Sie würden schon Vorkehrungen treffen, daß er nichts erführe. Auch eine Hütte wollten sie ihm bauen und auch für Speise sorgen. Er solle daher nur seine Be-



Afrikanisches Eingeborenenhaus (Kamerun).

denken fallen lassen. In seiner Erwiderung dankte er ihnen zunächst für die Gastfreundschaft, die sie ihm gewährten, und für ihre freundliche Fürsorge. Dann sagte er, indem seine Stimme immer leiser und leiser wurde, sodas alle aufhorchten: „Seht, ich habe einen lebendigen Gott, der sieht und hört uns eben auch, wo wir miteinander verhandeln. Löst mir nur die eine Schwierigkeit: was soll ich tun, daß er, mein lebendiger Gott, meine zweite Frau hier nicht sieht?“ Keiner wagte ein Wort zu erwidern; so hatten sie noch nie mit Gottes Gegenwart gerechnet. Lukas aber war es geschenkt, durch seinen lebendigen Glauben die Versuchung zu überwinden und die Versucher zu entwaffnen, denn die Verhandlungen waren mit einem Schlage beendet, und Einzelne schlichen still von dannen.

Am 1. Dezember 1907 wurde seine Frau und seine Tochter getauft. Lukas baute sich eine Schule, in der er treulich unterrichtete, und am Sonntag ging er in die umliegenden Heidenhöfner und verkündigte den Heiden den auferstandenen Heiland. Als er sich nun völlig eingelebt hatte, da erging der Ruf an ihn, nach Ubili zu gehen, wo schon jahrelang eingeborene Lehrer gearbeitet hatten, aber ohne Erfolge zu erzielen. Lukas ging, und die Leute in Ubili nahmen ihn mit Freuden auf. Sie bestellten ihm die Felder, aber da diese erst nach der Regenzeit, die eben einsetzte, trugen, so gab es Tag für Tag Sorgen um das tägliche Brot. Im Juni 1909 schrieb er an Missionar Gleiß: „Die Speisnot ist wieder in mein Haus eingedrungen. Wenn ich nun meinen Rest Mais aufgeessen habe, dann habe ich nichts mehr, dann hält der Hunger seinen Einzug, denn ich habe nichts mehr zu essen, ol Aber ich bin getrost, denn meine Sorgen besuche ich mit im Angesichte Jesu. Ich muß eifrig meine Felder bestellen.“

Unser Gott ist keine Opfertafel, die genährt wird mit der Hand; nein, er ist ein lebendiger Gott, er hört, wenn wir schreien; er gab uns auch schönen Regen."

Auf jede mögliche Weise versuchte Lukas Sefu an die Herzen der Leute heranzukommen und sie für den Heiland zu gewinnen. Es ist harter Boden in Ubili, die Herzen sind an die Sünde fest gebunden und die Trunksucht herrscht im Lande. Selten findet man Ubili ohne betrunkene Leute. Aber er wird nicht müde in seiner Arbeit. Er ist getrost und zuversichtlich, daß auch hier die Macht der Sünde gebrochen wird, und vertraut auf die Kraft und die Hilfe des Herrn. „Helft uns beten," so heißt es immer wieder in seinen Briefen. Nicht wahr, Lukas Sefu ist ein treuer Diener unseres Herrn und Heilandes, der mit dem anvertrauten Pfunde gut arbeitet. Er weiß, was er an seinem Heiland hat, er weiß aus eigener Erfahrung, daß ein Mensch nur wahrhaft glücklich, fröhlich, freudig und zufrieden sein kann, wenn er sich ganz dem Heilande hingegeben hat und Jesu Eigentum geworden ist. Darum sagt er auch seinen Landsleuten immer wieder, daß sie zum Herrn Jesu kommen sollen, damit sie endlich Ruhe und Frieden, Vergebung von aller Sünde und Schuld finden. „Seht," so sagte er einst in einer Predigt, „in der alten Zeit da habt ihr Opfer gebracht, habt Schafe und Ziegen geschlachtet, um eure Ahnen zu versöhnen, habt Zauberhütten gebaut und zu den lebernen Opfertafeln gebetet, aber hat euch das alles wirklich geholfen? Seid ihr losgekommen von all eurer Not, die euch drückt?" „Nein," so schüttelten die Heiden den Kopf. „Seht, ihr könnt Gott nahen, er stößt euch nicht von sich. Mit euren Opfern und Gaben könnt ihr aber nicht zu ihm kommen. Ihr müßt Jesus, seinen Sohn, den Gott für uns gesandt hat, der für uns gestorben ist, annehmen. Haben wir aber Jesus, dann werden wir von Gott angenommen, dann sieht Gott alle unsere Schuld nicht an, denn Jesus hat durch seinen Tod uns mit Gott versöhnt. Ich habe es versucht und mich an Jesum gehalten und bin losgeworden von aller Sündenlast. Kommt und versucht es auch!" In einer anderen Predigt sagte er: „Ja, sind wir Menschen nicht oft so undankbar? Wo ist wohl ein Mensch, der in der Hütte sich neben den Stuhl in den Staub setzte, statt auf den dargebotenen Stuhl? Und Gott gibt uns alles, hat uns alles bereitet, und wir, wir undankbaren Menschen, setzen uns so oft lieber in den Staub und Schmutz der Sünde, als uns von Gott führen zu lassen."

Auch an Lukas Sefu können wir sehen, daß das Evangelium neue Menschen schafft, und daß die aufopfernde und hingebende Arbeit unserer Missionare nicht vergeblich ist, sondern reichen Lohn bringt, indem unsterbliche Menschen-seelen vom Tode der Sünde errettet werden. Auch wir daheim freuen uns über Lukas Sefu und alle die vielen, die ihre Götzen aufgegeben und dem Herrn Jesus nachgefolgt sind. Haben wir doch auch durch unsere Gebete und unsere Opfer (und wenn es manchmal nur Pfennige waren) zur Rettung armer Heiden-seelen beigetragen. Und wie wir es bisher getan haben, so wollen wir es auch fernerhin halten, damit noch recht viele errettet werden können, damit bald eine Herde und ein Hirte werde.

In Afrika manch' Sklaventind
Seufzt noch in tiefer Not,

Der Heiland Jesus macht es frei
Und rettet es vom Tod.
Er macht es glücklich, macht es froh,
Heilt es von allem Weh,
Und auch das kleine schwarze Herz
Wäscht weißer Er als Schnee.

Drum sagt's den Kindern nah und fern,
Daß Jesus für uns kam,
Daß Er die Kleinen grade liebt
Und in sein Reich sie nahm.
Sagt's allen Kindern nah und fern,
Wir haben viel zu tun,
Wir sollen Jesu Boten sein,
Drum dürfen wir nicht ruh'n!

Mschumis Prüfung.

In der Nähe der Missionsstation Buga in Deutsch-Ostafrika lag eine kleine Hütte. In der Hütte wohnte die alte Mschumi. Sie wollte gern eine Christin werden, darum war sie in die Nähe der Missionsstation gezogen und besuchte regelmäßig den Gottesdienst am Sonntag. Aber auch in der Woche kam sie noch zweimal. Dann saß sie in der kleinen Kirche mit den andern, die getauft werden wollten, horchte auf die biblischen Geschichten und versuchte sie in ihren alten Kopf hineinzubringen. Wenn das nur nicht gar so schwer gewesen wäre! Besonders die fremden Namen machten die alte Mschumi so verwirrt, und wenn sie erzählen sollte, wußte sie nichts mehr. Nicht einmal das Vaterunser konnte sie richtig auswendig behalten. So kam es, daß die andern, die mit ihr in den Unterricht gingen, getauft wurden, und nur sie blieb übrig. „Nein, ordentlich kann ich es auch nicht." „Aber wenn du das alles nicht kannst, wie sollen wir dich da taufen?" Das Mütterchen schwieg einen Augenblick, dann hub sie an: „Hast du nicht neulich dein kleines Töchterchen getauft?" „Ei freilich," sagte der Missionar. „Kann dein Töchterlein etwa die biblischen Geschichten oder das Glaubensbekenntnis oder das Vaterunser?" „Nein," mußte der Missionar zugeben, „das Kind kann das natürlich noch nicht." „So" sagte da Mschumi, „dein Kind, das taufft du, obgleich es noch gar nichts weiß, und mich, die ich den Heiland doch lieb habe, mich taufft du nicht?" Da merkte der Missionar, daß Mschumi ihre Prüfung bestanden hatte. Wenn sie auch vieles nicht mehr lernte, was eigentlich jeder lernen muß, der getauft werden will, — eines konnte sie, sie konnte dem Heiland auf die Frage: „Hast du mich lieb?" antworten: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe."

Ich hoffe, alle, die dies lesen, werden sich große Mühe geben, die biblischen Geschichten und die zehn Gebote und das Vaterunser und vieles andere flüchtig zu lernen. Aber die Hauptsache ist doch, daß du, liebes Kind, wenn der Heiland dich fragt: „Hast du mich lieb?" ihm auch die Antwort geben kannst: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe!"
(Aus: „Kindergabe", Bethel.)



Beamtenhaus einer Schlafkrankenstation
in Kamerun.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder für die Gohrnerische Mission gegeben haben. Es kamen ein an:

Sachen: Friz Ankel, Marburg a. Bahn 1 Päckchen Briefmarken.
Gaben: Fr. Wildhagen, Seefeld, von Konfirmanden 17,50 M.; P. Wachsmann, Berlin, Konfirmandengabe 6 M.; Schwester E. Reuling, Kirchhain, R.-L., aus dem Missionsneger der Kinderschule 8,00 M.; Fr. S. Eäger, Tunzenhausen, von Konfirmanden 5 M.; P. Lehmann, Oppeln, vom Kindergottesdienst 8 M.; Lehrer A. Benz, Groß-Duśdow, Schulermissionsgabe 11 M.; Missionar Kerschis, Dawillen, Sammelbüchse der Konfirmanden 22,32 M.; Missionar W. Dufched, Langwaltersdorf, von Konfirmanden 59,25 M.; P. Reimede, Mellow, Liebesgabe der Konfirmanden 5 M.; Fr. Schukla, Lufenhain von den Konfirmanden 20 M.; Gust. Einsberg, Schuhmachermeister, Salzen-dorf, aus dem Neger der Sonntagschule 30 M.; P. Häbener, Schmarlow, von den Konfirmanden 8 M.; M. Tamanti, Lehrerin, Berlin, Sammlung der Klasse M O der 215. Gemeindefchule 10 M.; Missionar Lange, Bebehtne, aus dem Kindergottesdienst 33,93 M.; Fr. Trautmann, Appenheim, von den Konfirmanden 3 M.; Fr. Pfeil, Bennungen, von den Konfirmanden 5,40 M.; Hauptlehrer P. Diebel, Rothfärben, Sammlung der 1. Kl. 3,25 M.; P. Eger, Berlin, aus dem Kindergottesdienst der Johannisgemeinde 15 M.; Kirche zum guten Hirten, Friedenau, aus dem Kindergottesdienst 104,25 M. und 4,15 M.; Fr. Wiebe, Hermsdorf, Konfirmanden-sammlung in Hermsdorf und Vellen 49,30 M.; Fr. Gattig, Nehesdorf, von Schulkindern 8,10 M.; Fr. Weber, Schönau-Pals, von den Konfirmanden Theod. Orth und Chr. Abendroth in Ludwigswinkel je 1 M., zusammen 2 M.; P. Böttcher, Zeiß, aus dem Kindergottesdienst St. Michael 52,60 M., aus der Oben Kinderbewahranstalt 10,80 M., zusammen 63,40 M.; Metropolit. Ritter, Niederzwehren-Cassel, Ertrag der Konfirmanden-Missionsbüchse 22,80 M.; Fr. Kelm, Bräb, Sammlung des Kindergottesdienstes 18,29 M.

Sammelverein: Sammlung im Kindergottesdienst Emden 40 M.; Gabe von M. N. 5 M. und von M. N. 5 M.; zus. 50 M., durch P. Frerichs, Emden, Dftr. Ertrag von zwei Sammelbüchsen zweier Konfirmandinnen 2,25 M., durch P. Vetter, Friedenau, Sammlung der Sonntagschulkinder in Thurow 7,30 M., durch Frau Hauptlehrer Below, Sammlung der Kinder der Kirchengemeinde Crangen 12,50 M., durch P. Waensdorf, Sammlung der Schulkinder in Kupper D. L. 20 M. und der Schulkinder in Berna 4 M.; zus. 24 M., durch Lehrer Schmidt, Sammlung der Konfirmanden im Kloster Debra, 19 M. und Sammlung bei der Bibelstunde in Gethles, 5 M.; zus. 24 M., durch Fr. Jahn in Schleusingen, Sammlung der Sonntagschulkinder und des Frauenmissionsvereins in Bonn 70 M. Ertrag aus Sammelbüchsen 6,66 M., durch Fr. Görnandt, Friedenau; durch Fr. Kleine, Friedenau 20 M. Sammlung der Konfirmandinnen Alma Buchholz 1,88 M.; Helene Schützenbühl 1,07 M.; E. Braune 1,66 M.; Ella Hartig 2,77 M. und aus sonstigen Sammelbüchsen 1,96 M., 53 Pf., 37 Pf., 58 Pf. und 6,89 M.; zus. 17,71 M., durch Fr. Kleine, Friedenau, Sammlung von Fräulein Kriebel 4,27 M., durch Fr. Vetter, Friedenau, Ertrag aus 4 Sammelbüchsen; 3,08 M., 2,26 M., 84 Pf. und 1,43 M.; zus. 7,59 M., durch Fr. Vetter, Friedenau, Sammelverein Schöneberg: Frau Ritze 1,60 M. und von M. Senft 73 Pf.;

zuz. 2,33 M., durch Fräulein M. Will, Sammlung der Konfirmanden in Schnathorst 36,75 M., Sammlung von Fräulein Marie Brand, Tengen, 40 M.; aus der Gemeinde Schnathorst 38 M.; zus. 114,75 M., durch P. Kalte in Schnathorst, Schwester Mathilde Lösch, Ortenburg, 5,20 M., Sammlung in Nethenburg o. T. 104 M., durch Fräulein B. Sühmann, Sammlung der Klassenkinder, durch Lehrer Schröder in Groß-Peterlau, 3,10 M., Sammlung der Konfirmanden in Warlissa 20 M., durch Euv. Scholz, Fr. Rudel, Konradswaldau, 7 M., Lehrerin J. Otto, Gommern, 14,10 M., Max Koch, Thure, 11,20 M., Fräulein Strab, Stettin, 10,85 M. und Fräulein Mollin, Stettin, 9,30 M.; zus. 20,15 M., Sammlungen von Agenna Schöple 4 M.; Erich Roffin 1,63 M.; Frieda Strobel 3,60 M.; Grete Wehrle 8,20 M.; Otto Sieg 2 M.; Elisabeth Schaffmann 2,50 M.; Hulda Koch 2,60 M.; aus der Konfirmandenbüchse 6 M.; zus. 30,43 M., durch Missionar Dehmlow, Rentichtau, Sammlung der Kinder im Kinderheim zu Werleburg 50 M., durch Schwester Magdalene Braun, Sammlung im Christlichen Pädagogium zu Zempelburg, Westpreußen, 20 M., durch Fräulein Lehrerin Thelemann Sammlung von Herbert Witt 4,10 M.; von Stephanie Lemble 7,80 M.; zus. 11,40 M., durch Missionar Dehmlow in Rentichtau, Sammlungen durch Fr. Niemeyer, Egeln, 34 M.; Fräulein India Voewe, Köln-Wülheim, 7 M.

Aus einer Missionsverlosung des Kindermissionsvereins Halensee, durch Fr. Kersten 15 M.; Sammlung im Kindergottesdienst der Kirche zum guten Hirten in Friedenau, durch Fr. Schönwandt 108,48 M. Aus einer Sammelbüchse durch P. Vetter, Friedenau 1,48 M.; Konfirmanden-sammlung von zwei Vierteljahre aus dem Kirchspiel Borchersdorf, durch P. Passauer: Weikenstein: Gutzeit 13,30 und 18,10 M.; Wernde 16,90 M.; Rent 14,25 M.; Vottienhof: Kahle 11,15 und 17,95 M.; Wehenfeld: Warden 10,01 und 9,50 M.; Borchersdorf: Söllner 18,15 und 11,55 M.; Kunz 15,05 und 18,26 M.; Schanwik: Went 12,94 und 18,55 M.; Schön-wiese: Vont 6,26 und 7,56 M.; Fuchsberg: Eichwald 17,20; Prang 12,75 und 14 M.; Bartsch 13,20 und 7,30 M.; Schönmoor: Buxland 7,70 und 9 M.; Stronn 13,85 und 13,55; Konfirmanden durch Subran 12,55 M.; Konfirmandinnen durch Pustlaud 10,40 M. Zus. 350,41 M. Fr. Frieda Kortenshaus, Wald 14 M.; Sammlung von Schulkindern in Nehesdorf durch Fr. Gattig 8,10 M.; Sammlung der Schulkinder in Bentwich durch Lehrer Heyl 2,51 M.; Sammlung durch Fr. Strehlau, Danzig, St. Barbara 327,91 M. Von Konfirmanden in den Kirchspielen Hermsdorf und Vellen gesammelt 49,30 M. durch Fr. Wiebe, Zweite Bibelstunden-sammlung in Gethles 5 M. und Sammlung der Konfirmanden im Kloster Debra, nachträglich 2,75 M., zus. 7,75 M., durch P. Jahn, Schleusingen. — Sammelertrag durch Fr. Siemann, Brunne 12,70 M.; Sammelbüchsen-ertrag von Dora Boshow 9,30 M.; von Schw. Dora 10,10 M., zus. 19,40 M., durch Missionar Karsten, Lehnin, Sammelertrag durch Hermann Fischer, Königsberg i. Pr. 28,32 M., Sammlungen von Fr. A. Krause 1 M., Käte Richter 50 Pf. und Erich Weis 1 M., zus. 2,50 M., durch Direktor Schürer in Löwen (Schleisen), Fr. Gloag, Jilmersdorf 17,88 M.; Fr. Weber, Rohr (Thüringen) aus der Gemeinde 20 M. und von den Kindern gesammelt 10,55 M., zus. 30,55 M.; Sammlung von Fr. Lehrerin Frieda Jahn in Schmargendorf 20,65 M.; Diakonisse Schwester Meta Andre, Stettin 20,40 M.; Sammlung von Rudolf Mulert, Gotha 10,40 M.; aus dem Missionsneger Dantopfer 4,50 M.; Sammlungen von Kurt Radbay 17,79 M., Gertrud Rud 9,85 M., Alma Modelmog 21,85 M., Will Jeste 9,45 M., Erich Neufeld 8,60 M., zus. 72,04 M., durch Miss. Ziech in Hammerstein. Aus den Sammelbüchsen von Christel und Käte Briewe, Polajewo 11,05 M.; Sup. Dr. Plaghoff, Weiskense, Thüringen 9 M. Ertrag der Sammelbüchse von Schüler, Friedenau 3,05 M.; Sammlung von Hans Daute, Mainz 15 M.; Sammlung von Kindern der Kirchengemeinde Badem durch P. Dr. Böhlen 7,52 M. Aus Missions-Sammelbüchsen der Sonntagschule und Konfirmanden 6 M., Berta Dillge 2 M., Frieda Janke 1,50 M., Emmi Scheerer 3,50 M., zus. 13 M., durch Miss. Dehmlow, Rentichtau, Sammlung der 1. Klasse der Mädchenschule in Bielzig 10,05 durch Lehrer Brauer, Gabe der Konfirmanden der Kirchengemeinde Neu-Paleschen 30 M., durch P. Schmidt, Sammlung von Ernst Schewe 4,4 M., Ertrag der Sammlung in einer Kindermissionsstunde 14,15 M., zus. 18,19 M., durch Miss. Ziech, Hammerstein, Sammlung der Konfirmanden der Kirchengemeinde Schwartow durch P. Klopff 25 M.; Sammlung der Schulkinder in Kohlarud 6,60 M., durch Lehrer Bogell, Sammlung der Konfirmanden Helene Josupeit 11,62 M., Käte Schantke 7,85 M., Martha Prosziet 6,37 M., Erna Gerull 5,25 M., Hedwig Albrecht 3,45 M., Anna Schneiderit 2,51 M., Emma Lunschien 2,50 M., Friz Varedong 1,58 M., Gebr. Tennigkeit 12,72 M., zus. 53,86 M., durch Miss. Tennigkeit, Votraten Obertertiärer Jastrow, zurzeit Rosenfelde 4 M., Sammlungen im Christlichen Pädagogium zu Zempelburg (Westpr.), und zwar von der Obertertia 90 Pf., Untertertia 1,75 M., Quarta 3,90 M., Quinta 3,25 M., Sexta 3,80 M., Octava und Septima 1,05 M., zus. 14,65 M. und fernere Sammlungen 5,35 M., zus. 20 M., durch Fr. Lehrerin Thelemann, Opfergaben der Konfirmanden der St. Leonhardsgemeinde, Stuttgart, durch Stadtpfarrer G. Langhein 15 M., Konfirmandengabe durch Superintendenten Dr. Leonhard, Moglino 18,18 M.; durch P. Kaeding, Berlin, Sammlung des Jungfrauenvereins 10 M.; von den Niederwöllhebter Konfirmanden durch P. Hill, Falsheim, 15 M. P. Kleinschmidt, Barfingshausen, von Konfirmanden 4 M., Konfirmandengabe durch P. Schmidt, Neu-Paleschen, 30 M., Konfirmandengabe durch Prof. theol. V. Schüler, Oberhöneweide, 15 M., Konfirmanden-sammlung in Ampfuth Ostern 1917, durch P. Pauls, Klein Wanzleben, 4,69 M., Konfirmanden-Liebesgabe durch P. Bräuff, Berlin 28,10 M., P. Lic. theol. Koch vom Kindergottesdienst der Martin Lutherkirche, Neutölln, 95,60 M., 1. Sonntagschule, Magdalenenkirche Neutölln, Sammlung im Kindergottesdienst, 25 M., Gaben von Konfirmanden durch Missionar Feichte, Wurchow, 5 M., Aus der Sammelbüchse eines Konfirmanden durch Missionar Kerschis, Dawillen, 79 Pf., Evangelisches Pfarramt, Berlin-Grünwald, aus dem Missionsneger des Kindergottesdienstes 16,05 M., Sammelertrag von Konfirmandinnen in Stettin, durch P. Mans 4,81 M.

Es grüßt euch herzlich Euer Missionsinspektor Foerisch.

Der Kinderdruck erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat, und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber. Für denselben, Missionsinspektor Foerisch, z. St. Feldgeistlicher, Verantwortlicher Stellvertreter: Missionsdirektor Kauch, Missionshaus Friedenau, Sandjersstr. 19/20.

Verlag der Buchhandlung der Gohrnerischen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jüllesen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



7. Jahrgang

Januar/Februar 1917

Nummer 1/2

Die Missionsleiter.

Von Johanna Boy-Wernigerode.

Nicht von Männern, die das Missionswerk leiten, soll hier die Rede sein, auch ist es keine Geschichte aus der Mission, sondern für die Mission. Ein Neujahrswunsch soll es sein an Euch Kindergrüßler. Und nun paßt mal schön auf.

Vor einer langen Reihe von Jahren war ich auf einem Missionsfest unweit der schönen Stadt Raseburg. Da erzählte der Pastor eine Geschichte von einem Pfarrer-Knecht: Eines Nachts, als alle Leute schon schliefen, mitten im Winter, entdeckte er auf dem Giebel des Pfarrhauses eine Henne, die war schneebblind geworden, hatte veräuert, mit den andren Hennen in den Stall zu schlüpfen, hatte sich verfliegen und ließ verlassen und frierend da oben auf dem Dach und fand sich nicht mehr zurecht. Der Knecht holte eine große Leiter, und als die nicht stehen wollte, weckte er den Pastor, ihm die Leiter zu halten, und nun kletterte er mit Lebensgefahr auf das beschneite Dach und holte das schon halb erstarrte Tier herunter. Dem Pastor war es gar nicht recht, wegen eines dummen Huhns im Schlaf gestört zu sein, und er fragte vorwurfsvoll, warum der Knecht zu nachtschlafender Zeit solch Lamento um ein Huhn machte. „Ja“, erwiderte darauf der brave Valentin, „das arme Tier dauerte mich so sehr.“ Wie das schneeblinde Huhn, fuhr der Pastor fort, so sind die armen Heiden, sie können nicht nach Hause finden, wenn sie niemand herunterholt, und eine Leiter braucht man, um heraufzusteigen, und die Leiter hat zwei Balken, der eine heißt: Gebet, und der andere, ebenso geschrieben, heißt: gebet. Gebet mit Gebet für die armen Heiden. „Das arme Tier dauert mich so sehr.“ Soll uns der Knecht beschämen? Wir kennen die Not der armen Heiden, wollen wir ihnen nicht helfen, nach Hause zu kommen? Nehmt eine Mis-

sionsleiter mit, die Großen eine große und die Kleinen eine kleine. Es ist niemand zu arm für solche Missionsleiter, wir können sie alle haben, wir müssen sie haben. So und noch anderes mehr hatte der Pastor gesagt. Nun saß unter den Knaben, die zu dem Missionsfest unter Leitung ihres Kantors schöne Lieder gesungen hatten, einer, ein sonderlicher vor allen, er war Hütchenjunge auf der Domäne, dem war kein Baum zu hoch, er mußte ihn erklettern; sein liebstes Reittier war der Sattel des Scheinendaches; die steilste Leiter kletterte er empor. Diese Eigenschaften hatten ihm den Namen Kletterhannes eingetragen. Der horchte hoch auf bei der Geschichte von der Leiter, ob wohl seine Leiter ihm auch zur Missionsleiter werden könnte? Die Sperlinge in Siebenbäumen (so hieß die Domäne) fraßen zum Vergnügen der Mamsell immer die zartesten Salatpflanzen ab und ließen trotz übergespannter Fäden und Vogelscheuche nur die Hälfte der Erbsen aufkommen, der Kletterhannes wurde zwar allmonatlich kommandiert, die Sperlingsbrut zu vernichten, aber er warf immer nur Federn und leere Eierschalen aus den Nestern herunter, die nackten Vögel dauerten ihn, die mochte er trotz der auf ihren Köpf gefekten Belohnung nicht verderben, aber so ein armes, blindes Heidenkind war am Ende doch noch mehr wert als ein kleiner piepsender Sperling, der bald zum frechen Kirschendieb heranwuchs — und er war der arme Kletterhannes, er hatte wirklich nichts zu eigen, nicht einmal mehr Vater und Mutter, doch eine Missionsleiter konnte er und mußte er haben — denn wieviel hatte er noch voraus vor den Heidenkindern, die einfach ins Wasser geworfen werden, wenn man ihrer überdrüssig ist. Halb lauachte Hannes den Erzählungen über das Leben der Heiden; halb empfand er mit warmem Dankesgefühl alle Vorzüge, die er genoß und dabei befestigte sich immer mehr der Wunsch: ich muß eine Missionsleiter haben.

Am anderen Morgen stand er vor Tau und Tage auf, sein Freund, der Ochsenknecht, mußte ihm die Leiter halten, und wie ein Wirbelwind war der Hannes oben. Die Spazennütter waren schon ausgeflogen, mit raschem Griff nahm er aus jedem Nestchen zwei oder drei der kleinen Gelbschnäbel, sammelte sie in seinem Hut und stieg eilend herunter. Freundestrahelnd kam er mit seinem Raub in die Küche. „Mamsell“, sagte er, und hielt ihr den Hut hin, „20 Stück von wegen der Missionsleiter.“ „Sühst du wohl, du Racker“, rief die Angeredete, „du kannst das Diebsgesindel kriegen, wenn du man bloß willst, sozusagen. Sind nu wirklich all die Nester leer, sozusagen?“ „Ne, Mamsell, de oll Spazennudders mött doch ein Kinning beholien.“ „Stängel, der du blüßt, oll Rackerjung“, erwiderte die Mamsell, und verbarg nur schwer ihre Mißbrung, „aber meine Beeten mit oll die Salats, die muß ich bewahren vor deine Spitzbubens.“ Sie reichte dem Knaben ein Stück Brot und Speck und gab ihm den Hut zurück, dessen Inhalt den gefräßigen Enten ein willkommener Schmauß wurde. Hannes nahm das Brot nicht, „es is von wegen die Mischnsletter“, beharrte er, „20 Stück sind zwanzig Pfennig.“ „Das Speckbrot würst du essen, du Stängel, und zwanzig Pfennig würst du kriegen, sozusagen.“ Da ließ er sich das dargereichte Speckbrot munden und schmunzelnd strich er die zwanzig Pfennig ein und brachte sie zum Pfarrer. „Das ist von wegen der Missionsleiter.“ Außerdem aber bekam der Pfarrer noch ein Brieflein, da stand weiter nichts drauf als: „Anbei eine Mark als Missionsgabe von wegen der Missionsleiter, sozusagen.“ Und wenn auch kein Name drunter stand, so wußte der Pfarrer doch, woher die Gabe kam. Weißt du es auch?

Nun, lieber Leser, Spazern brauchst du nicht auszunehmen. Aber nicht wahr, eine Missionsleiter schafftst du dir auch an im Neuen Jahr!

Wie Titus Rupa mit seinen Freunden zu den Waldleuten kam.

Eine Geschichte aus dem Evangelischen Missionskalender 1915
Von Missionsinspektor A. Zahn-Neuendettelsau.

„Die Waldleute, die wohnen da hinten, wo die Sonne untergeht hinter den Bergen. Und sie haben große, lange Schwänze und ein einziges großes Auge mitten auf der Stirn, und richtige Menschenfresser sind sie.“ So erzählten die Railente drüben in Deutsch-Neu-Guinea um den Sattelberg herum ihrem Herrn Missionar Keyßer. Es war nicht alles wirklich wahr, was sie da von den Waldleuten erzählten. Aber das mit dem Menschenfressen — das stimmte.

„Ihr sollt zu den Waldleuten gehen und ihnen die gute Botschaft sagen. Ihr habt das miti, das Wort Gottes, und bei euch hat das Lotschlagen und Aufressen aufgehört. Ihr müßt gehen und den Waldleuten auch das miti bringen, wenn ich glauben soll, daß euer Inneres ganz mit dem miti ist.“ So hatte der Missionar Keyßer oft zu seinen Leuten gesagt in der Kirche und außer der Kirche; aber niemand wollte hören und niemand ging.

Da kommt eines Tages Rupa, der getaufte Titus Rupa, nach der Kirche zum Missionar: „Kaisa (Keyßer), du hast's heute wieder gesagt, wir sollen zu den Waldleuten gehen. Ich will.“ — „Du wolltest wirklich gehen?“ — „Ja, ich will gehen und den Waldleuten das miti

sagen. Aber mein Haus und mein Feld . . .“ — „So, dein Haus und dein Feld! Weißt du was? Da geh mir ruhig wieder heim und bau dein Haus und schlag dein Feld. So kann ich dich nicht brauchen.“ Und Titus Rupa geht heim. Ganz versteht er nicht, warum der Missionar so geredet hat.

Wieder und wieder sagt der Missionar den Leuten: „Ihr sollt gehen zu den Waldleuten.“ Auch Titus Rupa sitzt dort in der Bretterkirche, läßt den Kopf sinken, schaut vor sich hin und sinnt und sinnt. Da geht sein Freund Jungmo vorbei und winkt ihm.

„Du, Rupa, ich weiß nicht, was in meinem Innern ist. Aber was der Kaisa da gesagt hat: „Geht zu den Waldleuten“, das hat mir mein Inneres brennend gemacht“ — „Das sagst du, Jungmo? Das wollte ja ich dir sagen! Aber wird uns denn der Kaisa nehmen? Mich hat er schon einmal fortgeschickt, wie ich neulich bei ihm war. Aber ich lasse mich nicht wieder fortschicken. Diesmal gehe ich. Mein Inneres ist jetzt ganz anders fest.“ — „Ja, dich wird er annehmen. Du kannst lesen und schreiben. Aber zu mir wird er sagen: „Nein, Jungmo, dich kann ich nicht brauchen. Du bist noch zu dumm.“ — „Ich werde weinen, wenn er mich fortshickt.“ — „Rupa, paß auf! Wir sagen dem Kaisa jetzt noch nichts, wir wollen noch warten, ob unser Inneres festbleibt; dann sagen wir's ihm.“

Alle Leute sind auf dem Feld. Nur Mainao und Galingke sind im Dorf. Da fragt Galingke: „Mainao, meinst du, daß mich der Kaisa zu den Waldleuten gehen läßt?“ — „Was, du willst gehen, Mainao? Ich will ja auch hingehen.“ — „Es ist gut, daß wir zu zweien sind; allein ließe er mich doch nicht gehen.“ — „Ja, aber mich wird er nicht nehmen, ich kann ja bloß lesen, aber nicht schreiben.“ — „Ach, und ich kann nicht einmal schreiben.“ — „Er wird uns beide nicht gehen lassen, oder vielleicht dich, aber mich nicht.“ —

Belie Bai ist der Vater des Galingke, und der sagte am andern Tage früh, als die Leute aufstanden, zu seinem Sohn: „Galingke, laß dir sagen, was mir heute nacht geträumt hat. — Wir waren alle in der Kirche auf dem Sattelberg. Lauter Christen waren es. In der Mitte standen ein paar, denen gaben die andern alle die Hand und sagten: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Wer die Leute waren, konnte ich nicht sehen; aber einen hab ich erkannt. Denk dir, der Mainao drüben!“

Galingke sagte das dem Mainao wieder und Mainao und Galingke sagten es weiter Jungmo — Jungmo war aus dem Dorf des Galingke und Mainao — und die drei sagen es Titus Rupa.

Am folgenden Samstag sitzen vier Leute in der Stube des Herrn Missionar Keyßer. Keiner traut sich recht zu reden; endlich fängt Titus Rupa an zu erzählen. —

„Und wo wollt ihr denn nun anfangen bei den Hüpeleuten, und wie wollt ihr's machen?“ — „Wir wollten dich fragen, Kaisa, deswegen. Sag's du uns.“ — „Sagt mir erst, auf wieviele Monate wollt ihr denn zu den Waldleuten gehen?“ — Da schaute Rupa seine Freunde an, und die drei schauten den Titus Rupa an; keiner sagte ein Wort. „Auf wieviele Tage wollt ihr denn dann gehen?“ — „Wieder keine Antwort.“ — „Sagt's doch gerade heraus, wie ihr denkt. Sag's du, Titus Rupa.“ — „O Kaisa, weil wir im Himmel doch zusammenkommen, so haben wir gedacht, wir wollten

unser ganzes Leben zu den Waldleuten gehen!" Da hat der Missionar eine Zeitlang geschwiegen und nichts gesagt.

"Was sagen denn die Leute in eurem Dorf dazu?" — "Niemand von ihnen weiß es. Wir schämen uns, es ihnen zu sagen. Sag's du ihnen!" — "Aber eure Frauen wissen doch davon? Was sagen denn die dazu?" — "Die gehen alle mit!" Am nächsten Sonntag sagt es der Missionar. Der Gemeinde ist es gegangen wie dem Missionar. Sie hat dageessen und hat auch eine Zeitlang geschwiegen und nichts gesagt. Aber gefreut hat sie sich sehr.

Der Häuptling von Waja heißt Sane. Jungmo, Galingte, Maimao sind aus seinem Dorf. Der Missionar fragte ihn: "Sane, du weißt nun, daß gleich drei Leute aus deinem Dorf fortziehen wollen mit ihren Frauen und Kindern, was wirst du dazu sagen?" — "Kaisa, es sind drei Leute auf einmal und Jungmo sollte Häuptling sein nach mir; aber das da ist Gottes Sache; ich habe nichts dazu zu sagen."

Nun unterrichtet der Herr Missionar die Leute ein paar Wochen lang noch besonders. Sie kommen jede Woche für drei bis vier Tage auf die Station und lernen und lernen. Sie bringen ihr Essen mit, und die Sattelberggemeinde legt einstweilen zusammen, was man braucht, damit sie für diese vier einkaufen könnten im Lager: Axt und Beile und Hammer und Nägel für die Männer, und Seife und Scheren, Nadeln und Faden, Töpfe, Kleider und Tücher für die Gehilfenfrauen.

Ehe noch alles beisammen war, kamen die Hupe selber: "Wir wollen unsere Lehrer abholen. Wir gehen nicht eher fort, bis wir sie haben." — "Es ist aber noch nicht alles in Ordnung. Wir wollen's auch den andern Missionaren sagen lassen, damit sie auch dabei sind und es sehen." — "Wir wollen nicht lange mehr warten. Wir wollen unsere Lehrer. Wir haben unsern alten Zauberer erschlagen, weil wir gedacht haben: Wenn die Lehrer da sind, dürfen wir niemand mehr erschlagen. Aber solange er lebt im Dorf, gibt's keinen Frieden, und er würde es nicht leiden, daß die Lehrer bei uns wohnen. So

haben wir ihn erschlagen; nun wollen wir auch unsere Lehrer. Fünfundzwanzig Leute waren angekommen und wollten die Gehilfen abholen ins Waldland.

So sollten sie am Montag reisen; am 6. September 1908 wars. Am Sonntag, den Tag vorher, standen sie in der Kirche um den Altar. "Wollt ihr wirklich unter die Waldleute gehen, fromm leben, fleißig arbeiten und an Gottes Wort bleiben, so lange ihr lebt?" "Ja, wir wollen", sagten alle vier laut vor der Gemeinde.

Und sie haben's gehalten. Am 18. Mai 1913 hat Gott den Jungmo zu sich genommen in den Himmel. Die andern leben noch. Aus dem einen Gehilfenplatz sind vier geworden bis heute. Der Herr Missionar hat's uns erzählt und ich hab's euch weiter erzählen wollen. Erzählt's auch weiter, die Geschichte, wie Titus Rupa und seine Freunde zu den Waldleuten kamen.

Heilig Abend im Atlantischen Ozean.

Eine Erinnerung von Missionschwester Elisabeth Hahn-Friedenau.

Weihnachten 1915 wird unvergeßlich bleiben. Nicht in Eis und Schnee, nicht im warmen, sonnigen Indien verlebten wir es, sondern an Bord des englischen Dampfers Golconda, auf dem Atlantischen Ozean, dem majestätischen, unendlichen Meer. Wir befanden uns als ausgewiesene Kriegsgefangene auf dem Wege von Ostindien nach der deutschen Heimat. Wir hatten gehofft, das Weihnachtsfest mit unsern Lieben in Deutschland zu feiern, aber die Reise ging nicht wie in Friedenszeiten durch den Suezkanal, sondern aus besonderen politischen Gründen um das Kap der Guten Hoffnung. In Kapstadt legte das Schiff an. Es galt Wasser und Kohlen, Fleisch, Gemüse und Früchte einzuladen. Nicht zu vergessen war der Ankauf der unzähligen Weihnachtsgeschenke für die vielen großen und kleinen Kinder. Der erste englische Offizier hatte für diesen Zweck bei den Passagieren Geld gesammelt, und nun sahen wir all die Pakete geheimnisvoll in der Kabine des Offiziers verschwin-



Wilde Leute aus den Bergen Assams.

den, von wo sie erst am Heiligen Abend wieder zum Vorschein kamen. Ja selbst ein großer Tannenbaum wurde eingeladen und wanderte in eins der dunklen Schiffslöcher. Nach einigen Tagen Aufenthalt in Kapstadt stachen wir wieder in See und nun ging es dem Norden, dem Endziele näher zu. Am 24. Dezember war die See ruhig und spiegelglatt, das Wetter prächtig warm, tiefblau der Himmel, wohin das Auge blickte war nichts als Wasser und Himmel zu sehen. Aber auf der Golconda herrschte reges Leben, Vorbereitungen zu einer Christbescherung für die Kinder wurden getroffen. Das rechte Mitteldeck wurde für alle Passagiere gesperrt, bunte Signalflaggen und Fahnen der verschiedensten Nationen schmückten die Seitenwände. In einer Ecke wurde der Christbaum aufgebaut, der aber vorerst durch angebrachte Vorhänge neugierigen Augen versteckt war. Um fünf Uhr nachmittags war deutsche Christvesper. Alle, im großen Speisesaal Versammelten sangen mit ganzem Herzen die altbekannten, schönen, deutschen Weihnachtslieder, und hörten auf die ewig neue, frohe Botschaft: Euch ist heute der Heiland geboren. Um acht Uhr herrschte große Aufregung unter dem jungen Volk. Paarweise stellten sie sich auf dem linken Mitteldeck auf und kamen marschierend mit Gesang auf das rechte Deck. Der Vorhang, der den Christbaum versteckt hielt, war fort, und hell erstrahlte er vom Kerzenglanz und einer elektrischen, im Hintergrund verborgenen Lampe, die von rotem Seidenpapier umhüllt, dem Ganzen etwas Märchenhaftes verlieh. Der Baum war gepuzt mit bunten Glaskugeln, Papierrosen und Sternen, und war nach englischer Sitte behangen mit Geschenken aller Art. Da sah man Trommeln, Trompeten, Helme und Klappern in den grünen Zweigen baumeln. Unter dem Baum lagen Berge von Tüten, gefüllt mit Backwerk und Süßigkeiten. Als alle Kinder und auch die Erwachsenen auf Deck versammelt waren, kam der Niklas. Er sei durch Telefunken spruch aus dem fernen Norden gerufen worden, erzählte er. Er hatte einen wunderschönen roten, mit weißer Watte verzierten Mantel an. Den Kopf bedeckte eine mächtige Pelzmütze, sein weißer Bart hing lang herunter. Die Kinder freuten sich sehr, ihm die Hand zu geben, einige aber fürchteten sich vor ihm. Doch beruhigten sie sich bald, und die Freude war groß, als der gute Niklaus ein Kind nach dem andern bei seinem Namen rief und jedem ein Geschenk und zwei Tüten mit Näscherlein überreichte. Dann ging ein Getute und Getrommele los, ein Lachen und freudig Erzählen und Zeigen: Dies hab ich vom Niklas gekriegt, ich dies Spiel und ich dies schöne Bilderbuch. Schließlich aber wurden sie müde und ließen sich gerne in die engen, harten Kabinbetten legen und träumten süß von Lichterglanz und Weihnachtsfreude. Die Erwachsenen setzten sich in kleinen Gruppen in die verschiedenen Eckräume und feierten im engsten Familien- und Freundeskreise ihre eigene stille Feier. Geschenke gab es nicht viele, aber dennoch empfanden alle die echte, tiefe Weihnachtsfreude. Wehmützlich gedachten wir unserer in Indien verlassenen Christengemeinden, die dies Weih-

nachtsfest ohne ihre Lehrer und Führer feiern mußten. Wir gedachten unserer deutschen Soldaten, die in Eis und Schnee im Osten und Westen des Vaterlandes für Freiheit und Recht und Schutz kämpften, wir gedachten all unserer Lieben in der Heimat und schlossen unser Beisammensein mit dem alten schönen Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Am Himmel funkelten hell die Sterne, es blitzte und glitzerte von tausend leuchtenden Lebewesen in dem tief-schwarzen Wasser, kein Glockengeläute war zu hören, still und ruhig fuhr unser Schiff dahin durch die Nacht, die heilige Nacht im Kriegsjahr 1915.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder für die Gossnersche Mission gegeben haben. Es kamen ein an:

Sachen: Paket Briefmarken und Staniol von Direktor Schürer, Anneliese Krause, Karl Gebhardt, Gerhard Wallis, Heinz Mehle, Erna Adler, Höhere Schule-Löwen. Briefmarken von Werner u. Harold Brücker, Walli, Otto und Herbert Mai u. Trude Novat-Friedenau. Briefmarken Fr. Kessler-Friedenau. Staniol P. Better. Briefm. u. St. Haus 4 u. 6. Hermannswerder d. Fr. Collier. (Der Dank, leider verspätet, ist umso herzlicher!)

Gaben: Schülerinnen der 30. der 215. Gem.-Schule d. Fr. Lamanti 5 M. Konfirm.-Gabe Delan Wilhelmi-Dieg 10 M. Konfirm.-Gabe P. Wachsmann-Berlin, Segenskirche 3 M. Konfirm.-Gabe P. Kleine-Friedenau 33.98. Konfirm.-Gabe Oberpf. Sasse-Rathstok 4 M. R. G. D. Kollekte d. Pfr. Schmidt-Hof 8.42. Konfirm.-Gabe P. Walke-Schnathorst 13.20. Höhere Schule-Löwen 2 M. Karl und Friedrich Gebhardt 1.50. Käte Richter 50 Pf. Erich Weiß 1 M. R. G. D. Kollekte Wilmersdorf-Cecilienschule P. Frommel 8 M. Kindergabe P. Toball-Drangfurt 24 M. Von den Beschauern des Missionstoffers Friedenau 8.92. R. G. D. Kollekte von Missionarin Hanna Niehm, Epiph.-Charlottenburg 17.05 M.

Sammelverein: Fr. Johanna Granzin-Torgau 15 M. Käthe Loewe-Köln-Mülheim 7 M. Fr. Lehrerin Thelemann-Zempelburg 16 M. Hans Daute-Mainz 16 M. Pfr. Arndt-Jobten, Samml. der Konfirmanden 15 M. Fr. Lehrerin Nagel-Buchwald, Samml. der Kinder der 2. Klasse der evang. Schule 13 M. Superintendent Moehr-Gollnow, Samml. im Kindergottesdienst 42.43 M. Sammelverein Salem-Stettin 50 M. Lehrer Heyl-Bentwisch, Samml. der Schulkinder 1.46 M. Frau Hauptlehrer Below-Thurow 6.60 M. Lehrer Segers-Garden, Samml. der Schulkinder 4.05 M. Samml. der Konfirmanden in Hermsdorf und Wellen durch Pfr. Wiebe-Hermsdorf 20 M. Pauline Schaidle, Hausmutter im Mädchenheim Pforzheim 10 M. W. Eckardt-Nürnberg, Gabe von Br. Paul Keppner 50 M., vom Knaben Heider 1.50 M., Inhalt einer Sammelbüchse 4.50 M.; zusammen 58 M. Samml. der Quarta des Rgl. Gymnasiums zu Schneidemühl durch Oberlehrer Dr. Haß 5 M. Kinderheim Merseburg durch Schwester Anna 100 M. Pfr. Schweder-Jüllchow-Stettin, Samml. der Konfirmanden-Jüllchow 12.05 M. Pfr. Sasse-Rathstok, Samml. der Konfirmanden 4.01 M. Lehrer Schröder-Cr. Peterlau, Samml. der Schulkinder 2.30 M. Pfr. Zahn-Schleusingen, Samml. der Konfirmanden 4 M. Schw. Meta Andre, Stift Salem-Stettin 15.68 M. Samml. im Kindergottesdienst zu Glogow durch Pfr. Pflager 31 M. Pfr. Klopsch-Schwartow, Samml. von 10 Konfirmanden 29 M. Verein für Kleinkinderpflege durch Stadtpfr. Fischer-Stuttgart 30 M. Pfr. Frerichs-Emden, Samml. aus dem Kindergottesdienst 73.10 M. und Samml. aus der Katechese 26.90 M.; zusammen 100 M. Sammelbüchse von A. Kiehl-Friedenau durch Pfr. Better 2.54 M. Pfr. Plaensdorf-Crangen 30 M. Von den Kindern der Kirchengemeinde Lachem durch Pfr. Dr. Bohlen 10.98 M. Heinz u. Grete Sander-Boerde 7 M. Pfr. Niemeyer-Egeln 23 M. Pfr. Voigt-Neußeln, Konfirmanden-Sammelbüchsen 37.50 M. Kindergottesdienst Markus-Steglich 81.75. Kindergottesdienst-Friedenau, Büchsertrag zusammen 97.50 M.

Es grüßt euch herzlich Euer Missionsinspektor Foertsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foertsch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jilleßen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Johann Flierl, ein Südseeheld.

Der Herr hat Großes an uns getan,
des sind wir fröhlich. Ps. 126, 3.

Von Missionsinspektor A. Foertsch.

1. Der Waldbauern-Bub.

Im dunklen Tannenwald in der Baysrischen Steirpfaß liegt die Ruine Poppberg. Das zerfallene Gemäuer erzählt von längstvergangenen Zeiten, von Stürmen und Kämpfen, von Schweden und Kaiserlichen aus dem 30 jährigen Krieg. Auf der Mauer sitzt ein Büblein, dem Bauern Flierl vom Buchhof unten im Tal sein Jüngster, der Johann, und träumt. Es ist diesmal nicht das Geheimnisvolle der Vergangenheit, was ihn fesselt. Der Lehrer drunten im Furrried, der stille tiefernste Mann, von dem man meinen sollte, daß er überhaupt nicht lachen kann, hat so schöne Bücher zum Lesen, Calwer Kinder-Missionsblätter, und die habens dem Johann angetan. Schon im vergangenen Winter, als die Mutter mit den beiden großen Schwestern bei ihrem Spinnrädchen und der Vater nach des Tages schwerer Arbeit mit allerlei Handarbeit auf der Bank saß, da hatte er beim düsteren Licht des bescheidenen Kapsöllämpchens aus den Missionsheften vorlesen dürfen von den kohlschwarzen Negern, den gelben Chinesen, den roten Indianern, den braunen Menschenfressern in der Südsee. Wie schön war das gewesen. Und nun hatte der Lehrer in der Schule wieder von den armen Heiden erzählt. Ob ich wohl auch Missionar werden kann? Ach ich bin ja nur ein armer Wald-Bauern-Bub! Wie stand doch in dem Schriftchen neulich? Da hat ein armer Knabe den lieben Gott gebeten, ihn zum Missionar zu machen, und Gott hat sein Gebet erhört. Und wie der Johann so drüber nachdenkt, da wirds ihm klar: So will ichs auch machen, ich will Gott drum bitten, daß er mich unter die Heiden sendet. Außer Gott hat er niemand etwas von seinem Wunsch gesagt. Aber

Gott mußte Rat und Mittel und Weg. Der Pfarrer von Furrried redete mit Vater Flierl, ob der fromme und kluge Johann nicht einmal nach Neuendettelsau kommen und später als Pastor nach Amerika gehen könnte. Das gefiel freilich dem Johann nicht ganz. Aber er dachte, wenn ich erst soweit bin, daß ich Pastor in Amerika werden kann, kann ich auch Missionar werden. Ein paar Jahre blieb er noch daheim und half den Eltern und dem großen Bruder in der Wirtschaft, und dann kam er in die Missionschule nach Neuendettelsau.

2. Warten.

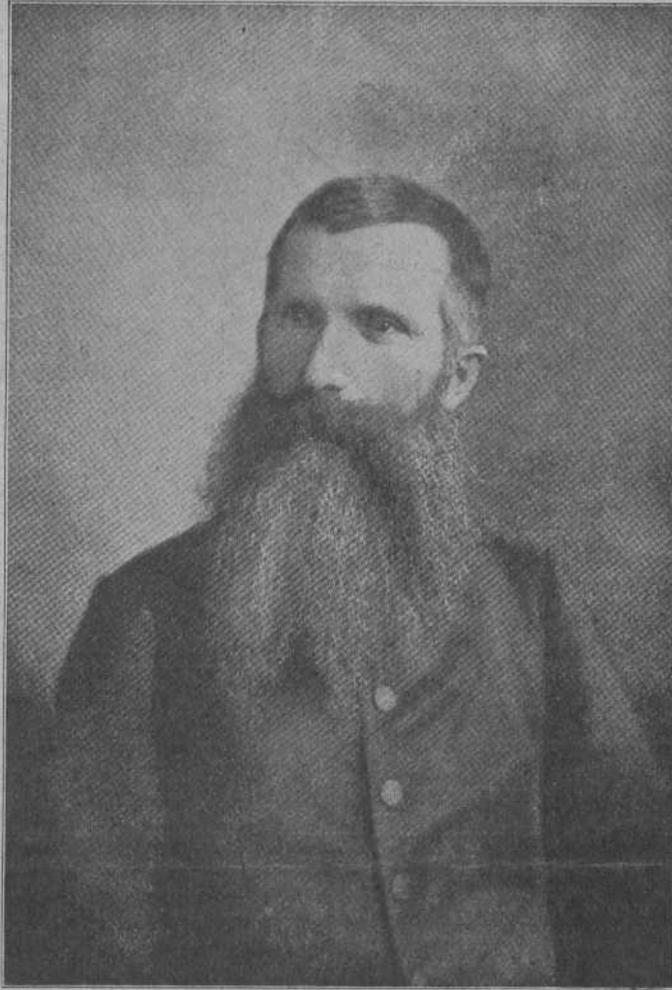
Nach Australien fuhr das Schiff. An der Keeling standen zwei Männer und plauderten. Kennst du den Finen? Der große stattliche Mann mit der kräftigen Hand und dem kühnen Auge, das ist unser Johann vom Buchhof. Und er sagt zu seinem Reisegefährten: Am liebsten ginge ich zu einem noch ganz unberührten Heidenvolk, noch nicht zertreten, gedrückt und verdrängt durch weiße Ansiedler, wie es auf dem Festland von Australien der Fall ist. Dort hinter Australien, die große Insel Neuguinea, das wäre mein Ideal.

Ja, dazu hatte ihn auch Gott berufen, aber Gott nimmt seine Kinder, denen er etwas ganz besonderes anvertraut, auch besonders in die Schule des Gehorsams und Geduld. Und Flierl war ein wackerer Schüler in seines Gottes Schule. Mit Freuden erfüllte er seinen Auftrag und ging als Missionar zu den armen Diern, den unglücklichen Ureinwohnern Australiens. Als die ersten Weißen nach Australien kamen, haben sie fürchterlich unter den Eingeborenen gehaust. Die sogenannten „Wilden“ wurden wie Tiere in Haufen niedergeschossen, durch vergiftetes Mehl ums Leben gebracht, aus ihren Wäldern und Dörfern vertrieben, durch allerlei Schleichereien zu Grunde gerichtet. Die Reste der Bevölkerung flohen ins Innere des Landes, in die unendlichen Sandwüsten. Ohne eine Heimsstätte, ohne Samen und

Ernte schweifen sie in der weiten dürren Wüste herum und leben von dem, was die arme Natur ihnen bietet, von allerlei größerem, kleinerem und allerkleinstem Getier, das da freucht und flucht, von allerlei Wurzeln und Samen; arme, heimatlose Jäger-nomaden, scheu und flüchtig, ein sterbend Volk. In einem Gebiet so groß wie Süddeutschland leben nur noch 800 bis 1000 von diesen Eingeborenen. Und mitten in dieser Wüste liegt die Missionsstation Bethesda, die dem nach Australien gesandten Missionar Flierl anvertraut wurde. Schön ist's gerade nicht in Bethesda. In der Nähe liegt ein großer Salzsee, in den ein mächtiger Fluß mündet. Das Bittere ist aber, daß der Fluß bloß alle 5—10 Jahre einmal „mündet“. Für gewöhnlich versiegt er schon weit, weit vor dem See. Da trocknet allmählich der See aus und die weite Fläche gleicht einem großen Schneefeld, bloß daß das Weiße alles Salz ist. Auf der Missionsstation wohnen etwa 50 Eingeborene, meist Schulknaaben und Mädchen, auf einigen weit entfernten Außenposten finden sich nochmal gegen 50 Schwarze, dann kommen ab und zu einmal herumziehende Papuas her. An diesen hatte Flierl zu arbeiten. Und wenn er einmal eine Heidenpredigtreise machte, dann mußte er viele Tagereisen weit durch die Wüsten wandern und fand manche Tage nicht einen Heiden, und bisweilen flohen sie geschwind, wenn sie einen Weißen sahen. Das ist schwere Arbeit, gleichsam einem absterbenden Volke Totengräberdienste leisten müssen, das zermürrt die Seele, aber Flierl und seine wackre Frau, eine fromme Pfarrerstochter aus Australien, klagten nicht, und er dachte gar nicht daran, seine armen Wüstenleute zu verlassen.

Da hörte er, daß der deutsche Forscher Dr. Finck auf einem australischen Schiff mit einer deutschen Besatzung eine Erkundungsfahrt nach Neuguinea gemacht habe und daß die deutsche Flagge dort gehißt worden sei. Wie? Neu-Guinea deutsch? Da müssen auch deutsche Missionare hin! Und sofort schrieb Flierl an seine Missionsbehörde in Australien und in Deutschland: „Sendet mich nach Neuguinea.“

Und da ein Missionar als Nachfolger in Bethesda eingetroffen war, so machte sich Flierl gleich auf den Weg, um möglichst nahe bei Neuguinea zu sein, wenn



Johann Flierl.

die Erlaubnis zum Beginn der Arbeit einträfe. In Cooktown an der Nordspitze Australiens wollte er warten. Aber o weh. Die Beamten der deutschen Neuguineakompagnie erklärten ihm, daß es ihm von der Regierung ganz gewiß nicht erlaubt werde, nach Neuguinea zu gehen. Und ein Arzt meinte: „Zawohl, in die Südsee wollen Sie, wo mehr los ist, und der armen Schwarzen um Cooktown nehmen Sie sich nicht an.“ Das traf den treuen Missionar ins Herz. Untätig wollte er hier nicht sitzen, und wenn das Warten lange dauern sollte? Und so fing er kurz entschlossen unter den Eingeborenen um Cooktown die Missionsarbeit an und gründete die Missionsstation Gim. Raum hatte er die Stationsanlage in die Wege geleitet, da kam von der Regierung die Erlaubnis, nach Neuguinea zu gehen. Ein anderer Missionar übernahm die neue Station Gim und Flierl zog hinüber in das Land, das Gott ihm als sein eigentliches Arbeitsfeld bestimmt hatte. Es war

am 12. Juli 1886.

3. Unter wilden Menschenfreijern.

Die Gottlosen haben keinen Frieden. Dies Wort des Propheten Jesaja kann man über die Stämme dort in Neuguinea schreiben. Im üppigen Grün der Palmenwälder und des Urwaldedichts sind die auf hohen Pfählen stehenden Holzhäuschen der Papuas versteckt, und dort oben im hohen Baum haben sie ihr Zufluchts-haus, wo die ganze Dorfschaft hinflieht, wenn in der Nachbarhaft ein Todesfall eintritt. In ihrem Aberglauben meinen sie, daß der Tod eines Menschen nur durch Zauber eines Feindes erfolgt ist. Dafür muß Rache genommen werden. So wird das Nachbardorf überfallen und ein paar Leute totgeschlagen. Das lassen die sich nicht gefallen, dann gibts wieder Mord und Totschlag. Mißtrauen, Angst, Feindschaft, führte zu beständigen Kämpfen. Die erschlagenen Feinde wurden dann im Siegesmahl verzehrt. Unter solchen Menschen also ließ sich Flierl mit einem aus Deutschland gekommenen Missionar nieder. Das war eine ungemütliche Nacht, als sie in Singbang gelandet waren und ihre Risten zusammengestellt und das Wellblech drüber gedeckt hatten. Das Schifflein, das sie gebracht, war abgefahren, die Eingeborenen waren wild und wütend

über ihre Ankunft und schrien bis tief in die Nacht hinein. Unter dem Wellblech auf den Kisten lagen die Missionare und versuchten zu schlafen. Und als sie am Morgen aufstanden, mußten sie sehen, daß die Eingeborenen den Platz ringsum recht übel zugerichtet hatten. Das war die Begrüßung. Auch sonst zeigten sich die Papuas nicht von der schönsten Seite. Zum Beispiel stahlen sie wie die Raben. Als Flierl mit seiner Frau später auf den Sattelberg zog, da haben sie starke und festverschlossene Kisten aufgebrochen, das Brautkleid der Missionarsfrau gestohlen, dazu die so nötigen Kinderfächer, auch den ganzen Zwirnvorrat, so daß sie nicht einmal etwas Neues nähen konnte. Betten wurden ausgeschüttet und die Bezüge nahmen sie mit. Aber wehe, wenn man sie am Stehlen hinderte. Kommt da der alte Ngakau über den Stationsplatz und nimmt sich mir nichts dir nichts die schöne neue Art, mit der die Missionare gerade arbeiteten. Flierl sagt: Halt, mein Lieber, gib her! Da brüllt der Papua wie ein wildes Tier und stürzt sich mit erhobenem Beil auf den Missionar. Flierl hat ihm mit kräftigem Ruck die Waffe entzissen. Ein andermal sah Flierl einen Eingeborenen mit einem Tuch um den Kopf, das ihm nur zu bekannt vorkam. Richtig, es war ein Handtuch, das er dem Missionar gestohlen hatte. Flierl wollte es ihm abnehmen, da lief er davon und schleuderte einen mächtigen Stein auf den Missionar. Sofort kam noch ein anderer mit einem Brügel und stürzte sich auf den Missionar. Doch auch diesmal wurde er aus der Hand der Wütenden befreit. Das alles hat den kühnen Missionar nicht eingeschüchtert. Unerjrocken wandelte er unter dem wilden Volk, immer freundlich und immer friedlich und baute sein Haus und redete mit den Eingeborenen; und die Alten bekamen Respekt vor dem „langen Johann“ und die Kinder — gewannen ihn lieb.

4. Von Sieg zu Sieg.

Zu, die Kinder, sie halfen dem wackeren Missionar die Herzen der wilden Papua aufschließen. Sie merkten, daß Flierl sie lieb hatte. Und sie traten bald für ihn ein.

Eines Tages lungerten eine ganze Menge Kinder in der Vorhalle des Missionshauses herum, aber auch der alte böse Ngakau war dabei. Der Missionar wies sie fort. Die Kinder gingen, aber Ngakau wollte nicht. Nochmal sagte ihm der Missionar, er solle gehen. Da wurde er wütend und erhob sein Kniebeil gegen den Missionar. Kurz entschlossen entriß er ihm das Beil und warf es zum Haus herunter. Nun schwang der wilde Mensch seine Keule. Aber auch diese wurde ihm entzissen und hinuntergeworfen. (Die Missionshäuser in Neuaninea stehen wie die Eingeborenenhäuser auf hohen Pfählen.) Nun sprang Ngakau hinunter, um die Waffen wieder aufzunehmen, aber die Waffen waren verschwunden: die Kinder hatten sie schleunigst in den Wald getragen und versteckt, sie wollten nicht, daß ihrem Missionar ein Leid geschehe. Da wußte Flierl: die Kinder stehen auf meiner Seite. Trotzdem hat es ihn doch gewundert, als eines Tages der junge Labila mit 14 anderen Knaben zu ihm kam und sagte, sie wollten eine „Sand“ bei ihm bleiben und bei ihm arbeiten. Eine Sand, das sind 5 Monate. Wer war glücklicher als Flierl? Da hatte Gott ihm eine ganze Menge Jungens geschenkt, die sich ganz unter den Einfluß des Wortes Gottes stellten. Da hat der Missionar richtige Schule mit den Jungens gehalten, schöne biblische Geschichten lernten sie, singen, lesen, schreiben, eine Rechenmaschine machte

ihnen die Zahlen klar. Und nachmittags arbeiteten sie in den Gärten und auf den Feldern, beim Häuserbau und beim Baumfällen. Und als ihre Zeit um war, da bekam jeder ein schönes Beil oder ein Buschmesser. Nun müßt ihr aber wissen, daß die Papuas bis dahin nur Steinwerkzeuge kannten. Von Eisen und scharfem Stahl hatten sie keine Ahnung. Da könnt ihr euch denken, wie wertvoll ihnen nun ein Beil war. Da kamen gleich andere Jungens und jagten: „Wenn wir auch so ein Eisen bekommen, dann bleiben wir nochmal so lange.“ Und so hatte Flierl und seine Mitarbeiter immer Schüler. Und das Schöne: Wenn dann die Jungens fertig waren und in ihre Dörfer zurückkamen, da hielten sie täglich ihre Andacht mit ihren Dorfleuten, sangen Lieder, erzählten die biblischen Geschichten und beteten wie sie es auf der Missionsstation gesehen hatten. So wurden sie ganz von selbst Silfs-Missionare und das Miti, wie sie das Evangelium nannten, wurde bekannt im Land.

14 Jahre lang ging das so, ohne daß ein Heide zum Missionar gesagt hätte: Ich möchte gerne ein Christ werden. Aber sie kamen sehr fleißig zu den Versammlungen und zu den Gottesdiensten und das Wort Gottes wirkte durch Gottes Geist an ihren Herzen, sie sahen, daß das Miti sehr gut war, sie wurden immer freundlicher gegen die Missionare, ja zutraulich wie gute Kinder gegen die Eltern. Und da brach das Eis. Mit einem Male meldeten sich etliche zur Taufe, und ihnen folgten sehr rasch andere und in den nächsten Jahren machte das Miti seinen Siegeslauf durch die Dörfer, Hunderte von Sabim und Kai und aus andren Küsten- und Inlandsstämmen wurden Christen und jetzt sind schon mehrere Tausende. Wenn ihr die Karte von Neuguinea nehmt, sucht ihr zuerst die deutsch-holländische Grenze bei der Serkulesbucht, und dann die Iniel Rood gegenüber der Maclay-Küste. Auf dieser ganzen langen Strecke hat Flierl mit seinen ca. 30 braven bayerischen Missionaren 16 Missionsstationen gebaut. Und wie siehts nun im Lande aus! Die Heiden haben ihr böses Mißtrauen gegeneinander verloren. Sie schlagen sich nicht mehr gegenseitig tot, wenn einmal jemand gestorben ist, denn sie wissen: Gott läßt die Menschenfinder sterben, sie werden nicht verzaubert. So sind mit den beständigen Kämpfen und mit Mord und Totschlag auch die Baumhäuser verschwunden. Als vor ein paar Jahren ein Gelehrter an die Küste zu den Papuas kam, hätte er so gerne ein Baumhaus photographiert. Aber es gab keins mehr. Da sagte der Missionar: „Seht, Leute, der Mann möchte gerne sehen, wie ihr das gemacht habt, als ihr noch Heiden wart und euch vor einander gefürchtet habt. Wollt ihr ihm das nicht zeigen?“ Da haben die Leute dem Missionar zulieb dem Gelehrten ein Baumhaus vorgebaut, sonst hätte er keins zu sehen gekriegt. Erst als er weit ins Innere des Landes kam, wo die Missionare noch nicht hingekommen waren, da sah er wirkliche Baumhäuser. Aber nicht nur Krieg und Friedlosigkeit hatten aufgehört, sondern auch die Angst vor den Geistern. Die Frauen und Kinder in der heidnischen Zeit hatten immer eine schreckliche Angst vor dem Balum, der so fürchtbar züchte und tutete im Wald und dem nur die Männer dienten. Jetzt haben die Männer den Frauen und Kindern verraten, daß alles Schwindel war; das Zischen kam vom Schwingen der langen Balumbölzer und das Tuten von riefigen Hörnern. Die Männer wollten nur die Frauen und Kinder ängsten, damit sie ungestört Schweinefleisch essen konnten. Das hat auch aufgehört.

Am Sonntag ist's. In der schlichten, nach Papua-Stil gebauten Holzkirche hocken die Papuachristen und

Taufbewerber am Boden, singen und beten und lauschen auf die Predigt. Alte und Junge nebeneinander. Siehst du da den Alten mit dem verwitterten Gesicht? Bevor er getauft wurde, hat er seinem Missionar gestanden, daß er wohl ein Dutzend Menschen erschlagen und aufgefressen hat. Und dort sitzen zwei nebeneinander, das wäre auch früher nicht möglich gewesen, denn der eine hat einst den Vater des andern erschlagen, da hatte der Jüngere die Pflicht, den Vater zu rächen; nun hat er jenem vergeben. So ist Friede und Freude eingezogen im Land.

Aber freilich, hinten in den Bergen wohnen noch viele Heiden, die sind so wild und blutdürstig, wie die an der Küste früher auch waren. Da hat unser lieber Missionar Hierl noch viel zu tun. Gott schenke ihm noch ein langes Leben und viele Siege über das Heidentum!

Heidnische Nacht in Neu-Guinea.

Der Zauberer sitzt in seiner Hütte und draußen braust der Regen nieder. Den Regen kann er machen, das wissen alle die Küste entlang und er hat auch diesen Regen gemacht. Sie haben ihm Oberhauer und Hundezähne geboten, daß er dem Regen gebiete, er hat sie angenommen. Aber es war nicht genug. Sie sollten mehr bringen, dann wollte er den Regen aufhören lassen und die Leute können ihr Feld schlagen. So sitzt der Alte in seiner Hütte und draußen braust der Regen nieder; es rauscht und plätscht auf die Bäume und die Sträucher und rieselt und tropft aufs Blätterdach, und er horcht und freut sich.

Aber die Leute kommen nicht mit den Schweine- und Hundezähnen und Mulden und Nektaschen. Sie hätten schon vorgestern und gestern da sein können und es wird schon Abend. Warum kommen sie nicht? Sie können doch den Regen nicht brauchen, die Yamswurzeln müssen ja faulen, wenn es so weiter regnet. Der Alte kauft an seinem Feuer und sinnt.

Oder sollten sie gar ungeduldig werden? Sie hatten schon das letztemal gemürt, als sie die Taro zum Essen brachten, und ein paar von den Alten hatten zornig den Speer geschüttelt. Wenn sie kämen, nicht einer und zwei, nicht ein Dorf, sondern zwei Dörfer und drei, die Männer alle, wenn sie kämen, heute, er so allein, keiner von seinen Freunden weiß, daß er Hilfe brauchen könnte. So sitzt er vor seinem Feuer und freut sich nicht mehr über den Regen. Ueber seine Stirne legen sich Schatten.

Der Regen plätscht und braust hernieder. Was gäbe er darum, wenn er ihn aufhören lassen könnte! Der Regen rauscht und rauscht, und nichts ist zu hören als das Sausen des Wassers. Es ist finster geworden und der Alte sitzt an seinem Feuer, die Schatten auf seiner Stirn sind sehr dunkel geworden.

Er hört nicht, daß unten über den Bach im Boot Männer gefahren sind mit Speeren und Schilden; er hört nicht vor lauter Regen, wie sie herauf kommen; er hört nicht, wie sie alle ums Haus sich stellen. Aber er hört plötzlich ein fürchterliches Geschrei, das die Luft zerreißt, und die Speere sausen in die Hütte. Er fährt in die Höhe, greift nach dem Speer und stürzt hinaus, und sie fallen über ihn her, unmenzlich! Betroffen bricht er zusammen.

„Erdroffel mich doch wenigstens!“ und sie nehmen eine Schlingpflanze und einen Stock und drehen, und weil er nicht gleich tot ist, durchstechen sie ihn noch mit dem Speer, daß er stirbt. Aber seine Mörder sitzen auch

schon in Finsternis und Schatten des Todes darinnen: Nun werden die Verwandten des Erschlagenen kommen und werden sich zusammentun, und Rache nehmen, Tod um Tod. Sie sitzen alle in Finsternis und Schatten des Todes. Und sie glauben weiter ans Regenmachen und Verzaubern, sie erschlagen, sterben und werden erschlagen.

Armes Volk! Nicht wahr, nun sehen wir, wie gnädig und barmherzig unser Gott ist, daß er Missionar Hierl unter jenes grausame Volk gesandt hat. Solche heidnische Nacht ist weit im Land vergangen. Der Herr Jesus hat Land und Volk Licht gemacht.

Missionsinspektor Zahn,
Kinderblatt der Neuendettelsauer Mission.

Flinke Leute.

Nicht alle unsre Papuas finds. Aber doch einige. Und von ein paar ganz Flinken will ich euch erzählen.

1. Geht da der Herr Missionar mit seinen schwarzen Begleitern über eine Brücke. Nicht eine Betonbrücke, oder Steinbrücke oder eine aus Holzbalken, sondern eine richtige Neu-Guineabrücke: ein Baumstamm, der über den Fluß gefallen ist und ein paar Schlingpflanzen als Geländer daneben, so eine war es. Von den Schwarzen hat jeder eine Traglast auf dem Kopf. Da greift der eine plötzlich nach seinem Bündel auf dem Kopf, gibts dem andern hin: „Halt einen Augenblick,“ und — wupp springt er im Bogen kopfüber ins Wasser. Weg war er. Da taucht er wieder auf und da schmalzt es und schlägt es um seinen Kopf. Einen Fisch wie einen Kal hat er mit den Händen am Kopf und am Schwanz und mit den Zähnen im Mund, damit er ihm nicht auskommen kann. Im Sprung erhascht! Wollt ihr das nachmachen? Flinke Leute!

2. Ein paar von den schwarzen Buben gehen in den Wald. Wollen sich etwas zu essen suchen. Lange finden sie nichts. Keinen Käfer, keine Maus, kein Ei. Halt, bst, da hängt ein Braten. Eine Schlange hat sich zum Verdauen auf einen Baumast gewickelt. Das Schwanzende hängt herunter. Leis, ganz leis bricht sich der eine einen Gabelstock ab. „So!“ und der andere packt flink die Schlange am Schwanz und zieht aus Leibeskräften. „Platsch“ faust sie auf den Boden und nun mit dem Schwanzende in der Hand läuft der eine davon, so schnell, daß die Schlange gar nicht zum Beißen ankommen kann. Der andere rennt hinterdrein, bis er mit dem Gabelstock den Schlangenkopf an den Boden stecken kann. Dann brechen sie ihr die Giftzähne aus, wickeln sie lebendig um den Stock und heim gehts zum Braten und Verzehren. Flinke Leute. Macht das ja nicht nach.

3. Der Herr Inspektor Sted fuhr auf einem Eingeborenenboot von Lae nach Kap Arkona und saß und schrieb auf den Knien, anders gehts nicht, in sein Heft, was er euch und andern erzählen will. Tschsch — ist das Buch wegberstchwunden von seinem Schoß im Meer und — „Dein Papier!“ überreicht es ihm bereits der braune junge Mann, der hinter ihm im Bootstrog saß. Der hatte das Buch ins Wasser gleiten sehen, und ehe es noch am Boot vorbeigeglitten und im Meer versunken war, hatte er es schon gefaßt und reichte es mit glückstrahlendem Gesicht vor, und der Herr Inspektor hat all seine Sprachkenntnisse zusammengenommen, und hat dem Burschen gedankt dafür, daß er so flink war.

Zahn, Kinderblatt.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förstch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Gansersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zillesen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



6. Jahrgang

Juli/August 1916

Nr. 7 u. 8

John Williams, der Apostel der Südsee.

Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Joh. 15, 15.

Von Oswald Müller-Steglich.

In einem kleinen Dorfe nahe bei London wurde im Jahre 1796 John Williams geboren. Jeden Morgen und Abend nahm die Mutter die Kinder zu sich ins Kämmerlein und betete mit ihnen. So wurde der kleine John früh von der Liebe zum Heilande ergriffen. Da der Vater aus seinem Sohne einen Kaufmann machen wollte, so wurde der vierzehnjährige Knabe bei einem Eisenwarenhändler in die Lehre gegeben, wo er auch Gelegenheit hatte, mit Hammer und Zange zu arbeiten. Er brachte es im Schmiede- und Schlossergewerbe bald zu großer Fertigkeit. Diese kam ihm in seinem späteren Verufe sehr zustatten. Während seiner Lehrzeit geriet er allmählich auf Abwege. Er verachtete den Tag des Herrn und sein Wort. Schlechte Gesellschaft, mit welcher er sich an weltlichen Lustbarkeiten ergötzen konnte, liebte er. Die Ermahnungen, ja selbst die Tränen seiner Mutter blieben fruchtlos. Sie konnte schließlich nur noch das Eine tun, den Herrn bitten, daß er ihren Sohn auf den rechten Weg zurückbringe. So ging es vier Jahre lang.

Es war ein Sonntag, den 30. Januar 1814, an dem er unmutig durch die Straßen Londons schlenderte. Seine Freunde, mit denen er den Abend vergnügt hatte zubringen wollen, hatten ihn im Stich gelassen. Ziellos irrte er nun umher. Die Glocken, die zum Abendgottesdienste riefen, übten keine Anziehungskraft auf ihn aus. Da begegnete ihm die Frau seines Lehrherrn, die auf dem Wege zur Kirche war. „Wohin des Weges?“ fragte sie ihn freundlich. Er mußte ihr Rede und Antwort stehen. Sanft und liebevoll forderte sie ihn auf, wenn er

nichts Besseres vorhabe, sie zu begleiten. Nur mit widerstrebendem Herzen folgte er der Einladung. Von seinem Plage in der Kirche sehnte er sich zurück nach dem Spiel- und Trinktisch. Da trat der Prediger auf die Kanzel und hielt eine Predigt über Matth. 16, 26. „Was nütze es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Das Wort traf ihn wie ein scharfer Pfeil und drang ihm tief in die Seele. Die Erinnerungen an seine Kinderjahre kamen wieder, er erkannte wie verderblich sein letztes Leben gewesen war und fühlte zugleich sich fräftig von Gottes Arm aus den Wogen des Verderbens herausgerissen. Als ein anderer Mensch verlieh er das Gotteshaus. Er brach mit seinen Freunden und schloß sich einem Jünglingsvereine an. Auch war er als Helfer in der Sonntagschule tätig. Zu einer Missionsstunde hörte er von der Missionsarbeit in der Südsee. Da regte sich in ihm die Liebe zu jenen armen Völkern, die noch in der Finsternis wandelten. In jener Stunde erkannte er, daß Gott ihn zum Missionar auserwählt habe. Er bot seine Dienste der Londoner Missionsgesellschaft an und diese zögerte nicht, Williams anzunehmen, obwohl er erst zwanzig Jahre alt war. Schon nach kurzer Zeit wurde er abgeordnet. Nach 364 tägiger Fahrt erreichte das Segelschiff sein Ziel, die Südseeinseln. Nachdem er zuerst kurze Zeit auf Tahiti gearbeitet hatte, wurde er nach Rajatea versetzt, um dort das Evangelium zu verkündigen. Der Oberhäuptling Tamatoa hatte selbst inständigst um Sendung eines Missionars gebeten. Auf einem Kriegszuge war er mit dem Christentum näher bekannt geworden. Auf den Inseln herrschte damals noch die schreckliche Sitte der Menschenfresserei; die unglücklichen Gefangenen, die in die Hand des Feindes gefallen waren, wurden unarmherzig hernach zum

scheußlichen Siegesmahl abgeschlachtet und verzehrt. Von jenem Kriegszuge aber hatte Tamatoa keinen Gefangenen mitgebracht. Als die Boote sich dem Ufer näherten, hielten die Leute die Bibel hoch, die sie von den Missionären erhalten hatten und riefen: „Hier das sind die Opfer, das ist die Siegesbeute, die wir mitbringen!“ Hierüber waren die Heiden sehr verdrossen. Als aber Tamatoa daranging den Tempel des Oro, das berühmte Nationalheiligtum der Inseln zu zerstören, erhob sich ein Rachegeischrei bei den Heiden, und sie griffen zu den Waffen, um den Frevel zu sühnen. Der Altar dieses blutdürstigen Götzen war gerötet von dem Blute der vielen Menschen, die seit undenklichen Zeiten auf ihm geopfert waren. Konnte doch keine wichtigere Handlung ohne Menschenopfer geschehen, kein Auszug in den Krieg, keine Siegesfeier, keine Geburt eines Häuptlingssohnes, kein Krönungsfest. Am anderen Morgen, als es zwischen der kleinen Christenschar und den Heiden zur Schlacht kam, knieten die Christen zum Gebete nieder, stürzten sich auf den Feind und schlugen ihn in die Flucht. Als den Gefangenen erklärt wurde, daß sie um Christi willen leben sollten, sprang einer von den Gefangenen auf und rief: „Tue jeder, wie ihm beliebt. Ich an meinem Teil will nicht mehr den Göttern dienen, die uns trotz unserer vierfachen Ueberszahl im Stiche gelassen haben. Jehova allein ist Gott. Hätten wir gesiegt, so hätten wir unsere Feinde geschlachtet und würden sie jetzt braten. Sie dagegen haben uns ein Mahl zubereitet. Ihre Religion ist eine Religion der Barmherzigkeit. Ich will einer der Ahrigen werden.“ Das Evangelium hatte den Sieg davongetragen. Als Williams sich auf Rajatea niedergelassen hatte, begann er zunächst ein schönes, freundliches Haus zu bauen, wobei er Zimmermann, Maurer, Schlosser, Drechsler, Tischler und Maler alles in einer Person war. Mitten im Dorfe wurde eine stattliche Kirche errichtet. Die Schulen waren gedrängt voll. Selbst Tamatoa fehlte nicht. Hunderte konnten getauft werden. Die Christen von Rajatea hielten bald selbst Missionsfeiern, in denen sie für die Heiden beteten und Gaben für ihre Befehring opfereten. In einem Jahre wurden 10 000 Mark gesammelt! Wahrlich, die

Christen von Rajatea können uns bejähmen! — Das nächste Ziel der Sehnsucht Williams war Karotonga. Die Bewohner dieser Insel hatten das Evangelium bereits durch bekehrte Rajakaner kennen gelernt. Kurze Zeit nach seiner Ankunft fand ein großer Aufzug vor seinem Hause statt: vierzehn ungeheure scheußliche Götzenbilder, 2—4 Meter lang, wurden herbeigebracht und zu seinen Füßen niedergelegt. Die Ausbreitung des Christentums wurde durch den König Makea, dem edelsten aller Südhäuptlinge, die Williams je kennen lernte, sehr gefördert. Zuerst hatte Makea dem Christentum am zähesten widerstrebt, aber dann, als er von ihm überwunden war, hat er es — wie er selbst sagt — mit festem Griff ergriffen und festgehalten bis ans Ende.

Um leichter zu den einzelnen Inseln gelangen zu können, hatte Williams schon verschiedentlich in London um ein Missionschiff gebeten, ohne es jedoch erlangen zu können. Auf Karotonga faßte er nun den kühnen Entschluß, sich selbst ein Schiff zu zimmern. Allerdings war es keine kleine Sache, auf den weltfernen Inseln ein Schiff zu bauen, ohne je Schiffsbau gelernt zu haben und ohne die nötigen Werkzeuge zu besitzen. Aber schließlich kam das Segelschiff — die Schlafmatten

der Eingeborenen dienten als Segel — zustande. Unter großem Jubel der Eingeborenen wurde der „Friedensbote“, so hieß das Schiff, von Stapel gelassen. Mit diesem Schiffe besuchte er nun die verschiedenen umliegenden Inseln. Er kam auch nach der Insel Tutuila. Als er der Küste sich in einem Boote näherte, war er im Augenblick von Rähnen umringt. Da aber gerade hier einige Jahre zuvor die Mannschaft eines französischen Schiffes überfallen und ermordet worden war, geriet Williams in Sorge. Er warf sich auf die Knie und betete um Gottes Beistand. Da der Häuptling bemerkte, daß das Boot zu landen zögerte, ließ er die Leute sich lagern, watete bis an den Hals Williams Boot entgegen, legte seine Hand darauf und sagte: „Sohn, willst du nicht ans Land kommen? Traust du dich nicht näher?“ — „Ich weiß nicht, ob ich euch trauen kann. Ich habe gehört, daß



Kali, die indische Göttin des Todes.

ihr wilde Leute seid und in dieser Bucht einen grausamen Mord verübt habt.“ — „D, jetzt sind wir nicht mehr wild,“ rief jener aus, „wir sind Christen.“ — „Ihr Christen?“ fragte Williams erstaunt. „Wo hörtet ihr denn etwas vom Christentum?“ — „D, ein großer Häuptling aus dem Lande der weißen Männer, Viriamu (Williams) genannt, kam nach der Insel Sawaii etwa vor 20 Monden und brachte dahin etliche Tamafai-luto (Religionslehrer). Einige von unseren Leuten waren gerade da, und, als sie zu uns zurückkehrten, singen sie an, ihre Freunde zu unterrichten, von denen viele Söhne des Wortes geworden sind. Dort sind sie, siehst du sie nicht?“ „Nun“, rief Williams aus, „ich bin Viriamu, von dem du sprichst; ich brachte die Religionslehrer nach Sawaii.“ Im Nu gab der Häuptling seinen Leuten ein Zeichen; sie sprangen auf, stürzten ins Wasser, ergriffen das Boot und trugen es samt der Mannschaft ans Land. Auf's herzlichste wurden sie bewillkommt und um Lehrer gebeten. Ähnliche freundliche Erlebnisse hatte Williams auch auf den übrigen Inseln. Frohlockend und dankend kehrte er nach einigen Monaten nach Karotonga zurück.

Im Sommer 1834 machte er sich auf die weite Reise nach England — das einzige Mal in seinem ganzen Missionsdienste, daß er sein Vaterland wieder besucht hat. Begeistert wurde er aufgenommen. An den verschiedensten Orten mußte er von den großen Taten Gottes, die in der Südsee geschehen waren, erzählen. Seine Worte zündeten mächtig und er wurde mit Missionsgaben fast überschüttet. Zu seiner größten Freude wurde ihm endlich das Missionschiff geschenkt. Sein Erbautes hatte sich doch den Anforderungen nicht gewachsen gezeigt. Mit Vorräten aller Art wurde das Schiff auf das reichste ausgestattet. Die köstlichste Ladung waren jedoch 5000 Neue Testamente in der Sprache von Karotonga. Mit einer größeren Zahl jüngerer Missionare fuhr Williams im Frühjahr 1838 nach der Südsee zurück.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von der Freude machen, die auf Karotonga herrschte, als die 5000 Testamente ausgepackt wurden. Die einen hielten ihren Schatz hoch empor, die anderen verbargen das Buch häßlichend im Busen. Viele küßten es und eilten so schnell wie möglich nach Hause, um es den Ihrigen zu zeigen und ihnen daraus vorzulesen.

Williams reiste von Insel zu Insel um den Eingeborenen die frohe Botschaft zu verkündigen. Am 19. November 1839 warf das Schiff vor einer großen Insel Cromanga Anker. Hier wohnte ein wildes, kriegerisches Volk, das Williams und seinen Begleitern mit Keulen bewaffnet entgegentrat. Da sie sich aber zunächst ruhig verhielten, ging man an Land. Williams sagte: „Wir wollen aussteigen, die Leute werden bald merken, daß wir es gut mit ihnen meinen.“ Aber kurze Zeit nach der Landung fielen sie über die Angekommenen her. Williams floh, aber im Wasser erreichten ihn die Wilden und unter ihren Keulenschlägen hauchte er sein Leben aus, das 22 Jahre im Dienste der Südseeinsulaner sich verzehrt hatte. Nach drei Monaten holte eine englische Kriegsschaluppe die Gebeine der Erschlagenen; die Leichname waren von den Unholden aufgezehrt worden. Die traurigen Ueberreste des teuren Gottesmannes wurden nach Samoa überführt und in Apia unter ungeheurer Beteiligung beigelegt. Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Dem Andenken John Williams, Vaters der Samoa- und anderer Missionen, ward alt 43 Jahre und 5 Monate. Er ward erschlagen

von den grausamen Eingeborenen Cromangas am 20. November 1839, während er das Evangelium des Friedens auf ihrer Küste pflanzen wollte.“

„Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche“ heißt ein altes Wort. Und dies trifft auch auf Williams zu. Sein Tod war nicht vergeblich, gerade die Leute von Cromanga sind später tüchtige Christen geworden. Viel Ewigkeitsfrucht ist aus Williams Lebenswerk gewachsen.



Zwei gute Freunde.

Doris Heimkehr aus Indien.

Wie lachen euch die beiden guten Freunde da oben im Bild so fröhlich an! Im fernen Assam, in Hinterindien, ganz hinten, wo die Welt aufzuhören scheint, in Tinintia, da haben sie so fröhlich miteinander gespielt. Da kam der Krieg. Der hat der kleinen Dori viele Tränen gebracht. O wie ist sie erschrocken, als eines Tages ihr Vater, weil er ein deutlicher Missionar war, von Soldaten gefangen weggeführt wurde. Er durfte allerdings wieder heraus aus dem Gefängnis, aber dann wurde er noch einmal gefangen, und die Mutter mußte auch mit. Da hats einen schweren Abschied gegeben; von ihren lieben braunen Freunden mußte Dori sich trennen, mit den Eltern in die Gefangenschaft ziehen. Ja, wenn sie nur hätten beisammen bleiben dürfen! Aber ihren Vater haben die Engländer ins Gefangenenlager nach Ahmednagar gebracht, und Dori kam mit Mutter und Brüderchen nach Dinapur. Ach war das bitter: der Vater nicht da. Doch gab es einigen Ersatz. In Dinapur waren ja noch so viele Missionarsfamilien, eine ganze Menge Kinder, da konnten sie doch schön spielen. Und wie groß war die Freude, als es auf einmal hieß: Nun dürfen wir alle übers weite Meer nach Deutschland zur Großmutter. Aber o weh! Sie durften alle fort, nur Doris Mutter mußte noch da bleiben. Da haben sie viel geweint! Und die liebe Mutter wurde schwer krank. Aber das hatte wieder ein Gutes; der liebe Gott schickt uns nie ein Leid,

ohne daß er etwas besonderes damit erreichen will. Auf einmal kam der liebe Vater an. Die Engländer hatten ihn aus Ahmednagar entlassen, weil die Mutter so krank war. Da hat Dori wieder so fröhlich in die Welt gesehen, wie ihr es auf dem Bild sieht. Und gerade so fröhlich hat sie geguckt, als sie am 5. Januar ein Brüderchen bekam. Und als der kleine Christof ein Monat alt war, jagten die Engländer: So, nun müßt ihr aus Indien fort. Da haben sie wieder ihre paar Kisten gepackt und fuhren ein paar Tage mit der Eisenbahn. Zum Schiff? O nein, erst noch einmal in ein anderes Gefangenenlager, nach Belgau. Am 30. März stieg Dori mit vielen, vielen Missionarskindern und ihren Eltern und andren Leuten auf die Gokonda, auf das große Schiff, das sie übers weite Weltmeer um ganz Afrika herum in die Heimat tragen sollte. Nach 6 Wochen Seefahrt kamen sie in England an, und das Schiff hielt. Da drüben lag schon ein anderes Schiff, auf das sie zur Fahrt nach Holland steigen sollten. Da kam auf einmal ein Mann aufs Schiff und sagte: „Die Männer müssen alle dableiben, in einer Stunde werden sie in die Gefangenschaft nach London geführt, die Frauen und Kinder gehen allein nach Deutschland!“ Kömt Ihr euch denken, wie Dori da erschrocken ist und ihre Mutter erst recht? Aber es half alles nichts. Der liebe Vater und die anderen Männer alle wurden als Gefangene vom Schiff weggebracht. Aber sie ließen sich nicht anmerken, daß ihnen das Herz blutete. Tapfer und stark sangen sie beim Weggehen: Deutschland, Deutschland über alles, und die Mütter und Kinder haben auch mitgesungen. Und dann kam Dori nach Deutschland. Und ihr Brüderchen hat sie ganz frisch und gesund mit herüber gebracht, obwohl es ein paar mal recht krank war. Und das Schönste: ein paar Wochen später kam der Vater auch an. Die Engländer haben ihn und die anderen Goknerischen Missionare alle aus der Gefangenschaft in London entlassen. Und nun ist Dori so froh und glücklich, daß sie nicht mehr in Feindesland und Feindeshand ist. J.

Was die Kinder in Posen gemacht haben.

Am 17. Mai wurde Kindermissionsfest in der Paulskirche in Posen gehalten. Ich erzählte schöne Geschichten aus Indien, von den Kols; als das vorbei war, trat ich an den Altar und zwei Kinder brachten in einem prächtig gestickten Seidenbeutel die Festgabe der Posener Kinder, die sie im vergangenen Jahre in den Kindergottesdiensten gesammelt hatten, es waren 152 M! So schwer war der Beutel, daß man ihn kaum aufheben konnte! Die beiden Kinder sagten dazu ein Gedicht her, das so schön ist und so gut in diese Zeit paßt, wo wir Missionare aus Indien vertrieben sind und doch die Hoffnung nicht aufgeben, unsere Arbeit weitertun zu können nach dem Kriege, daß es für alle zum leihen hier gedruckt werden soll:

Der Knabe sagte:

Was Ihr gewollt, das war des Herrn Wille:
Christus soll König werden über alle Welt.
Stumm hat man Euch gemacht und Totenstille
Ruht über Euren weiten Erntefeld.

Die Herde fragt vereinsamt nach dem Hirten,
Wer führt uns nun zum heil'gen Lebensquell?
Wer wird uns hungernde fortan bewirten?
Wer macht das Dunkel Indiens licht und hell?

Wir fühlen mit, was Euch bewegt die Herzen.
Verbannt, vertrieben kamt ihr übers Meer.
Die Heimat grüßt Ihr unter tausend Schmerzen
Und tiefe Trauer macht den Sinn Euch schwer.

Das Mädchen fuhr fort:

Gibts denn kein Hoffen mehr? Dürft Ihr verzagen,
So lange er bei uns ist auf dem Plan?
Ihr Goknerboten werdet weiter wagen.
Es will's der Herr. Bereitet ihm die Bahn!

Gebetet haben wir, als in Gefahren
Zu Lande und zu Wasser Ihr geschwebt.
Und beten werden weiter unsre Scharen,
So lange noch ein Odem in uns lebt.

Die Herzen schlagen für Euch Gottesstreiter.
Wir ziehn im Geiste mit Euch Eure Bahn.
Treibt, wann es Gott gefällt, die Arbeit weiter,
Und nehmt dazu auch unsre Gaben an!

Was sagt ihr wohl zu diesen Gedichten und zu der ganzen Feier? Daß sie schön waren? Da habt ihr allerdings recht. Aber wißt ihr weiter nichts? Seht, das wäre hübsch, wenn recht viele von Euch Kindergrußlesern sagen wollten: Was die Posener tun können, das können wir auch tun. Wir wollen auch beten, daß Gott die Missionare wieder an ihre Arbeit führt; wir wollen auch tüchtig sammeln, damit die Missionare, wenn der Frieden kommt und sie wieder hinausfahren dürfen, nicht sagen müssen: So, nun haben wir kein Geld, jetzt können wir nicht zu den Heiden fahren. Also frisch an die Arbeit, daß ihr es den Posenern gleich tut. Und euch Posenern sei auch hier im Kindergruß nochmals herzlich Dank gesagt. Missionar Stojich.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein an:

Briefmarken, Stempel und anderem: 3000 Marken (in- und ausländ.), 11 Kilogr. St. Sonntagsschule Langenbrand durch Pfr. Schrampf, 3 Umschläge Br. und 1 Umschlag St. Dört Frid und Elisabeth Hamann, 1 Umschlag Br. Harold und Berner Brüdern, Friedenau, 1 Päckchen St. Fel. M. Will, Schöneberg, 1 Umschlag St. Elisabethschule durch Fr. Köhler, Br. und St. Missionstränchen der Königin Luise-Schule, Friedenau, 1 Paket St. Hoffmann, Charlottenburg, Stuttgarter Weg 8, Umschläge St. und Br. von Mähdereins-Damen, 1 Schachtel St. Fel. Dorothea Meyer Schöneberg, 1 Päckchen St. von Lina Köhler, Saumbach, 1 Satz Stempel Martin Mühlwinkel und Kameraden.
Gaben: Konfirm.-Gabe Trödelm, K. Mogilno d. P. Gramse 40 M. Sonntagssch. St. Bitt, Merseburg, d. P. Dellus 10 M. Konfirm.-Gabe Brunne d. P. Stemann 8,37 M., d. Sup. Plath Wiesdorf K. G. D. 13,54 M. Konfirm.-Gabe 10,61. Konfirm.-Gabe 17,16. Konfirm.-Gabe Appenbeim-Niederhilsersheim d. P. Trautmann 5 M. Sonntagssch. Magdalenaenkirche Neudölln d. Kel. M. Schröder 20 M. K. G. D. Oberhönneweide d. Prof. Schöder 14 M.

Sammelverein: K. G. D. der Heilig-Kreuz-Gemeinde d. P. Griefe 105,95 M. Strehlau-Danzig 86 M. Oberpf. Voigt-Neudölln, Samml. der Konfirmanden 33,04 M. Kantor Weiß, Rothlitz a. d. Kybbach, Samml. der Schulkinder 10,36 M. Lehrer Schröder-Gr. Peterlau, Samml. der Schüler 2,50 M. Schweiher Mathilde Bösch-Rothenburg a. T. 72,90 M. Lehrer Heul-Bentwisch 3,25 M. Fr. Lydia Löwe-Göln-Mühlheim 10 M. Pfr. Freyrich-Emden, Dürriesland 60 M. Fr. MarieENZ-Rothenburg a. T. 60 M. Fr. Marianne Rindfleisch-Hindenburg i. P. 4,20 M. Lehtes Tschenoelld der heimgegangenen Marianne Rindfleisch, die nie müde wurde, für unsere Mission zu sammeln, durch Frau P. Rindfleisch-Hindenburg i. Pom. 6 M. P. Gattig Nehesdorf 7,50 M. P. Wendten-Wülflas 46,60 M. Lehrer Meyer-Holtensen, Samml. der Schulkinder 8,56 M. Pfr. Kaiser-Berlin-Wilmersdorf 94 M. Schülermissionsverein des Agl. Friedrichs-Koll. Königsberg i. Pr. durch H. Fischer 10 M. P. Krause-Bianco 26,60 M. Lehrer Schmidt-Küpper, Samml. der Schulkinder 20 M. Von Kindern der Kirchengemeinde Lachem, durch P. Dr. Bohlen-Lachem 7,20 M. Christfried und Ernst Büchel-Graustein 4,03.

Es grüßt Euch herzlich Euer Missionsinspektor Foertsch.

Missionar N. Karsten ist nicht mehr Soldat, sondern predigt wieder und wohnt in Lehnin, Brandenburg, und läßt Euch schön grüßen.

Ze. Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foertsch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Goknerischen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Baulstr. 17/18.



D. Dr. Rottrott.

Die auf den Herrn harren, kriegen stets neue Kraft.

Ein Lebensbild von Missionsinspektor K. Foertsch.

In längst vergangene Zeiten hat in den letzten Nummern der Kindergruß seine Leser geführt und von indischen Missionaren erzählt. Diesmal möchte er von einem Missionar erzählen, der heute noch lebt und den die Christen draußen in Indien, in Chota Nagpur, heute noch wie ihren Vater lieben und ehren, von Missionar D. Dr. Rottrott.

1. Im Kampf gegen das Heidentum.

Ihr wißt, daß die Heiden in Chota Nagpur, die Kols, in den Bergen und Wäldern in kleinen Dörfern zerstreut wohnen. Wie sie in ihrem Aberglauben in beständiger Furcht vor den bösen Geistern, den Buths, leben, hat euch der Kindergruß auch oft erzählt. Und wie die Sünde, besonders die Trunksucht die armen Kols zu ihren Knechten gemacht hat. Von Furcht und Sündenknedschaft will unser Heiland die Kols befreien und die Missionare sind dabei seine Helfer. Und so ist auch Missionar Rottrott einst von seiner Station Chai-bassa aus im Lande Singbum umhergezogen im heiligen Kampf gegen das Heidentum, gegen die Geisterfurcht und gegen die Sünde. Solche Missionsreisen waren keine Kleinigkeit. Da sah der Missionar eigentlich wochenlang auf dem Pferd, nicht auf schönen bequemen Straßen gings dahin, sondern durch Berg und Wald, in glühendem Sonnenbrand, und bisweilen, wenn er zu kurz nach Schluß der Regenzeit aufgebrochen war, gabs manchmal tüchtige Regengüsse, daß er selbst im Zelt noch den Regenschirm aufspannen und sogar auf Stuhl und Tisch

flüchten mußte, um nicht weggeschwemmt zu werden. Mitten im Weg lag oft ein reißender Strom, wo in trocknen Zeiten nur ein Tal oder vielleicht ein kleines Bächlein war. Da hieß es dann in einem ausgehöhlten Baumstamm sich von einem Fährmann hinüberfahren lassen, immer mit der Sorge, von den tosenden Wagen umgeworfen zu werden. Oder wenn der Fährmann sich weigerte, dann mußte man eben stunden- vielleicht auch tagelang warten, bis das Wasser sich einigermaßen verlaufen hatte. Da gehören eine eiserne Gesundheit und ein starker Körper dazu, um solche Reisen Jahr aus Jahr ein machen zu können. Wie gut, daß Missionar Rottrott mit Kraft und Gesundheit reichlich ausgestattet war. Das wußten schon die Leute in Gangloffsömmern, wo er als Pastorjunge seine Kindheit verlebte, daß der kleine Alfred ein kräftiger, mutiger Bursch war, und die Kameraden auf dem Gymnasium in Erfurt kannten den kräftigen Arm und den unerschrockenen Mut ihres Mitschülers, und als Student in Halle hat er sich auch vor niemand und nichts gefürchtet, und keiner Anstrengung und Schwierigkeit ist er aus dem Weg gegangen. Da war er gut gerüstet für die Arbeit eines Missionars, die einen ganzen Mann verlangt.

Mit ungebrochener Kraft ging er dann an die Arbeit. Einst ließen ihn die Leute eines Dorfes rufen, sie wollten gerne Christen werden, aber sie fürchteten sich so sehr vor den Geistern und ganz besonders vor ihrem Feldbhut, einem Holzpflod, der draußen im Dorfacker steckte. Sie wußten nicht anders, als daß der starke, böse Geist in dem Holzpflod sitze und daß er eifersüchtig wache, daß ihm auch die regelmäßigen Opfer gebracht würden. „Wenn wir aber Christen werden, dann können wir doch nicht mehr opfern. Wird dann der Bhut nicht wütend werden und uns sehr quälen?“ Sie hätten

ihn doch weg nehmen können, denkst du vielleicht. Da kennst du die Heiden schlecht. Die wagten es nicht, den gefürchteten Bhut anzufassen, der hätte sich fürchtbar gerächt. Das mußte der Sahab machen. Und darum riefen sie den Sahab. Missionar Rottrott kam ins Dorf. „Wo ist euer Bhut?“ „Dort draußen im Feld!“ Und nun zog das ganze Dorf hinaus zum Aker und als sie den Bhut sahen, da blieben die Heiden stehen und wagten nicht weiter zu gehen. Wie zitterten sie, als nun Rottrott den Aker betrat, kerzengerade auf den „Teufel“ losging und mit starkem Griff den Vielgefürchteten herausriß. Da lag nun der Quälgeist zerstört vor den Leuten und er hat sich nicht gerächt. Nun ging der Missionar mit ihnen zurück ins Dorf und betete mit ihnen allen und bat den treuen Herrn, daß er die armen Leute ganz befreie von ihrer Angst, und dem Satan keine Macht mehr lasse über ihre Seelen. Wie oft hat Rottrott solche Bhut zerstört in Feld und Haus und hat so Frieden und Freude seines Gottes in die Heidendörfer und Seidenhäuser gebracht.

Aber auch gegen die Sünde der Heiden kämpfte er mit Macht und Nachdruck. Da lassen wir ihn selbst davon erzählen:

„Als ich nach Salasor kam, da ging's toll und wild her.

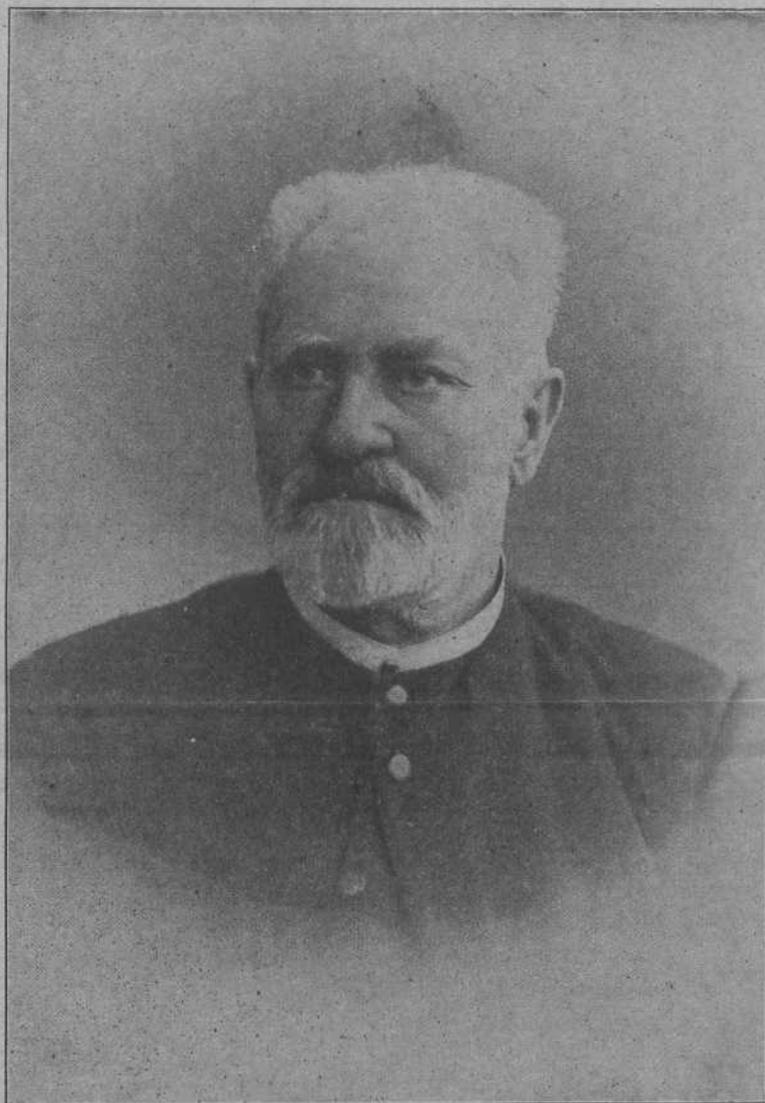
Der Schulze, dem ich oft auf meinen Reisen begegnet bin, den ich aber immer nur betrunken gesehen hatte, feierte das Fest des Neumondes. Der Anblick war entsetzlich. Im Hofe tanzten die jungen Leute beim Klang der Trommel, die Alten ließen die Blätterbecher mit Branntwein herumgehen. Wüste, wilde Lieder, Geschrei und Zank und als Vordergrund zwei alte betrunkene Weiber, die sich gegenseitig die Haare raufften und eben den Abhang hinunterrollten. Widerlich! Armes Volk! Da kam der Schulze auf mich zugewandt und die betrunkene Gesellschaft folgte ihm. Er küßte voll Freuden meine Füße oder vielmehr meine Reifstiefel, weil ich Wort gehalten und auch sein Dorf besucht hätte. Ich

blieb ruhig auf meinem Pferd sitzen und erklärte ihm, daß ich natürlich nicht bleiben kann, wo solche Teufelswirtschaft getrieben wird. „D, das wird gleich aufhören, der Tanz und das Trinken, bitte steig doch ab.“ Nein, sagte ich, zuerst müssen die Branntweintöpfe zer schlagen und die Trommler nachhause geschickt werden. Er tat

es sofort, aber in sein Haus ging ich doch nicht, sondern setzte mich unter einen Baum, bis mein Zelt ankam. Am andern Morgen kam der Schulze, ganz vergnügt, als ob nichts geschehen wäre, und sagte: „Ich möchte gerne Christ werden, aber den Schnaps mußt du mir lassen.“ Da antwortete ich: „Es kam einmal ein Tiger zu den Schafen und sagte: Ich will mit euch leben und ein Schaf werden. Die sagten: Gut, dann laß dir deine großen Zähne und die scharfen Krallen ausziehen. Nein, sagte der Tiger, nur die laßt mir. Konnten ihn so die Schafe aufnehmen?“ „Nein, sagte der Schulze, da hätte er sie ja aufgefressen. Aber ich fresse doch keine Christen? Was soll die Geschichte?“ Da machte ich ihm klar, daß die Trunksucht alles Gute im Herzen auffrißt und daß niemand ein Jesusjünger sein kann, der dem Schnapstempel dient.“

Wie herrlich war es dann aber auch, wenn es Siegesfeste zu feiern galt. Lauffest, das ist das Sie-

gesfest des Missionars. Und wie Missionar Rottrott in der Arbeit kein Müdewerden und keine Rücksicht auf die eigene Person kannte, so war er auch da immer zur Stelle, auch wenn allerlei Hindernisse in den Weg traten. So erzählt er von einem Lauffest, das er in Katbari halten durfte: „Der Schulze des Ortes und eine ganze Schar seiner Dorfbewohner waren für die Laufe zugeriistet worden. Des Schulzes Laufe hat mir beinahe das Leben gekostet. Ich hatte heftiges Fieber, aber ich mußte hin und da wäre ich auch gegangen, wenn es mir noch schlechter gewesen wäre. Ich konnte am Sonnabend vor Fieber kaum gehen. Aber abends legte ich mich doch in den



D. Dr. Rottrott.

Tragkassen und in Gottes Namen gings fort. Die Nacht durch wurde ich über Berg und Tal getragen, Sonntag früh kam ich in Natbari an. Das Gerichtsbäude wurde zum Gottesdienst hergerichtet. Um 9 Uhr hielt ich im überfüllten Raum Gottesdienst, nachmittags war Taufprüfung und dann folgte die Laufe. Viele Heiden waren zugegen und belagerten rundum das Gebäude. Gegen Abend führte mich der Schulze zum Teufelsbain. Viele Heiden folgten, da gabs eine lebhaftere Unterhaltung: Wirft sehen, was der Bhut mit dem Sahab machen wird. Der Bhut tat mir aber gar nichts, wohl aber riß ich eine Guirlande weg, die dem Bhut zu Ehren aufgehängt war, mir aber im Wege stand, und nahm dann den Stein fort, auf dem bisher der Schulze die Dorfsopfer dargebracht hatte. Abends ¼ 10 lag ich wieder in Tragkassen und wurde in der Nacht nach der Station zurückgebracht. Natürlich bekam ich wieder heftiges Fieber."

So hat Missionar Kottrott mehr als 40 Jahre gegen das Heidentum gekämpft, zuerst in Chaibassa, dann in Burju und zuletzt in Ranchi, der Hauptstation der Kolsmission, und er hat es erleben dürfen, wie das Evangelium von Sieg zu Sieg schritt. 20 Jahre lang stand er als Präses, als Führer an der Spitze der ganzen Kolsmission und hat eine Station nach der andern bauen und einweihen dürfen.

2. Ein Helfer in der Not.

Das Volk der Kols war nicht nur in Geisterfurcht und in Sündenbanden gefangen, es hatte auch äußerlich unter der Bedrückung seiner Dorsherren viel zu leiden. Da nahm sich Missionar Kottrott der armen gequälten Leute an und hat ihnen gegen die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen tüchtig beigestanden. Das war nicht leicht, weil die Dorsherren ihm immer ausweichen wollten. Aber Kottrott war nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ. Da erzählt er selbst einmal eine schöne Geschichte:

"Ich wollte den Fürst von Bundgau besuchen. Er war ein ausgemachter Feind der Christen und quälte sie sehr. Als ich vor sein Haus kam, hieß es, der Raja ist nicht da. „Wo ist er?“ „Aufs Feld gegangen.“ „Da werde ich auch hingehen. Zeige mir das Feld.“ „Ich weiß nicht auf welches Feld er gegangen ist.“ „Das ist nicht wahr, der Raja ist im Haus.“ „Nein gewiß nicht.“ „Weißt du nun den Weg?“ „Ja, Sahab aber der Weg ist sehr weit, zwei Stunden.“ „Schadet nichts, und wenn es drei Stunden sind, ich gehe hin.“ „Ach Sahab, es gibt aber zwei Wege, wenn wir auf dem einen Weg hingehen, dann kommt der Raja auf dem andern zurück und wir verfehlen ihn.“ „Wie lange ist der Raja fort?“ „Drei Stunden.“ „D du Lügner, eben traf ich vor dem Dorf den Schulzen von Natinkel, der hatte gerade den Raja gesehen. Nun will ich dir etwas sagen, ich warte jetzt 10 Minuten, und ist bis dahin der Raja nicht da, so baue ich hier mein Zelt auf und warte bis er kommt.“ Es hat gar nicht lange gedauert, da holte ein Diener die Schuhe des Fürsten, die er unter der Veranda hatte stehen lassen bei der Flucht vor mir und nach fünf Minuten kam er auf einem Umweg um sein Gehöft gegangen. Nun rückte ich ihm alle seine Sünden ins rechte Licht und er gab klein bei und versprach, die Leute nicht mehr zu quälen. Ich sagte ihm: „Was gefeulich ist, werden die Christen gerne geben und tun. Aber quälst du sie, nimmst du ihnen Ochsen, Schafe usw., weil sie Christen sind, dann können wir nicht gute Freunde sein.“ „D, ich möchte gerne in Frieden mit dir leben.“ sagte der Raja. „Ich auch, und darum will ich dir den

besten Freundschaftsdienst leisten und dir den Weg zum Himmel zeigen.“ Und dann erzählte ich ihm von unserem Heiland."

Die Kols sind Bauern, und in Indien Bauer sein, das ist oft ein hartes Los. Wenn die Regenzeit zu kurz ist oder ganz ausbleibt, dann vertrocknet der Reis auf dem Feld; ist die Regenzeit zu ausgiebig, dann verfault alles; und in beiden Fällen ist die Folge Hunger und Not. Es hat oft sehr schlimme Zeiten gegeben für die armen Waldbauern. Da ist Kottrott-Sahab ihnen immer treu zur Seite gestanden und hat geholfen, wo er konnte und ist seiner Christenschar ein rechter Vater gewesen. Aber er hat dem Volk der Kols noch etwas viel Herrlicheres geschenkt, als äußere Hilfe in der Not, er hat ihnen die Bibel gegeben.

3. Ein Waffenschmied.

Ohne Gottes Wort können wir Christen nicht leben, jedes Wort, das durch den Mund Gottes geht, ist unsrer Seele Speise und Gottes Wort ist die einzige wirksame Waffe gegen Sünde und Not, Tod und Teufel. Bei den Heidenchristen ist es auch so, sie müssen Gottes Wort haben. Nun hatten die Kols schon Gottes Wort, als Kottrott nach Indien kam. Es wurde ihnen in Hindi, der Sprache der Hindu verkündigt. Die alten Missionare meinten, das verstünden die Kols sehr gut, da brauche man sich nicht erst mit den mannigfaltigen Sprachen der Kols abzuquälen. Jeder der Stämme sprach ja seine eigene Sprache, Munda und Urao, Kharia und Urija, Santali und Gauwari. Das war aber eine Täuschung. Die Kols konnten wohl so ungefähr verstehen, was in Hindi gesagt wurde, aber heimisch waren sie in dieser Sprache nicht. Als einmal ein Kol gefragt wurde, was er von der (Hindi) Predigt verstanden habe, meinte er: Ich kann nicht — englisch. Da hat sich Kottrott hinter die Sprache der Munda gemacht, unter denen er besonders zu arbeiten hatte, hat sie erforscht, die Geheimnisse ihrer Grammatik entdeckt, diese Sprache zur Schriftsprache gemacht und Gottes Wort in die Mundasprache übersetzt. Zuerst übersezte er das Markusevangelium, dann das ganze neue Testament, und immer wieder ließ er es von den Eingeborenen korrigieren, damit es recht gut würde. Im Jahre 1895 zum Jubiläum der Kolsmission war das Neue Testament fertig. Nun gings mit Macht ans Alte Testament. Und Gottes Gnade hat es trotz der ungeheuren Arbeitslast, die auf dem Präses ruhte, dem unermüdlchen Arbeiter gelingen lassen, auch das ganze Alte Testament in die Mundasprache zu übersetzen. Im Anfang des Jahres 1911 ist zum erstenmal die ganze Mundabibel einem Mundakol überreicht worden. Die Mundas wußten wohl, was das zu bedeuten hatte und sie haben es ihrem treuen Sahab in herrlicher Weise gedankt.

Am Sonnabend vor Pfingsten 1911 versammelten sich die Pastoren, Lehrer und Katechisten aus den Mundas, soweit sie sich freimachen konnten, vor Kottrotts Haus in Ranchi. Weil sie wußten, daß Kottrotts Uhr in unverwüßlicher Jugendkraft immer 10 Minuten voring, kamen sie recht frühzeitig. Sie zogen den Wagen aus dem Schuppen und als Kottrott aus dem Haus heraustrat, wurde ihm eine herrliche Guirlande aus roten Blumen umgehängt und er mußte in seinen Wagen steigen. Ein paar junge Leute spannten sich vor den Wagen und fuhren den geliebten Sahab in die Aula des Predigerseminars. Da war nun ein feierlicher Festakt. So herzerquickend warm dabei immer wieder die Dankbar-



D. Rottrott mit seinem Nachfolger Präses Lic. Stosch im Kreise der Pastoren.

keit und Verehrung und Liebe der Mundas für Rottrott zum Ausdruck kam, so blieb doch dies der Grundton: Wir sind hier, um Gott zu danken, der durch seinen Knecht so Großes hat gelingen lassen. Den „Danke des Mundavolkes“ brachte eine mit goldenen Buchstaben gedruckte Adresse zum Ausdruck, die dem Gefeierten überreicht wurde. Dann hatten sie noch ein schönes Bild von Rottrott machen lassen, und sie baten ihren Sahab, dies Bild in der Aula aufhängen zu dürfen. Das wollte aber Rottrott nicht. „An der Wand hängt das Bild Gohners und unseres langjährigen Leiters Professor Blath. Was wird das Kuratorium sagen, wenn ihr mein Bild daneben hängen wolltet? Das geht nicht.“ Aber einer der Munda wußte sich zu helfen: „Gut“ jagte er, „an jene Wand kommt es nicht, aber hier hängt D. Luthers Bild, und darunter ist gerade Platz für unser Bild. Und das ist der richtige Platz. Wie D. Luther den Deutschen die deutsche Bibel geschenkt hat, so hat D. Rottrott uns Munda unsere Bibel gegeben. An aller Freude wurde das Bild dorthin getragen und dort hängt es nun, als ein Zeichen für die Bedeutung Rottrotts für die Kols.“

Es ist freilich nicht so, wie einmal einer der Ranchschüler in einem Aufsatze über die Anfänge der evangeli-

schen Mission unter den Kols geschrieben hat: „Als sich die Wasser der Sündflut verlaufen hatten, sprach Martin Luther zu D. Rottrott: „Gehen Sie doch nach Chota Nagpur und gründen Sie eine evangelische Mission.“ Aber wahrlich, als Missionar und Christ, als Sprachforscher und Bibelüberseher, als Führer der Missionare und der Gemeinden hat er Großes geleistet. Der Herr ist seine Zuversicht und Stärke gewesen und aus ihm hat er stets neue Kraft geschöpft. Sein Lebenswerk hat er vollendet, und in der lieben Heimat darf er nun seinen Lebensabend genießen. So lange aber die Kolsmission besteht, wird D. Rottrotts Name genannt werden als der starke, reichgesegnete Vorkämpfer der Mission unter den Kols.“

Briefkasten.

E. K. in M. Du hast mir ein so liebes Briefchen geschrieben. Da danke ich Dir recht schön. Das ist lieb, daß Du so fleißig weiter sammeln willst. Einen ganzen Brief kann ich Dir leider nicht schreiben, mußt schon mit diesem kurzen Gruß zufrieden sein.

Dein Miss.-Insp. K. Joetsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Joetsch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerschen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Illensen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Christian Friedrich Schwarz, der KönigsPriester von Tandschaur.

Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.
Matth. 5, 5.

Von Oswald Müller = Steglitz.

Nach dem seligen Heimgang von Bartholomäus Ziegenbalg arbeiteten seine Nachfolger treulich an dem begonnenen Werke weiter und konnten ihre Arbeit bis nach Tandschaur und Madura ausdehnen. Im Jahre 1750 trat dann der Mann in die Arbeit ein, der nicht nur der hervorragendste unter den alten lutherischen, sondern einer der bedeutendsten unter den indischen Missionaren überhaupt geworden ist und der in einer fast fünfzigjährigen Tätigkeit eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit ausgeübt hat: Christian Friedrich Schwarz.

Am 26. Oktober 1726 war er als Sohn frommer Eltern zu Sonnenburg in der Neumark geboren. Schon in seinem fünften Lebensjahre verlor er seine Mutter. Ehe sie heimging, hatte sie ihren Mann noch um die Erfüllung einer großen Bitte gebeten. Sie hatte schon am Tage seiner Geburt ihr Söhnlein dem Dienste des Herrn gelobt und der Vater sollte versprechen, daß er alles tun wolle, was in seinen Kräften stehe, damit ihr Sohn einmal, wenn es Gottes Wille sei, sein Diener werde. Treulich hat sich der Vater bemüht, das gegebene Versprechen zu halten, mochte es ihm auch sauer genug geworden sein, es durchzuführen.

Schon frühzeitig lernte Friedrich den Ernst des Lebens kennen, denn der Vater konnte kaum das Notwendigste für den Knaben aufbringen. Gar manchmal hatte dieser anstatt des Mittagessens mit einem Stückchen trocknen Brotes fürlieb nehmen, ja nicht selten die Mittagsmahlzeit ganz überschlagen müssen. Später hatten gute Leute dem mit schönen geistigen Gaben ausgestatteten Knaben an mehreren Tagen der Woche einen Freitisch

gewährt. Nach beendeter Schulzeit zog es Schwarz wie einst Ziegenbalg nach Halle, um dort Theologie zu studieren. Nach dreijährigem fleißigen Studium war die Stunde gekommen, wo das Gelübde der Mutter erfüllt werden sollte. Gott berief ihn zur Arbeit in seinen Weinberg. Aber wo lag der Weinberg? Fast gleichzeitig erhielt Schwarz zwei Berufungen, die eine als Missionar der königlich dänischen Mission in Kopenhagen nach Indien, die andere als Pfarrer einer Gemeinde in der Provinz Sachsen. Sollte er den Beschwerden des Missionsdienstes das bequemere Pfarramt vorziehen? Er fühlte sich so unwürdig und ungeschickt zu dem verantwortungsvollen Dienst unter den Heiden, trotzdem er schon besonders für den Missionsdienst vorbereitet war. Um nämlich die Korrektur der tamulischen Bibelübersetzung, die in Halle gedruckt wurde, besorgen zu können, hatte er bereits die Anfangsgründe der tamulischen Sprache erlernt. Nach langer reislicher Ueberlegung und ernstem Gebete wurde es ihm aber ganz gewiß, es sei Gottes Wille, daß er nach Indien gehe. Und so nahm er diesen Ruf an.

Anfang Januar 1750 reiste er ab und kam am 30. Juli in Trankebar an der Ostküste Sündindiens an. Da er bereits mit der Sprache der Eingeborenen, dem Tamulischen, vertraut war, so konnte er schon am ersten Advent 1754 über das köstliche Wort unseres Heilandes: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ (Matth. 11, 28) predigen. Es jammerte ihn der armen Heiden und sein Herz sehnte sich darnach, auch ihnen durch die frohe Botschaft des Evangeliums die rechte Erquickung zu bringen. Predigend durchzog er die Heidendörfer seines Bezirkes, häufig begleitet von seinem tamulischen Gehilfen Philipp, der einst von seiner heidnischen Mutter an der Kirchthüre niedergelegt und dem Christengotte zum Sklaven geweiht worden war. Besonders sehnsüchtig waren seine Blicke

auf die fruchtbare, volkreiche Ebene gerichtet, die sich westlich von Trankebar am Kaveristrom ausbreitet. Es ist dies das Fürstentum Tandschaur, das damals noch unter der Oberhoheit des Radschas von Tandschaur stand, der seine Residenz in der etwas landeinwärts gelegenen Stadt Tritschinopoli hatte. Dieser Fürst hatte den Missionaren den Eintritt in sein Land unterjagt. In seinem Dienste stand ein Deutscher, der Hauptmann Berg, ein gottesfürchtiger Mann. Dieser begehrte den Dienst des Missionar Schwarz zur Taufe eines Kindes und zur Spendung des heiligen Abendmahles. Da er bei dem Radscha in sehr hohem Ansehen stand, so gab dieser seine Erlaubnis zum Besuche des Missionars. So bot sich für Schwarz eine Gelegenheit, in das verbotene Land zu kommen. Drei Jahre später hat Hauptmann Berg Missionar Schwarz abermals zu sich. Dieser Besuch führte ihn in die Residenzstadt Tritschinopoli. Es ist dies eine Stadt von über 100 000 Einwohnern, in deren Nähe eines der größten Heiligtümer Indiens, die dem Götzen Siwa geweihte Tempelstadt Seringam liegt. Seit kurzem war Tritschinopoli dem Radscha von Tandschaur von seinem Nachbar, dem Nabob (Fürst) von Arkot, entrisen worden. Eine starke Schutztruppe der mit Arkot verbündeten Engländer lag in dieser Stadt. Die Offiziere baten Schwarz sofort um einen Gottesdienst. Immer neue Arbeitsgelegenheiten boten sich ihm, so daß er seine Abreise von Tag zu Tag aufschieben mußte. Schließlich entschloß er sich, dort zu bleiben. Er wurde sofort Garnisonprediger und hat durch seine treue und hingebende Arbeit einen reichen Segen unter den Soldaten gestiftet. Aber er wollte nicht Garnisonprediger sein, ohne eine Garnisonkirche zu haben. Viele Tempel indischer Götzen waren in Tritschinopoli, eine Kirche aber fehlte. Der Nabob widersetzte sich einem Kirchenbau auf das allerentschiedenste. Diesen Widerstand zu überwinden, kostete Schwarz viel Geduld, aber er ruhte nicht eher, bis er die Kirche erbaut hatte.

Er diente nicht nur den Soldaten, sondern auch der eingeborenen Bevölkerung. Schließlich war er so weit gekommen, daß er in sieben ganz verschiedenen Sprachen predigte: deutsch, englisch, portugiesisch, tamilisch, hindostanisch, mahrattisch und persisch. An den Sonntagen pflegte er viermal in vier verschiedenen Sprachen zu predigen. Es dauerte nicht lange, so gehörte Missionar Schwarz zu den geachtetsten und geschätztesten Persönlichkeiten der Stadt und Umgebung. Schlicht und einfach war sein Wesen; aus seinen Augen leuchtete eine ungeheuchelte Güte, aus jedem Worte sprach Wahrhaftigkeit, Geradheit und Festigkeit, die jedermann Respekt einflößte.

Ein Heide beklagte sich einst bei ihm über die Herrschucht der Engländer und sagte: „Warum nehmen uns die Engländer das Land weg?“ worauf er antwortete: „Ich bin nicht gekommen euch das Land wegzunehmen, sondern eure Herzen zu überwinden.“ Ein Brahmane (Priester) fragte ihn nach einem Mittel lange zu leben, schlagfertig gab er zur Antwort: „Ich weiß sogar ein Mittel, ewig zu leben.“

In Tandschaur war unterdessen ein anderer Radscha auf den Thron gekommen, der dem Christentum nicht so feindlich gegenüber stand. Bei seinen Besuchen in Tandschaur wurde Schwarz regelmäßig zu dem Radscha gerufen, der sich gern mit dem Missionar unterhielt, aber das Gespräch stets abbrach, wenn es auf ernste, religiöse Dinge kam. Er nannte ihn sogar „seinen Padre“ (Priester), und äußerte: „Padre, ich setze mein ganzes Vertrauen auf dich, weil du durch Geld unbestechlich

bist.“ Bald darauf nahm ihm der Radscha von Arkot Thron und Reich. Im Jahre 1777 siedelte Schwarz dann gänzlich nach Tandschaur über. Er setzte es durch, daß für die englische Garnison, die hier lag, eine schöne Kirche, die Christuskirche und für die taumultischen Christen in der Vorstadt eine kleine Kirche gebaut wurde. Dort hatte er selbst auch seine bescheidene Wohnung. Sie war umgeben von einer Menge von Missionsgebäuden, Schulen, Wohnungen seiner eingeborenen Gehilfen, Witwenhäusern und dergleichen. Hier schaltete und waltete Schwarz wie ein Patriarch unter den Tamulen.

1779 führte ihn eine merkwürdige Reise auf längere Zeit von Tandschaur fort. Er war von der englischen Regierung wegen seiner Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit gebeten worden, eine Gesandtschaft zu dem kriegerischen und blutdürstigen Herrscher von Maisur, Heider Ali, zu übernehmen, um diesen zu veranlassen von seinen kriegerischen Plänen abzustehen und Frieden zu halten. Die Reise zu der Residenz dieses Fürsten war schon äußerst gefahrvoll. Der Pfad war oft so schmal, daß ein Ausgleiten genügte, um den Wanderer rettungslos in den tiefen Abgrund stürzen zu lassen, der zu beiden Seiten gähnte. Das Gebrüll der Tiger, das Geheul der Schakale und giftige Schlangen ließen sie oft genug zusammenschrecken. Mit Gottes Hilfe kamen sie unverfehrt in der Residenz an. Hier bekamen sie nun die furchtbarsten Geschichten und Taten von der Launenhaftigkeit und Willkür des Tyrannen zu hören und zu sehen. In einem eisernen Käfig saß ein ehemaliger Freund des Tyrannen. In den Tagen der Freundschaft hatte Heider zu ihm gesagt, er wolle ihn pflegen wie seinen Lieblingspapagei. Nachdem er nun in Ungnade gefallen war, wollte Heider sein Versprechen nicht brechen; er sperrte ihn grausam wie einen Papagei in einen Käfig ein und ließ ihn mit Milch und Brot füttern.

Durch sein furchtloses und offenes Wesen machte Schwarz auf diesen Tyrannen einen großen Eindruck. Er durfte sogar das Evangelium in der Stadt verkündigen. Drei Monate dauerte der Aufenthalt. Dann entließ Heider Ali ihn, von Hochachtung für ihn erfüllt, unter ehrenvollem Geleit ungefährdet heimkehren, mit der Versicherung, Frieden mit den Engländern halten zu wollen, wenn sie es ehrlich meinten. Die Engländer haben ihr Versprechen nicht gehalten. Sie rüsteten zum Kriege gegen Heider Ali. Dieser kam ihnen jedoch zuvor und verwüstete mit seinen Heerschaaren das englische Gebiet. Eine nun dadurch hereinbrechende Hungersnot wurde durch die Vorsorge von Missionar Schwarz fast verhütet.

In Tandschaur war inzwischen der vom Thron gestürzte Radscha, Tulassi mit Namen, wieder zur Regierung gekommen. Da aber seine Herrschaft immer unerträglicher für seine Untertanen wurde, wurde Tulassi der Regierung enthoben und ein Regentschaftsrat, an dessen Spitze der schlichte Missionar Schwarz stand, eingesetzt. In aller Treue und Hingabe hat er dieses schweren Amtes gewaltet. Auf allen seinen Maßnahmen ruhte sichtbar Gottes Segen, so daß das Land unter seiner Verwaltung wieder aufzublühen begann. Als Tulassi auf dem Sterbebette lag, ließ er Schwarz zu sich rufen und bat ihn, die Vormundschaft für den Thronerben Serfodschi anzunehmen. In seiner Bescheidenheit glaubte dieser, nicht die erforderliche Macht zu besitzen, um Serfodschis Rechte so wahrzunehmen, wie es nötig sein würde. Er bat daher Tulassi, daß er seinen Bruder Amir Singh zum Vormund ernennen möge, was dieser

denn auch schließlich tat. Da aber Amir Singh das ihm entgegengebrachte Vertrauen arg mißbrauchte, nahm sich Schwarz des schutzlosen Prinzen an und setzte es durch, daß ihm die Vormundschaft übertragen wurde. Mit großer Aufopferung hat er sich dann der Erziehung des Prinzen gewidmet. Sein Bestreben war, aus ihm einen tüchtigen, gerechten und weisen Regenten zu machen.

Diese große öffentliche Wirksamkeit, die Schwarz ausübte, trug ihm den Namen „Königspriester“ ein. Von allen Seiten wurden ihm Ehrungen zu Teil, aber ihm war es die höchste Ehre, ein Diener Jesu Christi zu sein. Er ist bis an sein Lebensende der schlichte, einfache Missionar geblieben. In ihm ging das Wort in Erfüllung: „Dem Demütigen gibt Gott Gnade“ und „Weisheit ist bei dem Demütigen.“

Ende 1797 fing er an zu fränkeln und am 13. Februar 1798 ging er fröhlich und getrost heim. Noch auf dem Sterbebette bekannte er, daß es keinen seligeren Dienst auf der Welt gebe, als den Missionsdienst. Tiefs Trauer rief sein Tod weit und breit hervor. Europäer und Eingeborene, Christen, Heiden und Mohammedaner, die Regierenden wie die Untertanen, die Vornehmen wie die Geringeren, alle trauerten gleichermaßen um ihn. Alle fühlten es: ein großer Wohltäter ist von uns gegangen.

Radscha Serfodschi, der sein Leben lang mit großer Verehrung und Dankbarkeit an seinem uneigennütigen, väterlichen Freunde gegangen hatte, ließ ihm ein Denkmal aus weißem Marmor errichten. In einer in der Kirche aufgestellten Gedenktafel ließ er die von ihm selbst gedichteten Verse einmeißeln:

„Weise im Rat, entschieden zur Tat,
Freundlich und gütig, von Herzen demütig,
Von Gesinnung lauter und fleckenrein,
In Wort und Wandel ohn' Heuchelschein.
Der Witwen und Waisen liebevoller Vater,
Allen Bedrängten ein treuer Berater.
Denen in Finsternis Helfer zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege zur Wahrheit,
Den Fürsten und Völkern gesetzt zum Segen:
O daß ich noch wandelte in deinen Wegen!
Das wünscht sich, Vater, betend allhier
Serfodschi, dein Mündel, als Erbteil von dir!“

Dem Tode entronnen.

Eine Geschichte aus dem Schützengraben.

von unserm lieben Buchhändler, Herrn F. Schäfer, der euch Kindergrüßlern im Frieden immer den Kindergruß gesandt hat und der nun als Artillerie-Beobachter ganz vorn am Feind in seinem Unterstand liegt. (Siehe Bild.)

Mein Unterstand ist ein Muster. Er kann sich sehen lassen vor seinesgleichen. Was war aber auch gearbeitet worden. Im Schutze der Nacht hatten die eifrige Infanterie und die vielgelehrten Herren Pioniere in tunlichster Stille lange Gräben und tiefe Stollen in die Erde getrieben. Das hat wohl der Mutter Erde nicht gefallen, daß man sie so gestört hat: Ganze Massen, die in stiller Beschaulichkeit seit Zehntausenden von Jahren in dunkler Nacht lagen, wurden mit einem Mal ins Sonnenlicht gelegt und lagerten als breite Mauern vor den Soldaten. Die freie Erde mußte es dulden, daß sie mit Brettern und Balken eingeengt und festgemacht wurde, und dann haben die Kerle von drüben ihren Eisenhagel darüber geschüttet in unsinnigem Trommelfeuer. Mutter Erde hat sich gefallen lassen müssen. Aber dann kam die

Stunde der Rache. Ein warmer Wind kam daher, Regen prasselte nieder, der grimmige Frost der letzten Tage machte sich auf und davon. Die hartgefrorene Erde begann unter dem von lauem Südwest begleiteten Sprühregen ihre Härte abzulegen, sie reckte sich und dehnte sich und bog an den Brettern und Balken und Versteifungen herum. Und hier und dort brach sie durch und drängte sich als zähe Masse in den Gräben und in die Stollen, aus denen sie so gewaltfam herausgehoben worden war. Ich schlüpfte aus meinem Unterstand, sah mir die Mauern nochmal an, und dann baute ich mir noch eine schöne, starke, trutzige Schutzmauer an meiner rechten Flanke. Viel Mühe hats gekostet und viel Schweiß in stillnächtlicher Arbeit. Aber dann stand ich auch stolz vor dem fertigen Werk: „Das hält.“ „Ja,“ dachte ich mir,



Herr Schäfer (mit Feldstecher) vor seinem Unterstand.

„das ist ganz richtig, daß mein Unterstand so berühmt ist. Kam doch sogar vom linken Flügel der Stellung der Kamerad von der Infanterie und traf sich in meinem Unterstand mit dem Waffengefährten vom rechten Flügel. Bei mir ist's eben mollig und sicher!“ Wohlbefriedigt ziehe ich mich wieder in meine Erdhöhle zurück. Ich bin allein. Mein Fernsprecher, früher hat man Telephonist gesagt, ist weggekrochen, er soll die zerrissene Leitung irgendwo flicken. Das ist keine schöne Arbeit, in strömendem Regen durch das Urwaldgestrüpp und durch die Erdbreimassen kriechen, und dann durchfressen und durchnäßt wieder in die Höhle kommen. Da wollte er sich wenigstens einen warmen Empfang sichern und hat im kleinen Deschen im Unterstand ein tüchtiges Feuer angemacht. Das ist aber auch recht gut für mich. So sitze ich mollig warm und sicher tief unten in der Erde in meiner Hände Werk, im Unterstand.

Da auf einmal, was war das? Ein harter, dumpfer

Schlag, dann noch ein leichtes Koltern und dann war alles still. Still wie ein Grab. — Wie ein Grab! Eine Ahnung steigt in mir auf. Ich springe an die Falltüre. Sie läßt sich nicht bewegen. Meine Ahnung wird Gewißheit: Meine schöne, wuchtige Trutzmauer mit samt der dahinter aufgeworfenen Erde hat Kehrtum gemacht und sich zwischen mich und die Außenwelt gelegt. Schnell ans Telephon. Ich Klingele. Nichts antwortet. Die Leitung ist zerrissen, alle drei Leitungen. Ich bin völlig abgeschnitten vom Leben da draußen. Aber auch der Rauchfang ist verschüttet. Es dauert nicht lange und der ganze Raum, er ist ja nur 1,5:2 Meter groß, ist mit stüdem, heißendem Rauch angefüllt. Ich veruche, das Feuer auszulöschen — unmöglich. Da sehe ich das Kochgeschirr stehen, noch ein Restchen Kaffee ist drin. Aber das bißchen kann die vergnüglich lodernnden Holzstücke nicht zum Löschen bringen. Draußen regnet es in Strömen und im Unterstand kein Tropfen Wasser. Zum

Verzweifeln! Die Luft zum Ersticken. Da mache ich noch mal einen Versuch an der Falltüre. Mit aller Wucht renne ich und stemme ich mich dagegen. Umsonst! Sie rührt sich nicht. Ich bin gefangen. Im Stollen nebenan — etwa 20 Meter entfernt — liegt ein Zug Infanterie; draußen im Graben stehen in Abständen die Posten. Treue, oft bewährte Kameraden sind nicht weitab, und ich sinke zu Boden. Wenigstens die Gasmaske will ich aber noch vors Gesicht binden! Dann halte ich länger aus! Vielleicht hat doch jemand das Koltern der stürzenden Erdmassen oder mein Schreien gehört. Mein Gott, ist's dein Wille, daß ich hier elend erstickte? Sollen sie mich nicht mehr lebend aus den Trümmern heben? Gott wollte, daß ich weiterlebe. Mein Ruf war gehört worden, trotz Sturm und strömenden Regen. Sie haben mich ausgegraben. Gott sei Dank für Seine große Gnade. Wie so oft, so hat mich auch diesmal der treue Gott vor Schaden bewahrt.



Unser Missionar Karsten.

Als die Märznummer des Kindergrußes fertig war, bin ich ein wenig erschrocken: da habe ich gemerkt, daß bei dem Bild von den heimgekehrten Missionaren ein Druckfehler reingekommen war. Statt Karsten war jener Missionar auf der hintersten Reihe Karsten genannt worden. Die Namen habt Ihr doch alle genau studiert? Da denke ich mir, daß mancher von Euch gedacht hat: Also so sieht unser Freund Karsten aus! Und das wäre doch recht verkehrt gewesen! So bringt nun der Kindergruß das richtige Bild von Missionar Karsten. Das also ist Euer Freund, der Euch schon so viele schöne Geschichten aus Indien und vom Krieg erzählt hat. Aber denkt Euch, in den Krieg darf er nun nicht mehr, der Doktor hat gesagt, er wäre nicht mehr gesund genug. J.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein an:

Briefmarken, Stempel und anderes: Frau Pastor Reiner-Demmin 1 Schachtel Br., 1 Sch. Zigarrenspitzen, 1 Päckchen Zigarrenbänder. Schw. Dittlie Voss, Schulth. Brunerel 2 Päckchen St. Fr. Velly Schme der Paul Gerh. K. G. D. Schöneberg 1801 Br., 1 Kiste St. Handarbeitschule Schöneberg 1 Schachtel Br. Fr. Charlotte Dolling Jungfrauenverein Schöneberg 2 Schachteln Br. Martin Stauber-Frankfurt D. 1 Päckchen St. Schwester Martha-Schöneberg 2 Kistchen St. Frau Missionar Kiel 1 Kiste St. u. Br. Schwester Käthe Kling-Seeheim Hessen 7 kg St. u. Br. Fr. Busenitz-Danzig Petershagen Vafel Br. Rudolf und Herbert Strete-Steglich Päckchen St. Gruppe Paff Paul Gerh. K. G. D. Schöneberg Päckchen St. 1 Paff St. u. Blei. Trinit. Cem. Berlin.

Gaben: Parrant Louisa A. Amerita Konfirm. -Gabe 4,48 M. Konfirm. -Gabe P. Wachsmann-Berlin, Schönhauler Allee 3,50 M. Konfirm. -Gabe Bergwitz u. Klischewo d. P. Schule 2,45 M. Konfirm. -Gabe Tungenhausen d. P. Lager 3 M. Konfirm. -Gabe Fr. Bräunau-Berlin 10 M. Konfirm. -Gabe Stensich d. Fr. Leichter 2,80 M. Konfirm. -Gabe Weitzstein b. Waldenbg. d. Fr. Gaupp 20 M. Konfirm. -Gabe Köstlich (Anhalt) d. P. Mädchen 2,50 M. D. P. Lie Kiemer-Badeleben Kr. Neubadensleben Konfirm. -Gabe 16,44 M. Präparandengabe 15,43 M.; Summa 31,87 M. Konfirm. -Fächle Gruppe d. P. Rautenberg 10 M. Sonntagsschuldinder Dörbruff d. Fr. Tiefner 10 M. K. -Gruß-Feier Papenbrück d. P. Schütte 2,60 M. Sonntagsschule Konojad d. P. Diebell 4 M. K. -Gruß-Feier Augsburg 2,88 M. u. 2 M. Leichen Ruß in Friedberg 2 M. Hoffmannsbund A. Schürer-Augsburg 11 M. d. Missionar Schmidt; Summa 17,38 M. Johannes und Evarie Döhning-Berlin, Hinderlinstr. 5 M. Götner-Mission-Strichhunde Halensee, Hochmeisterkirche 8 M. Kinder u. Jungfr. Weiz d. Oberpf. Kniechle 10 M. Kleinkinderschule Stuttgart d. Stadtpfr. Fischer 10 M. Kindergabe Neunkirchen d. P. Gartenfels 5,50 M. Kinder-gottesdienstkollekte Stadtmiffions-Sch. Schöneberg d. Stadtmiff. -nar Geiden 5 M. Kleinkinderschule Feuchtwangen d. Schwester Vertha Wirth 20 M. K. G. D. Kollette Streib d. Fr. Buchholz 14,80 M.

Sammelverein: Kindergottesdienst Brittilch (Pofen) d. P. Haade 16 M. K. G. D. Paul Gerhard-Schöneberg d. H. Kullmann 25 M. u. 20 M. K. G. D. Friedenau d. Fr. Schönwandt 118,10 M. Lehrer Meyer-Hof-tensen 9,88 M. Pfr. Dr. Schadt-Landsberg Samml. der Konfirm. 12 M. Schw. Mathilde Kösch-Kothenburg o. L. 60 M. Fr. Zippel-Borken 13,75 M. Stadtmiffionar Schirmacher-Königsberg i. Pr. Samml. im Sieindammer Kindergottesdienst 5 M. Von Kindern der Kirchengemeinde Lachem durch P. Dr. Köhlen 7,99 M. P. Strehlau-Danzig 106,80 M. Untertertianer Zastrow durch Oberlehrer Dr. Hag-Byritz 6,85 M. Frau Fr. Hanemann-Lenzenbronn Sammlung von den Kindern der Strichschule 30 M. P. Dr. Schladebach-Ampturth 5,50 M. Defan Diegritz-Bügelheim 37,41 M. Grete u. Heinz Sander-Börde 5 M. P. Bunnemann-Bend. Siltow Samml. der Konfirmanten 10 M. P. Voigt-Neutölin Samml. der Konfirmanten 33,04 M. Kantor Weist-Rothkirch 10,86 M. Lehrer Heut-Bentwich 3,25 M. Lehrer Schröder-Gr. Detertau 2,50 M. Schw. Mathilde Kösch-Rothenburg o. Tauber 72,90 M. Lydia Loewe-Köln-Wülheim 10 M. Sammlung der Kinder im Kindergottesdienst in Embden durch Fr. Frerichs 60 M. P. Gramie-Drichheim Sammlung der Konfirmanten 90 M. P. Beniden-Willissh Samml. der Konfirmanten 4,10 M. Lehrer Meyer-Holtensen 8,56 M. Konfirm. Samml. -P. Kleven-Friedenau 48,84 M. Gottesgabe Bernigerode von Willi 5 M., von anderen Kindern 3,58 M. K. G. D. Berl.-Wilmersdorf d. P. Beschoren 14,25 M. Konf. Jilmersdorf d. P. Gloag 18 M. K. G. D. Soldin d. Sup., Bielenz 23 M.

Es grüßt Euch herzlich Euer Missionsinspektor Foerlich.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foerlich, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Götterschen Mission, Friedenau, Landjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Bartholomäus Ziegenbalg.

Der erste deutsche evangelische Missionar.

Von Oswald Müller in Steglitz.

Als Bartholomäus Ziegenbalg am 24. Juni 1683 in dem kleinen sächsischen Städtchen Pulkwitz das Licht der Welt erblickte, da war in den deutschen Landen die Mission noch eine unbekante Sache. Man behauptete sogar, daß die Christenheit gar keine Veranlassung hätte, sich der Heiden anzunehmen und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Zu früheren Zeiten, so sagte man, ist das Wort vom Kreuz allen Völkern der Erde gepredigt worden. Hätten sie damals das Heil angenommen, so würden sie aus der Finsternis ihres Heidentums und aus der Gebundenheit ihres Götzendienstes befreit worden sein. Es sei nun einzig und allein ihre Schuld, daß sie dem Ruf des Heilandes nicht gefolgt sind und sie hätten daher durchaus keinen Anspruch, daß ihnen das Heil nochmals angeboten würde. Aber „was Gott sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.“

Die dänische Kolonie Trankebar an der Ostküste Südindiens war von Heiden überfallen worden, und unter den Erschlagenen befand sich ein Vater mit seinem Sohne. Die mit fünf kleinen Kindern hinterbliebene Witwe bat nun den

König Friedrich IV. von Dänemark um eine Unterstützung. Der König lernte bei dieser Gelegenheit von neuem die Not des Heidentums kennen, und das Elend der Heiden lastete schwer auf seiner Seele. Den Bittbrief der Witwe hielt er für einen Wink Gottes, die schon lange gehegte Absicht auszuführen und den Heiden das Evangelium zu bringen. Er berief sofort seinen Hofprediger Dr. Lützens und teilte ihm seine Absichten mit. Mit feuriger Begeisterung nahm der fromme und eifrige Geistliche die Vorschläge auf; ja er als Sechzigjähriger war sogar willens, als Missionar hinauszuziehen. Er erhielt nun den Auftrag, unter den Geistlichen Dänemarks Umschau zu halten, und etliche auszusuchen, die zur Arbeit unter den Heiden geeignet wären. Aber der Hofprediger fand nicht einen. Als er diesen Bescheid dem Könige unterbreitete, sagte dieser: „In meinem ganzen Königreiche auch nicht einziger! Gott sei's geklagt! Aber so schaut weiter hinaus, Herr Doktor! Es ist ja nicht eine königlich dänische Sache, sondern eine Sache des Reiches Gottes. Nicht eher lasse ich euch Frieden, als bis ihr mir Missionare zuführt!“

In seiner Verlegenheit schrieb er nun an seine Freunde in Berlin. Die wußten sofort Rat. Seit kurzem war in dem benachbarten Dorf Werder a. d. Havel ein junger, frommer Hilfsprediger Bartholomäus Ziegenbalg, der ihnen für den Missionsdienst ganz besonders befähigt und innerlich



Bartholomäus Ziegenbalg.

zugerichtet erschien. Man wandte sich an diesen, und Ziegenbalg erbat sich eine kurze Bedenkzeit. Er besprach sich mit seinem Gott und gelangte bald zu der inneren Gewißheit, daß der Herr es sei, der ihn rufe. Er erklärte sich daher bereit, als königlich dänischer Missionar zu den Heiden zu gehen.

Obwohl er damals erst im 22. Lebensjahr stand, war er doch schon durch eine harte Schule schwerer Lebenserfahrungen hindurchgegangen. Schon in der frühesten Jugend hatte er seine Eltern verloren. Als die Kinder das Bett der sterbenden Mutter umstanden, sagte sie: „Liebe Kinder, ich habe euch einen großen Schatz gesammelt. Suchet den Schatz in der Bibel, meine lieben Kinder, da werdet ihr ihn finden. Ich habe jedes Blatt mit meinen Tränen benetzt.“ Diese Worte haben sich dem kleinen Bartholomäus tief ins Herz eingeprägt. Die Bibel der Mutter hat ihn als Stecken und Stab durchs Leben begleitet, und sie ist es gewesen, aus der er immer wieder die Kraft zu seiner Arbeit geschöpft hat. Bald nach dem Tode der Mutter ging auch der Vater unter seltsamen Umständen heim. Im Jahre 1689 brach in Pulsnik eine große Feuersbrunst aus und der Vater unseres Bartholomäus lag gerade schwerkrank darnieder. Wie es des öfteren bei ernstlichen Menschen vorkommt, so hatte sich der Vater bei Lebzeiten schon seinen Sarg anfertigen lassen, als ein festes Gedenkzeichen an Tod und Ewigkeit. Um ihn nun vor den Flammen zu retten, die auch sein Haus bedrohten, legte man ihn in den Sarg und trug ihn auf den Marktplatz. Gleich darauf verschied er. Nie hat der damals sechsjährige Knabe den Anblick des unter freiem Himmel sterbenden Vaters vergessen können. Ein wunderbarer Ernst lag fortan über seinem Wesen.

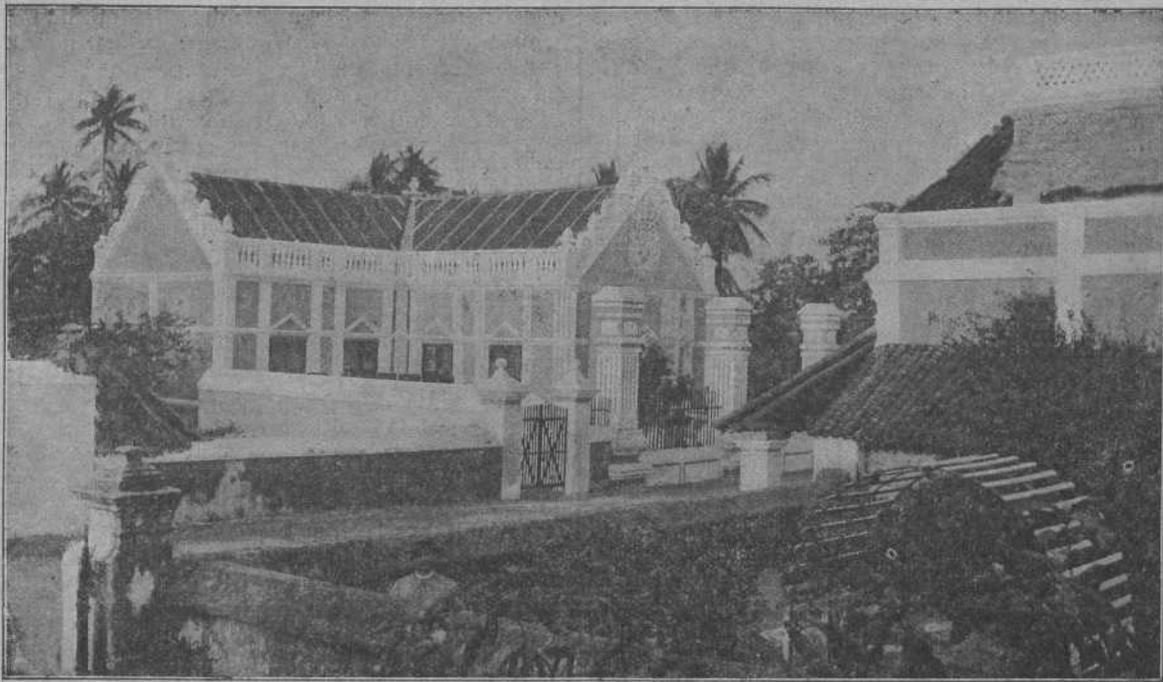
Seine älteste Schwester nahm sich nun seiner an, und er sprach mit ihr gern über Himmel und Hölle. Da er den Wunsch hatte, ein Diener des Herrn zu werden, so kam er auf die Schule nach Kamenz und später aufs Gymnasium nach Görlitz, wo sein Bibelleben und sein frommer Wandel den Spott seiner Mitschüler und zum Teil auch seiner Lehrer erregte. Sehr stark hatte er unter seiner leiblichen Schwachheit und seiner Kränklichkeit zu leiden, und seine Studien wurden mehrfach durch Krankheit unterbrochen. Es stiegen ihm Zweifel auf, ob er zum Dienste der Kirche geschickt sein möchte. In seiner Not wandte er sich an den Gründer der Waisenanstalt zu Halle, den Professor August Hermann Franke. Dieser wies ihn nach Berlin. Dort lernte er glaubensstarke Männer kennen, wie den Baron Cannstein und den Propst, Professor Jakob Philippi Spener. Der Umgang mit diesen Männern übte einen unschätzbaren Segen auf sein ganzes Leben aus. Aber ein Leiden zwang ihn bald, seine Studien auf ein Jahr zu unterbrechen. Nach seiner Genesung ging er nach Halle und durfte bei Franke Theologie studieren. Schon nach einem halben Jahre zwang ihn seine Kränklichkeit, seine Studien wieder zu unterbrechen. Jetzt wollte er gänzlich seine Studien aufgeben und ein leichtes, schlichten Beruf, vielleicht den eines Landmannes, ergreifen. Aber Gott ließ es nicht zu. Nachdem er 1703—1705 an verschiedenen Orten in viel Leibeschwachheit als Privatlehrer und Hilfsprediger mit treuem Eifer den Samen des Evangeliums ausgestreut hatte, war die Stunde gekommen, wo des Herrn Ruf an ihn erging: „Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden.“

Bald nachdem der Ruf des Königs von Dänemark an ihn ergangen war, reiste er mit seinem Freunde

Heinrich Plittschau, der sich auch für den Missionsdienst zur Verfügung gestellt hatte, nach Kopenhagen und nach mancherlei Schwierigkeiten konnten sie am 29. November 1705 mit dem Dampfer Sophia Hedwiga die Fahrt nach Trankebar, einer kleinen dänischen Besizung an der Ostküste Südindiens, antreten. Endlich am 7. Juli 1706 hatten sie das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht. Da sie ein Handschreiben des Königs bei sich hatten, so hatten sie gehofft, überall offene Türen zu finden. Da aber dem Kommandanten von Trankebar, Gassius, das Kommen der Evangeliumsboten sehr unbequem war, so empfing er sie sehr ungnädig und statt ihnen behilflich zu sein, legte er ihnen, wo er nur konnte, Hindernisse in den Weg. Und auch in der Stadt selbst begegnete man ihnen überall mit Gleichgültigkeit, Kälte, Spott und offener Feindschaft. Aber Ziegenbalg verzagte nicht. —

Zunächst mußte er die Sprache erlernen, um mit den Eingeborenen — den Tamulen — verkehren zu können. Er nahm einen alten heidnischen Lehrer in sein Haus und ließ ihn da unterrichten. Die Kinder saßen am Boden und malten in einem Häufchen Sand, das vor ihnen lag, die 240 Buchstaben des tamulischen ABC. So lernte er die Sprache lesen und schreiben. Ein anderer gelehrter Heide, der neben seiner Muttersprache verschiedene europäische Sprachen verstand, unterwies ihn in der Bedeutung der Wörter. Schon nach zwei Jahren sprach Ziegenbalg das Tamulische wie seine Muttersprache. Auch hatte er eine tamulische Sprachlehre verfaßt und ein Wörterbuch angelegt, in das er nicht weniger als 40 000 Worte eingetragen hatte. Bald begann er auch mit der Uebersetzung des kleinen Katechismus und der Heiligen Schrift, wobei er sich eingeborener Gehilfen bediente. Als sie an die Stelle kamen: „Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen,“ da legte der Eingeborene die Feder nieder und sagte: „Nein, daß ist zu hoch und zu viel. Ich will übersehen: Sehet, welche eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir seine Füße küssen dürfen. Das ist doch schon groß und herrlich genug.“ Damit auch die Tamulen die großen Taten Gottes preisen konnten, machte sich Ziegenbalg daran, einige tamulische Kirchenlieder zu dichten. Als später der berühmte tamulische Dichter Kananballi zum Glauben kam, stellte er seine Gabe in den Dienst des Evangeliums. Aber als rechter Missionar begnügte sich Ziegenbalg nicht nur hiermit, sondern er studierte sehr sorgfältig die verschiedenen Schriften der Tamulen und trat in einen regen Gedankenaustausch mit den führenden Klassen der Tamulen. Er ging all den verworrenen Irrwegen bis in die tiefsten Schlupfwinkel nach und bemühte sich, sie von der Torheit ihres Götzendienstes zu überzeugen. —

Am 14. August 1707 konnte ein bescheidenes Versammlungshaus eingeweiht werden, wobei Ziegenbalg seine erste Predigt in der tamulischen Sprache hielt. Nach einigen Monaten fanden die ersten Taufen statt. Die Zahl nahm ständig zu, und als 1709 drei neue Missionare ankamen, war die Gemeinde bereits auf 150 Christen angewachsen. Nachdem er noch viel Trübsal und Anfechtung erlitten hatte, es war vor allem der Kommandant Gassius, der seine Arbeit hinderte, wo er nur konnte und der ihn einmal sogar vier Monate im Gefängnis wie einen schärmeren Verbrecher hielt, trat er im Herbst 1714 die Heimreise an. Am Königshofe in Dänemark wurde ihm ein heralischer Empfang zu teil. Der König ernannte ihn zum Propst der Mission und entthob seinen hauptsächlichsten Gegner, den Kommandanten Gassius, seines Amtes. In Deutschland war Ziegenbalgs Reise



Die Jerusalemkirche in Trenzabar, die erste evangelische Missions-Kirche.

fast ein Triumphzug. Alt und jung eilte herbei, um diesen glaubensmütigen Bahnbrecher der evangelischen Mission zu sehen und zu hören. Im Dezember 1715 trat er dann in Begleitung einer Lebensgefährtin — seiner früheren Schülerin Maria Salzmann, der ersten evangelischen Missionarsfrau — die Rückreise nach Indien an.

Mit großem Eifer nahm er die Arbeit wieder auf. Er gründete eine Anstalt für eingeborene Lehrer und Evangelisten, er errichtete zwei Druckereien und legte den Grundstein zu einer Kirche, der Neu-Jerusalemkirche, die bis auf den heutigen Tag noch steht, und die ihr im Wilde euch ansehen könnt.

Als alles zu einer schönen Ernte heranzureifen begann, wurde Ziegenbalg aufs Krankenlager geworfen. Die aufreibende geistige Arbeit, die vielen schweren Erfahrungen und die ihm zu Teil gewordene ungerechte Behandlung hatten am Mark seines Lebens gezehrt. Der fränkliche Mann brach zusammen und ging am 23. Februar 1719 im 36. Jahre seines reich gesegneten, arbeits- aber auch dornenbollen Lebens heim. „Ich kann nicht mehr sprechen; Gott lasse mir das, was ich gesprochen, ein Segen sein. — Ich habe mich täglich in den Willen Gottes ergeben. — Christus spricht: „Vater ich will, daß, wo ich bin, da soll mein Diener auch sein!“ Das waren seine letzten Worte. Dann verlangte er noch sein Lieblingslied: „Jesus, meine Zuversicht“ zu hören. Als es verklungen war, war seine Seele hinübergegangen ins himmlische Jerusalem. Vor der Kirche wurde er zur letzten Ruhe gebettet. In herrlicher Weise sehen wir an Ziegenbalg die Verheißung in Erfüllung gehen: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.“

Ein Brief aus Kamerun.

Liebe Kinder!

Das war ja wirklich eine große Freude, von Euch so treue und teilnahmevolle Grüße zu erhalten. Besten Dank dafür. Besonders freut es uns, daß Ihr gerne von der Mission hört, wie es uns Euer Herr Pfarrer geschrieben hat und Ihr betet auch für uns! Nicht wahr, doch alle? Wir brauchen es sehr für unsern schweren Anfang. — Nun müßt Ihr uns aber nicht übel nehmen, daß wir nicht sofort geschrieben haben, wir haben hier sehr viel zu tun. Was wir hier tun und wie es in Afrika aussieht, will ich kurz im Namen und Auftrage meiner Mitarbeiter, Euch beschreiben.

Ich brauche nicht von Anfang an anzufangen, Ihr werdet schon vieles aus Berichten vom Missionsfelde wissen. Ihr werdet selbst erraten, was der Missionar, wenn er das Missionsfeld betritt, zuerst zu tun hat, er hat die Landessprache zu lernen, das ist die erste Schwierigkeit. Man möchte den Schwarzen etwas sagen, man hat dies und das zu fragen, aber ohne Kenntnis der Eingeborenensprache bleibt es oft ein frommer Wunsch. Ich sage oft, nicht immer. Kamerun ist eine deutsche Kolonie und auf deutschem Boden muß man auch deutsch verstehen. In den Schulen wird hier deutsch gelehrt. Deshalb trifft man viele an, mit denen man sich in deutsch unterhalten kann. Das war mir auch eine Freude, als ich den Boden Afrikas betrat und schwarze Deutsche mich begrüßten. Es war ein Nothelfer, man konnte sich über manches Unbekannte orientieren. Natürlich darf man nicht denken, daß die Schwarzen so richtig deutsch sprechen, wie Ihr. Ihr werdet es aus eigener Erfahrung wissen, wie schwer es ist, eine fremde Sprache zu lernen. Die Schwarzen haben in ihrem Leben nie etwas gelernt

und darum fällt ihnen das Lernen sehr schwer. Das haben wir hauptsächlich in der Schule gesehen. Es sind Missionschulen in der Landes- und in der deutschen Sprache vorhanden. In der letzteren, der deutschen Schule, habe ich mich auch seit März in Glat bei Cholowa betätigt. Man konnte den meisten ansehen, daß sie gerne lernten und manche brachten es weit. Das Rechnen will aber nicht in den Kopf. Da muß man Geduld haben. Jeden Morgen haben wir den Schülern, den großen und kleinen, Andachten in der deutschen Sprache gehalten. Man mußte recht einfach und deutlich sprechen und was sie nicht verstanden, das fragten sie. Es war eine Lust anzusehen, wie fröhlich sie alle Morgen die deutschen Choräle sangen, denn singen ist eine Stärke des Neger. Die schönsten Lieder „Herr meine Seele“ und „Ein feste Burg ist unser Gott“ hatten sie bald gelernt. Andere Lieder, wie „Gott ist die Liebe“, „Großer Gott wir loben Dich“, „Ach bete an die Macht der Liebe“ usw. hatten sie schon früher gelernt. Auch eine Menge Volkslieder singen sie und es erinnert jedesmal beim Hören deutscher Lieder an die Heimat. Der Neger ist ferner ein großer Liebhaber der Musik. Sein Instrument ist eine Kupfgeige, die er sich selbst herstellt. Jetzt sieht man viele mit Mund- und Riechharmonikas bewaffnet durch die Dörfer ziehen. Wo Musik ist, da muß auch Tanz sein. So denkt zum Teil der Schwarze. Die Musik muß verstärkt werden. Es werden Trommeln und Risten noch herbeigeholt und dann geht der Reigen los. Man muß sich immer wundern, mit welcher großen Ausdauer sie beim Tanzen stundenlang verharren. Sie sind nicht anders gewöhnt. — Uns hatten die schwarzen Schüler sehr lieb gewonnen. Wir kamen von Deutschland, sogar von Berlin. Da gab es sehr viel zu fragen. Berlin hängt natürlich mit dem Kaiser zusammen, so denkt der Neger. So fragten mich z. B. manche Schüler: „Hat der Kaiser eine große Hütte?“, „Hat er viele Hütten?“ Da gab es ein Gorcheln und Lauschen, von solchen wunderbaren Dingen, von hohen Häusern so hoch wie ein hoher Wollbaum, von Luftschiffen und Schnellzügen hatten sie nie etwas gehört. Wie sollte es nur möglich sein, die Strecke, für die ein Träger 6 Tage gebraucht in 3 Stunden mit dem Schnellzug zurückzulegen. Wie könnte es möglich sein, daß Menschen in der Luft umherfliegen. Man mußte erklären und wieder erklären.

Neben der Schule und dem Sprachstudium habe ich mich etwas in der Krankenbehandlung betätigt. Wenn man viele äußerlich ansieht, ohne daran zu denken, wie unglücklich sie sind, daß sie einen Heiland nicht kennen, so muß man mit ihnen Mitleid haben. Man würde gar nicht glauben, was für elende und verkrüppelte Gestalten einem zu Gesicht kommen. Sie kommen, wenn ihre eigene Medizin verfaßt zum Missionar, der soll helfen. Das ist wirklich nicht leicht, sie zu überzeugen, daß ihre eigene Medizin die Wunden verschlimmert. Das Hauptmittel ihrer Medizin scheint Pfeffer, der hier wild wächst, zu sein. Dann folgt die Zitrone und Salz. Dieses wird entweder allein oder in Verbindung mit Wurzeln und Rinden auf die schmerzhafteste Stelle geleitet oder auch getrunken oder der Saft bei Augenschmerzen in die Augen gegossen. Solche Fälle habe ich selber gesehen. Mit Belehrungen kann man da nichts anfangen. Andere kommen und wollen für ihre Beschwerden Medizin. Sie nehmen nämlich sehr gerne Medizin. Ich sah bald, daß es meistens mit den Beschwerden nicht sehr schlimm

war und jedes Getränk, das nach Medizin aus sah und auch schmeckte, tat seinen Dienst. Als ich nicht mehr umsonst Medizin gab, hörten die Krankheiten auf. Außer einigen Skorpionstichen und Schlangenbissen merkte man nichts von wilden Tieren, obwohl die Station beinahe von allen Seiten vom Urwald umgeben ist. Nur des Nachts melden sich vereinzelt Leoparden, welche sich Sühnerbraten holten.

Jetzt sind seit Ende Juni Schulferien. In dieser Zeit verlassen auch die meisten Missionare die Station und gehen auf Reisen. Vorher wurde tüchtig gepackt. Ihr wißt doch, wir sind nur Gäste bei der Amerikanischen Presbyterianischen Mission. Im August gedenken wir von ihnen auf unser eigenes Gebiet zu ziehen. Da mußte erst alles gepackt werden und zwar in solche Lasten, die ein Mann tragen kann. Wir können uns eine Eisenbahn denken. Wir selber fahren mit dem Fahrrad. Als ich meine Sachen für die große Reise vorbereitet hatte, setzte ich mich aufs Rad und fuhr zur Küste nach Gr. Batanga zur Missionskonferenz. Es sind 200 Kilometer. In zwei Tagen konnte ich die Strecke sehr gut zurücklegen. Die Konferenz hat am 17. 7. angefangen und dauert bis zum 6. 8. Nach diesen Tagen will ich sofort aufbrechen von Batanga und auch von Glat. Wir müssen im Innern uns erst Wohnhäuser bauen, Schule und Kirche. Selbstverständlich wird man da nicht Schlösser bauen können, so reich ist die Mission nicht und das wollen wir auch nicht tun. Wenn dieser Brief Euch erreicht, dann sind wir, so es unseres Gottes Wille ist, auf unserer eigenen Station und erzählen und predigen den Negern vom Heiland, der auch sie liebt, auch für sie gestorben und auferstanden ist. Hört nicht auf, für die Sache des Herrn, die durch unsere schwachen Hände geschehen soll, zu beten. Wenn Ihr noch mehr tun könnt, tut es für die armen Neger. Ihr habt es ja tausendmal besser als die Negerkinder und diese haben außerdem keinen Heiland. Auch die Negerkinder hat der Heiland gemeint, als er rief: „Rasset die Kindlein zu mir kommen.“ Also vergeht uns nicht im dunklen, heißen Afrika.

Es grüßt Euch alle, alle vielemals Euer
im Herrn verbundener
E. Roszat, Missionar
in Söhnerhöhe bei Semini, Post Faunde,
Kamerun Westafrika.

Nachschrift: Nicht wahr, das ist sehr lieb von dem Kamerun-Missionar, daß er den schönen Brief an die Wilmersdorfer Kinder geschrieben hat. Aber lange hats gedauert, bis der Brief nach Deutschland kam, fast anderthalb Jahre. Und seitdem ist wieder lange Zeit verstrichen, bis Ihr ihn zu lesen bekommt. Seitdem ist vieles anders geworden. Wenige Tage, nachdem Missionar Roszat obigen Brief geschrieben hat, ist er in die Schutztruppe eingetreten. Von Zeit zu Zeit haben wir von ihm und seinen Mitarbeitern gehört. Den letzten Brief habe ich am 17. 2. 1916 bekommen. Und da steht drin, daß Missionar Roszat wohl ist. Aber geschrieben ist der Brief auch schon am 29. September 1915 in Metat in Kamerun. Unterdes haben die Engländer und Franzosen Kamerun eingenommen und die Schutztruppe ist nach Spanisch-Guinea gegangen. Da sind jedenfalls unsere 2 Kameruner Missionare auch dort. Von den beiden andern ist der eine wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten, der andere ist nach Spanien gekommen. Gott schenke uns, daß sie bald wieder auf die Station Söhnerhöhe zurück können und am Reich Gottes bauen im dunklen, heißen Afrika. F ö r t s c h.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F ö r t s c h, Berlin Friedenau, Lanterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Söhnerischen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jilleßen), Berlin C 19, Warkstr. 17/18.



6. Jahrgang

März 1916

Nummer 3

Aus dem indischen Wald in die deutsche Heimat.

Von Missionsinspektor Förtsch.

Draußen in den Bergen und Wäldern Chota Nagpurs liegen die Missionsstationen der Gossner'schen Mission. Sehr viele von ihnen sind weit entfernt von den Städten, in denen man vom Handel und Leben aus Europa etwas verspürt. Hoch oben auf der Spitze eines Berges zum Beispiel steht das Missionshaus von Tokad. Wenn man von der Veranda hinausschaut ins Land, dann sieht man nicht viel mehr als Berge und Wälder und Wald und Berg. Und dort unten in der Ebene, umbraust von den Wellen des Sanktstroms und umrauscht vom Wald, der ganz nahe bis zur Station heranreicht, liegt Koronjo still und einsam. Doch, soll ich sie alle aufzählen unsere Dschangelstationen? Unsere Missionsstationen draußen im indischen Wald? Genug davon. Sie alle wissen genug zu erzählen von den Wildnissen des indischen Dschangels. Es ist noch nicht so lange her, da saß der Missionar von Kondra nach getaner Arbeit des Abends auf seiner Veranda, und vor ihm spielten seine zwei Hunde, ein Fox und ein Schnauz. Da auf einmal springt mit mächtigem Satz ein Tiger auf die Veranda und faßt den lustigen Schnauz. Aber auch Hunde kennen Kameradentreue. Der kleine Fox kennt des Tigers Schwäche und fährt dem Tiger mit aller Wucht zwischen die Beine und setzt ihm mit scharfen Bissen so kräftig zu, daß der Tiger entsetzt seine Beute fahren läßt und in mächtigen Säben in den Wald verschwindet. Das alles hat sich in solcher Schnelligkeit vollzogen, daß der Missionar sich von seinem Schreck erst erholt hatte, als der Tiger schon wieder verschwunden war. Das ist freilich kein alltägliches Erlebnis, aber immer wieder wurden unsere Missionsgeschwister in ihrer Waldeinsamkeit durch Tiger- und Schlangenerlebnisse und Urwaldgeschichten daran erinnert, daß sie im

Dschangel sind. Und doch, der Dschangel war nicht öde, war nicht einsam; es wohnten ja die Eingeborenen rings in den Wäldern, die Urao und Mundas und Kharia, die verschiedenen Volksstämme; und um ihre Willen waren die Missionare hinausgegangen in den Wald und in die Berge, sie hatten es wahrlich nicht zu bereuen. Es sind blühende Gemeinden da draußen in der Weltferne entstanden, und von früh bis in die Nacht war der Missionar auf dem Posten, sei es, daß er auf Predigtreisen die Christen und Heiden in den Dörfern in weitem Umkreis in wochenlangen Wanderungen besuchte, sei es, daß er auf der Station die Eingeborenen-Helfer, die Katechisten und Lehrer versammelte, um sie für ihre Arbeit immer aufs neue auszurüsten mit geistigen Waffen, sei es, daß er in den Schulen auf der Station den Kindern das Beste gab, was er besaß, den Heiland, sei es, daß er all denen, die in innerer und äußerer Not mit Seelennöten und Krankheiten zu ihm kamen, mit Rat und Tat zu helfen versuchte. Es war ein reiches Tagewerk, wenn man bedenkt, daß z. B. zur Dschangelstation Kinkel 11 000, zu Koronjo fast 9 000, zu Rhutitoli beinahe 6 000 Christen gehörten. Und was waren das immer für köstliche Tage, wenn an den großen christlichen Festen die Christen von weit und breit auf den Stationen zusammenströmten, schon am Sonnabend kamen und auf dem Stationsplatz ihr Lager aufschlugen, um dann den ganzen Festtag im Gotteshaus und in herzlicher Gemeinschaft zu verbringen; da konnte man mit Augen sehen, was für köstliche Frucht aus der Missionsarbeit draußen in den Wäldern erwachsen war, eine fröhliche Christengemeinde, herausgerettet aus der Finsternis der Geisterfurcht und aus der Knechtschaft einer drückenden Alltagsnot. Was Wunder, daß den Missionaren ihre Stationen, ihre Arbeit, ihre Christen und auch ihre Heiden ans Herz gewachsen waren, daß sie mit ganzer Seele an ihrer Arbeit hingen?

Da kam von der englischen Regierung der Befehl, daß alle deutschen Missionare von ihren Missionsstati-

onen in die Gefangenschaft weggeführt werden sollten. Wie dieser Befehl ausgeführt wurde, will ich euch nun erzählen.

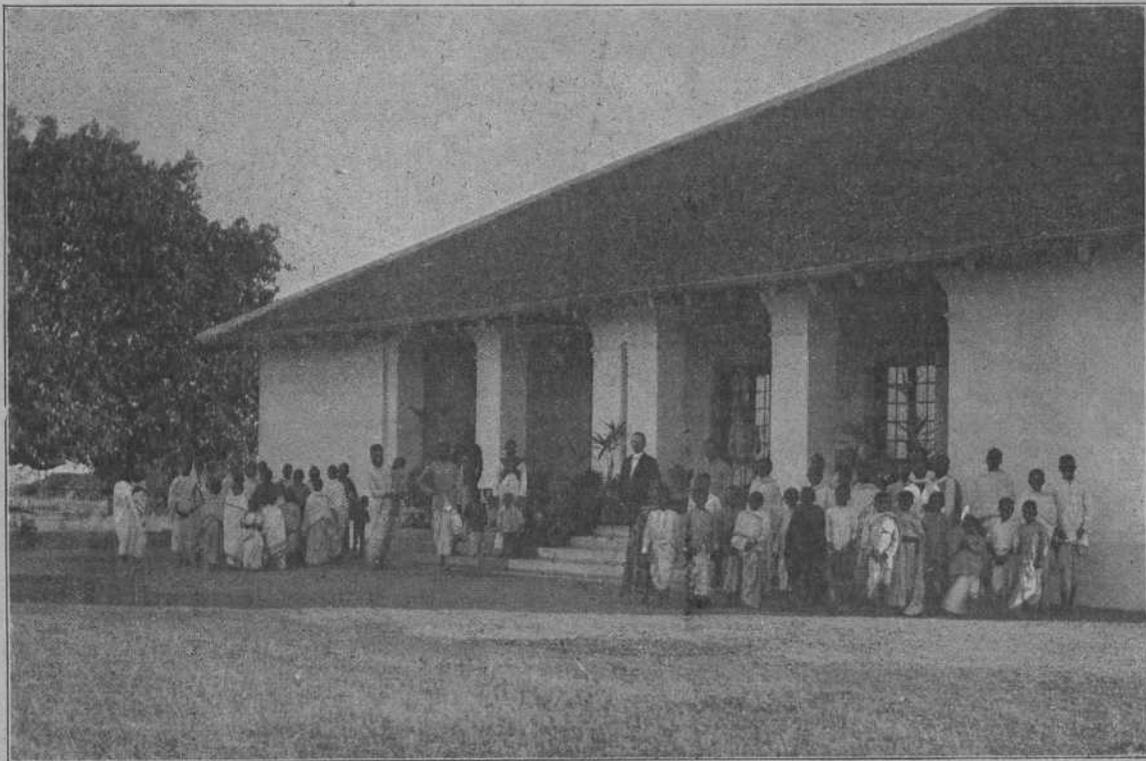
Am 30. Juni kam der Oberste Polizeibeamte von Ranchi auf die Missionsstation und übergab dem Präses den Haftbefehl für 6 junge Missionare, die auf der Station wohnten. Zugleich mit dem Beamten war Eingeborenen-Polizei gekommen, und diese Wächter der Ordnung, mit ihren mächtigen Polizeiknütteln bewaffnet, umstellten das Missionsgrundstück und sperren die Alleen ab, die über die Station führen. Und dann marschierte bewaffnete Polizei auf, Gurkhas mit aufgepflanztem Seitengewehr. Sie verhafteten die jungen Missionare und sperren sie in ihrem eigenen Haus ein. Niemand durfte mehr aus- und eingehen, der Wachtposten schritt gravitatisch auf und ab. Einige Stunden war den Missionaren Zeit gelassen, ihre nötigsten Sachen zum Mitnehmen zu packen, dann wurden sie nochmals ins Haus des Präses geführt. Dort hatten sich die Missionare alle versammelt. Noch einmal traten sie gemeinsam vor das Angesicht Gottes im Gebet. Dann sangen sie das alte Schutz- und Trutzhied, das uns Deutschen in diesem Krieg so ganz besonders wert und teuer geworden ist: Ein feste Burg ist unser Gott. Und nun setzte sich der Zug in Bewegung: die gefangenen Missionare in der Mitte, in der Hand ihr Gepäck, rechts und links von ihnen Gurkhas, die das Seitengewehr auf die Gefangenen gerichtet hielten, so ging's durch die Straßen der Stadt, zwischen den gaffenden, staunenden Eingeborenen hindurch zum Bahnhof. Wie Verbrecher wurden die Missionare in den Zug gebracht und dann rollte die Eisenbahn zum Bahnhof hinaus, seinem Ziel, dem Gefangenenlager Ahmednagar entgegen.

Das gefiel nun den Eingeborenen gar nicht. Die Engländer hatten gemeint, wenn sie die deutschen

Missionare recht schlecht behandelten, dann würde das tiefen Eindruck auf die Indier machen. Ganz erschüttert würden diese dann sagen: „Seht, was haben die Engländer für große Macht!“ Aber die Engländer hatten sich verrechnet. Die Eingeborenen sagten: „Aber wie tief ist unsere englische Regierung gesunken, daß sie die unschuldigen deutschen Missionare, die uns und dem Land soviel Gutes getan haben, so schwachvoll behandeln!“ Und einige beschwerten sich bei der Regierung: „So etwas darf nicht noch einmal vorkommen.“

Und es kam auch nicht noch einmal vor. Einer wurde sogar mit ausgefuchter Höflichkeit gefangen genommen. Das war der Missionar von Muzafferpur. Der Landrat schrieb ihm: „Die Regierung hat den Befehl erlassen, daß Sie ins Gefangenenlager nach Dinapur gebracht werden. Wie lange brauchen Sie wohl, um sich zur Abreise zu rüsten?“ Um 10 Tage Zeit bat der Missionar. Ohne weiteres wurde ihm die Frist gewährt. Da auf einmal merkte der Missionar, daß der 10. Tag ein Sonntag sei. Er schrieb dem Landrat: „Der 10. Tag ist ein Sonntag, da kann ich nicht reisen. Darf ich später fahren?“ Da schrieb der Landrat, er möge am Dienstag nachmittag abfahren. In aller Stille ist denn dann auch der Missionar am Dienstag zum Bahnhof gegangen, kein Polizist war in der Nähe, und ohne irgend welche Belästigung fuhr der Missionar mit seiner Familie nach Dinapur und stellte sich dort als Gefangener dem Kommandanten des Gefangenenlagers.

Ganz so gut ging's den anderen Missionaren nicht. Sie wurden von Polizeiinspektoren auf ihren Missionsstationen abgeholt und richtig als Gefangene abgeführt. Freilich, und dafür waren die Missionare sehr dankbar, so häßliche Belästigungen und Demütigungen wie jene ersten Gefangenen mußten sie nicht erdulden. Aber das Herz war ihnen doch recht schwer, als sie ihr liebes



Kleines zweites Missionshaus in Kinkel.



Wüste I. Karsten. Dehniow. John I. Zuchnat.
 Fr. Wüste I. Fr. A. Köppen. Fr. Gohlte. Fr. John II. Lange. Schüb. Fr. Schüb. Fr. Zeschke.
 Fr. Lange mit Werner. Martin. Siegfried. Auguste. Ernst. Rudolf. Magdali. Gerbard.
 Käte. Hedwig. Eberia. Hanni. Trudchen. Johannes. Fr. Zuchnat mit Magdalene.

Einige der heimgekehrten Missionarsfamilien im Missionshausgarten.

Missionshaus lassen und alle ihre Möbel zurücklassen mußten, als sie von ihren Gemeinden Abschied nehmen mußten und dann, zum Teil nach mehrtägigem Marsch, durch den Urwald, bei strömendem Regen ins Gefangenlager zogen.

Aber auch diese jammerreiche, herzerreißende Reise entbehrte nicht ganz einer heiteren Seite. So haben die von der Missionsstation Chaibassa in die Gefangenschaft Abgeführten einen lustigen Zwischenfall erlebt. Der Polizeimeister hatte seine Gefangenen schön im letzten Wagen des Zuges untergebracht. Er selbst zog es vor, in einem andern Abteil zu fahren. Unterwegs kinnerte er sich so gut wie gar nicht um die ihm anvertrauten Gefangenen, er hatte eine Reisebegleitung, die ihn offenbar weit mehr interessierte. So blieb es ihm denn auch verborgen, daß wenige Stationen vor Dinapur durch irgend ein Mißverständnis der letzte Wagen abgehängt wurde. Das Erstaunen der Gefangenen war nicht gering, als sie merkten, daß auf einmal der Zug mit ihrem Polizeimeister davonfuhr, während ihr Wagen still und regungslos auf dem Geleise stehen blieb. Noch viel größer aber war das Erstaunen und der Schreck des Polizeimeisters, als er in Dinapur ausstieg. Der dortige Polizeibeamte fragte ihn gleich nach seinen Gefangenen, mit großartiger Handbewegung weist er ihn hin: dort im letzten Wagen sind sie, und wie er ans Ende des Zuges kommt, da war der Wagen nicht dran. Unterdeß hatten es sich die auf so merkwürdige Weise freigelassenen Missionsleute im Watteraum bequem gemacht und Bruder Wüste war eben im Begriff, nach Dinapur ein Telegramm zu senden: Wir Gefangenen sind hier, unser Polizeimeister ist ausgerückt, da kam die telegraphische Anfrage nach den Gefangenen nach

der Station. Und bald darauf brauste ein Güterzug heran, der Polizeimeister hatte sich auf den schnellsten Weg gemacht, seine Schützlinge zu suchen. Sein Glück war groß, als er seine Gefangenen wieder hatte und so sind auch die Chaibassaleute schließlich nach Dinapur gekommen.

Der Aufenthalt in den beiden Gefangenelagern zu Ahmednagar und Dinapur sollte nicht allzulange dauern. Er war gleichsam eine Zwischenstation auf der Reise von den Missionsstationen in die deutsche Heimat. Denn eines Tages kam der Befehl der Regierung an die Gefangenen, daß sie auf grund des Ausländergesetzes vom August 1914 Indien auf dem Dampfer Gokfonda verlassen mußten und über Kap der guten Hoffnung nach Holland abgeschoben würden. Und am November 1915 lichtete die Gokfonda die Anker und fuhr hinaus ins weite Meer. 9 Wochen waren unsre Missionare auf der Reise. Und während der ganzen Fahrt durfte keiner das Schiff verlassen, obwohl es des öfteren in einen Hafen einlief. Nur einer Missionsfrau war es vergönnt, an Land zu gehen. Sie hatte das Glück oder Unglück, ihr Augenglas zu verlieren. Und ohne Glas sah sie nichts. Da durfte sie in die Stadt gehen, aber freilich, ein Soldat mußte als Wächter sie begleiten. Sonst standen die Soldaten mit aufgezacktem Seitengewehr an Bord des Schiffes, wenn es im Hafen lag und wehrten jedem, der vielleicht doch den Versuch machen wollte, einen Spaziergang an Land zu machen.

Wie es auf dem Schiff zugeht, wollt ihr wissen? Nun recht engel! Und die vielen Kinder! Es waren gut über 100. Da gabs Spielkameraden! Aber wenn man so ganz eng beisammensitzt, ist's doch nicht schön.

Aber es gab auch schöne Tage. Der aller schönste war das liebe Weihnachtsfest. Ganz geheimnisvoll wars schon in Kapstadt in Afrika zugegangen. Da war ein großer Tannenbaum, eine Art Kiefer, aufs Schiff gebracht worden, und eine ganze Menge verheißungsvoller Kisten. Und als dann der heilige Abend kam, da war die Kiefer zum Christbaum geworden und ein richtiger Weihnachtsmann war da, der hatte eine ganze Menge schöner Sachen mitgebracht, und jedes Kind auf dem Schiff bekam ein feines Geschenk. Das war ein Jubel! Und ein herrlicher Weihnachtsgottesdienst ist dann gewesen und die Weihnachtslieder wurden gesungen; da haben die Großen und die Kleinen beinahe vergessen, daß sie Gefangene waren.

Untenweg haben sie auch allerlei erlebt. Eines Tages ging das Schiff Gokkonda vor Anker. Da sahen die Missionare einen mächtigen Felsen und aus dem Felsen Kanonenrohre hervor und schauten gar finster über die Meerenge hinüber an die andere Küste. Und auf der Meerenge lagen eine Reihe mächtiger Kriegsschiffe, die paßten auf, daß ja kein Schiff durch die Meerenge fahren könne und zwischen den Schiffen fuhren englische Torpedoboote hin und her, und paßten erst recht auf. Und die Missionare schmunzelten: „Ja, Engländer, paßt nur gut auf, daß kein Unterseeboot durchwicht ins Mittelmeer! Sind ja doch schon durch!“ Habt ihr schon erraten, welcher Fels das war, vor dem die Gokkonda lag? Es war Gibraltar!

Dann gings durch den Golf von Biskaya. Ihr wißt wohl aus der Geographiestunde, daß dort oft furchtbare Stürme sind und schon viele Schiffe in jener Gegend ein trauriges Grab gefunden haben. Da war den Missionaren etwas bang, als ein mächtiges Unwetter nahte. Aber siehe da, das Unwetter zog vor dem Schiff vorüber. Bald darauf tobte wieder ein Sturm, aber der zog hinter dem Gokkonda vorbei. Da sagte der Kapitän ganz erstaunt zu den Gefangenen: „Die Menschen sind gegen Sie, aber die Elemente sind für Sie.“ „Sie irren, Herr Kapitän,“ wurde ihm geantwortet; nicht die Elemente, sondern Gott ist für uns. Wieviele Gebete stiegen doch für dies Schiff zum Himmel auf! „Ja, Gott hat all die Gebete gehört und hat seine starke Gnadenhand über dem Schiff gehalten. Das durften die Missionare wieder recht deutlich spüren, als sie in die Nähe der englischen Küste kamen. Da machte das Schiff plötzlich halt, der Aufenthalt dehnte sich immer länger aus. „Warum müssen wir hier warten?“ wurde gefragt. „Ja,“ hieß es, „hier in der Nähe ist ein Dampfschiff auf eine treibende Mine gelaufen und in die Luft geflogen. Nun muß erst das Meer nach Minen abgesehen werden.“ Da sahen die Missionare deutlich, welche furchtbare Gefahren rings um sie lauerten, als sie durchs Kriegsgebiet fuhren. Aber der Herr hat sie sicher geleitet, und das Schiff legte glücklich im Hafen von Tilbury an der englischen Küste in der Themsemündung an.

Spät am Abend, als die Kinder schon alle in den Schiffskabinen im Bett lagen, wurde auf einmal befohlen: „Das Schiff muß sofort geräumt werden, alle Leute müssen auf das andere Schiff, die Meklenburg, die dann die ganze Schar nach Holland über den Aermelkanal wegtragen soll.“ Das war eine furchtbare Nacht!

Oben auf dem Schiff mußten sie stundenlang stehen, wie haben die Großen und Kleinen gefroren. Endlich gegen Morgen fuhr die Meklenburg ab. Was war das aber für eine schreckliche Fahrt! Ein gewaltiger Sturm braust daher und warf das Schiff wie eine Nußschale tief hinunter ins Wellental und trieb es empor zu steiler Höhe. Da hat mancher gedacht, das ist meine letzte Fahrt auf dieser Erde. Aber auch durch diese Not hat Gott seine Kinder hindurchgeführt. Was war das für ein herrliches Glück und für jubelnde Freude, als die Meklenburg endlich in Holland landete, als die armen Vertriebenen wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Nun dauerte es nicht mehr lange, dann saßen alle im Eisenbahnzug und dann kam der herrliche Augenblick, wo sie die deutsche Grenze überschritten. Und dann kamen sie heim.

Da haben wir aber unsern lieben Gott gedankt! Am Mittwoch, den 19. Januar, hielten wir in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einen fröhlichen Dankgottesdienst. Mehrere Tausend Menschen waren gekommen, die mit uns danken wollten. Und auch die liebe Kaiserin und die Kronprinzessin waren da, und nach dem Gottesdienst unterhielten sie sich mit einigen der Heimgekehrten. Und in unser aller Herzen sang und klang e i n Gedanke: „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit.“

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein an:

Briefmarken und Stempel: 1 Kiste Stempel vom Rastenburger Sammelverein d. Marie Enz. 1 Postpatet Briefmarken Fr. Jobst-Stettin, Grabowestr. 2. 1 Postpatet Briefm. von Fr. Marie Wessel in Crauz, 1 Karton Briefm. u. Stempel Fr. Müller-Berlin, Stendalerstr. Ein Briefumschl. Briefm. von Karl Klingebeger-Berlin Mustauerstr. 37.

Gaben: Konfirmanden d. Kirchs. Fuhlen d. P. Bürgerer 42.50. R. G. D. Heilig Kreuz-Berlin d. P. Griebe 47.70. R. G. D. Lutherkirche-Cottbus d. P. Rauch 25 M. R. G. D. St. Michael-Friedenau, Zoldestr. d. Fr. Gottschall 10 M. Geburtstagsgeschenk für P. Niemever-Mienmarkt Egeln, von d. Präp. 3.60, von d. Konfirm. 4.30. R. G. D. Riedenbergl. d. Fr. Märkt-Birtach 4 M. Konfirm. Striegau d. P. Köhler 66.06. Konfirmationsgabe Schlawig d. P. Bernhard 7.70. Ernst Stübchen, Bahr: Baden-Brestenberg 3.4 M. Von Kindern in Loburg d. P. Jakobs 2 M. R. G. D. a. Heilsbrunnen-Schöneberg d. P. Greff 50 M. R. G. D. Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche-Berlin, Missionsfestl. d. Miss. Prehn 135 M. Kinder-gottesdienst-Helferkreis Bamberg d. Fr. Kommerente 25 M. Opfer der R. K.-Sch. und der Sonntagschule bei Schw. Käthen d. Fr. Vogel Genheim (Hessen) 7 M. R. G. D. St. Witt-Merseburg d. P. Deltus 10 M. Konfirmationsgabe-Martlissa d. Sup. Scholz 20 M. Missionsbüchse des R. G. D. der Gem. Lep d. P. Jahn-Deilmold 22.25. Kinder-Missionsverein Ehringen d. Fr. Hornberger in Forstberg. Konfirmationsgabe Neu-Palenschen d. Fr. Schmidt 25 M. Weihnachtsgeschenk der Gruppentinder von Mathilde Giese-Bochum, Kaiserring 8 M. Sonntagschule Dierdorf d. P. Wölke 8 M.

Sammelverein: Sammlung der Schulen und Konfirmanden im Kirchspiel Neuheide d. P. Ullmann 20 M. Konfirmandensamm. u. Liebesgaben Döschowen d. P. Kudloff 20.75. Kindersammlung. Nikolai-Gemeinschaften d. P. Lic. Dr. Böhmer. Sammelverein Kötzenburg d. Schwestern Math. Lösch, Okt. bis Dez. 1915, 110.50. P. Stofch, Herzogswalde, Samml. der Konfirmanden 30.70. Fr. H. K. Senberg-Tr. Schmid 5 M. Lehrerin Schmidt-Hammersleben 4 M. P. Wendland-Danzig, Samml. d. Konfirmanden 50 M. Lehrer Stenl. Bentwisch 2.80. P. Schrader-Anna, Weihnachtsgabe des R. G. D. 10 M. P. Zahn-Berlin, gesammelt im Kindeheim zu Merseburg, d. Schw. Anna 30 M. Lehrer Schröder, Gr. Peterkau 3.10. Lehrer Voegel-Kohlgrund (Walde) 11.70. R. Wulert-Gotha 11 M. P. Seime-mann-Berlin-Vichtersfelde, Samml. im R. G. D. 91.35. P. Lic. Dr. Böhmer-Eisl. ben, Samml. in der Nikolai-Gemeinde zu Eisleben 1915 unter den Kindern 5 M. Fr. Lydia Löwe-Köln-Mülheim 7 M. P. Bobeth, Mül-wischen 87.30. Sup. Goebel-Coblenz 6.50. Frau Beria-Scharboed, Passau 3.25. P. Ablemann-Gr. Marsdorf, Samml. d. Konfirmanden 80 M. P. Kaiser-Wilmersdorf 195.48. P. Kied-Wilkebrücke, Samml. der Konfirmanden 20 M. Sup. Ritter-Basewall, Samml. der Konfirmanden 41.34. P. Wendien-Willsch, Samml. der Konfirmanden 6.40. Fr. d. B. u. gener. Fuhlen 9 M. Kantor Jabel-Binnow 4.80. Kantor Weiss-Kath. kirch 5.25. P. Leithäuser-W. Gladbach, Samml. im R. G. D. 30 M. Schw. Meta Andre-Stettin, Stift Salem 12.80. P. Webe-Hermsdorf, gesammelt von den Konfirmanden der Kirchspiele Hermsdorf-Bellen 30 M. Sup. Scholz-Martlissa, Samml. der Konfirmanden 20 M.

Es grüßt Euch herzlich Euer Missionsinspektor Foertsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an vorkostenlos. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foertsch, Berlin-Friedenau, Lanterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Ballstr. 17/18.



Vater Gossner.

Ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht. (Jes. 49, 6.)
(Fortsetzung.)

4. Wie Gossners Mission anfang.

Vater Gossner saß früh morgens in seinem Arbeitszimmer nahe der Bethlehemskirche, da kamen sechs junge Männer herein. Sie standen etwas verlegen. „Was wollt ihr denn?“ fragte sie Gossner. „Ja,“ sagte einer, „wir wollten so gerne Missionar werden, aber man hat uns gesagt, wir müßten erst noch viel studieren, müßten auch noch lange warten; wahrscheinlich könne man uns aber auch gar nicht brauchen. Da haben wir gedacht, vielleicht können wir dem Heiland an den Heiden auch anders dienen; als Gehilfen der Missionare oder als Lehrer oder auch als Handwerker.“ Die bescheidenen, frommen Jünglinge gefielen Gossner außerordentlich; und als er mit ihnen niederkniete und betete, wurde es ihm zur Gewißheit: „Gott will gerade diese Männer als seine Sendboten haben.“ Die jungen Leute kamen nun regelmäßig zu Gossner; bald kamen noch sechs dazu. Gossner las mit ihnen die Bibel und zeigte ihnen die köstlichen Schätze des Wortes Gottes. Und wenn sie fragten, ob sie bald zu den Heiden dürften, dann sagte er: „Sobald mir Gott den Weg zeigt, will ich euch senden.“ Und Gott zeigte den Weg. Kam da eines Tages ein Mann aus Australien zu Gossner und bat ihn, die jungen Männer ihm mitzugeben, er wolle mit ihnen unter den verkommenen Papuas in Australien eine Mission anfangen. Da fühlte Gossner, daß Gott die Jünglinge rief. In der Bethlehemskirche segnete er sie am 9. Juli 1837 ein und dann zogen die Zwölf als die ersten Gossnerschen Missionare hinaus in die Heidenwelt.

5. Der Pionier von Neuguinea.

Es war Bibelstunde in Gossners Pfarrhaus. Da

sahen all die lieben Christen, die sich stets um ihn scharten und sich von ihm ewiges Wasser aus dem kristallklaren Gottesquell reichen ließen. Auch manche fremde Gesichter waren darunter. So hatte ein Jüngling einen Freund mitgebracht. In der Bibelbesprechung sah auf einmal Gossner den jungen Mann an und sagte: „Na, du mit der blauen Weste! Wie stehst mit dir? Hast du nicht zum Missionsdienst Lust?“ Der war keinen Augenblick verlegen und sagte leuchtenden Angesichts: „Ja.“ „So, dann kannst du in acht Tagen wiederkommen und eine Beschreibung deines Lebens mitbringen.“ Und acht Tage später kam der Jüngling wieder. Johann Gottlob Geißler hieß er. Und aus dem Lebenslauf erjah Gossner, daß der fromme Tischlergeselle schon seit Jahren die Mission lieb hatte, in freien Stunden Arme besuchte und Kranke pflegte, den brennenden Wunsch im Herzen trug, zu den Heiden gehen zu dürfen und nur darauf wartete, daß Gott ihn rief. Nun hatte ihn Gott gerufen. Am 2. März 1852 ist Geißler abgeordnet worden und zog nach Neuguinea.

Dort hatte er es nicht leicht. Was die Papua in Neuguinea für Leute waren, könnt ihr aus einer Geschichte ersehen, die sein Begleiter und Freund, Missionar Otto erlebte. Es gelang ihm, an einer Papuaversammlung teilzunehmen. Da sahen die wilden Männer herum, nur mit einem Lendentuch bekleidet; Pfeil und Bogen in der Hand, das wollige, mächtige Kraushaar mit bunten Federn und gelben Blättern geschmückt. Der Häuptling gebot Ruhe und sagte: „Bevor wir in die Beratung eintreten, bitte ich euch, keinen Streit anzufangen. Es soll auch keiner dem andern einen Vorwurf machen, wenn er zuviel Federn und Blätter im Haar hat.“ Da fragt Otto ganz verwundert, was das zu bedeuten hat. Und der Häuptling antwortete: „Ja, weißt du, Korallen und bunte Steine darf sich jeder soviel umhängen, als er Lust hat. Aber bunte Federn

darf man nur soviel ins Haar stecken, als man Menschen umgebracht und gelbe Blätter soviel, als man Frauen gestohlen und mißhandelt hat.“ Ihr könnt euch wohl vorstellen, mit welchem Gefühl nun Otto die feder- und blättergeschmückten Männer ringsum ansah. Und diesen Menschen predigte Geißler. Und es war nicht umsonst.

Ganz nahe bei Geißlers Missionsstation Mansinam wohnte ein wilder Häuptling. Der hatte Geißler schon viel zu schaffen gemacht. Einmal hatte er den jüngeren Mitarbeiter Geißlers, den Missionar Zäsrich, zu Boden geschlagen. Eben war ein Regierungsdampfer vorgefahren, mit einem Beamten, der ließ den Häuptling gleich gefangen nehmen und verurteilte ihn zu 10 Jahren Gefängnis. Der Häuptling lag bereits gefesselt auf dem Dampfschiff, da kam Geißler und bat den Beamten um Gnade für den wilden Verbrecher, und es gelang ihm, den Häuptling frei zu bitten. Diese Liebestat hat freilich keinen großen Eindruck auf den Papua gemacht. Aber die Folge hatte sie, daß der Häuptling regelmäßig zu Geißler kam, wenn er predigte. Und Gottes Geist arbeitete an ihm in wunderbarer Weise. Eines Tages warf der Heide seine Götzenbilder fort und begann ein christliches Leben zu führen. Wie verhöhnten und verspotteten ihn da seine Volksgenossen und Untertanen. Aber er blieb fest. Da wurde er schwer krank. Geißler besuchte ihn und sprach mit ihm von der Ewigkeit. Da sagte der Häuptling: „Ich habe viele, furchtbare Sünde getan. Aber ich weiß, mein Heiland hat mir vergeben. Ich glaube an ihn. Bete für mich, daß er mir das Kleid schenke, mit dem ich vor ihm bestehen kann.“ Einige Tage später kam sein Ende. Geißler saß neben ihm und fragte: „Kannst du noch beten?“ Nein, antwortete der Sterbende, die Schmerzen sind zu groß, aber ich denke an Jhn!“ Das war sein letztes Wort. Selig ist er heimgegangen, die erste Frucht der treuen Pionierarbeit Geißlers.

14 Jahre lang war Geißler Missionar in Neuguinea. Er hat furchtbar viel durchgemacht. Die wilde Bevölkerung bedrohte ihn stets aufs neue mit dem Tod. Seinen lieben Mitarbeitern mußte er die brechenden Augen zudrücken und ein Grab schaufeln, andre mußte er mit zerbrochener Gesundheit in die Heimat ziehen sehen. Räuberüberfälle, Erdbeben, grauenhafte Stürme zerstörten immer wieder, was er gebaut. Und dabei hatte er jahraus, jahrein an einem schweren Beinleiden zu tragen, das ihn des öfteren an den Rand des Grabes brachte. Aber in allen Gefahren und Nöten hat er seinem Herrn an den wilden Papua gedient und ist ihnen zum ewigen Segen geworden.

Endlich zwang ihn sein Leiden in die Heimat zurückzuführen. Wie freute er sich, wieder in das stille Häuschen seiner Eltern in Probsthagen zu treten. Er hat es nicht mehr erreicht. In Siegen, bei seinem Bruder brach er zusammen. Seine Kräfte

waren erschöpft. Am 11. Juni 1870 ist er sanft entschlafen. Wenn ihr einmal auf den Friedhof nach Siegen kommt, werdet ihr ein schlichtes, einfaches Grab finden. Ein eisernes Gitter schließt es ein, zu Häupten steht ein bescheidenes Täfelchen mit den Buchstaben J. G. G. Hier hat Johann Gottlob Geißler seine Ruhestätte gefunden. Hier ruht ein Held, bis der Herr ihn ruft zur fröhlichen Auferstehung.

Ende.

Wißt ihr noch, was euch der Kindergruß im Januar von Vater Gohner erzählt hat? Wenn ihr nun alles überdenkt, dann seht ihr doch ganz deutlich: Ströme des Segens sind ausgegangen von diesem innig gläubigen Mann. Unzählige sind durch ihn zum Glauben und zur Seligkeit gekommen. Und viele Hunderte von Christen, denen er den Weg zum Heiland gewiesen, haben wieder andere zum ewigen Frieden geführt. 140 Missionare und 60 Missionarinnen hat er unter die Heiden gesandt, und es sind Hunderttausende von Heiden, die durch diese Gohnerischen Missionare aus der Finsternis zum Licht des Glaubens kamen. 160 Schwestern sind als Pflegerinnen in das Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhaus eingetreten, das er in stillem Glauben gegründet hat, und Unzähligen haben sie an Krankenbett und Sterbelager Ewigkeitsdienste leisten dürfen. Wenn wir einmal vor Gottes Thron im ewigen Leben stehen, dann werden wir erst sehen, welcher unendlicher Segen von Gohner ausging. Da werden Braune und Schwarze und Weiße Gott für die Gnade preisen, die der Herr ihnen durch Vater Gohner geschenkt hat.

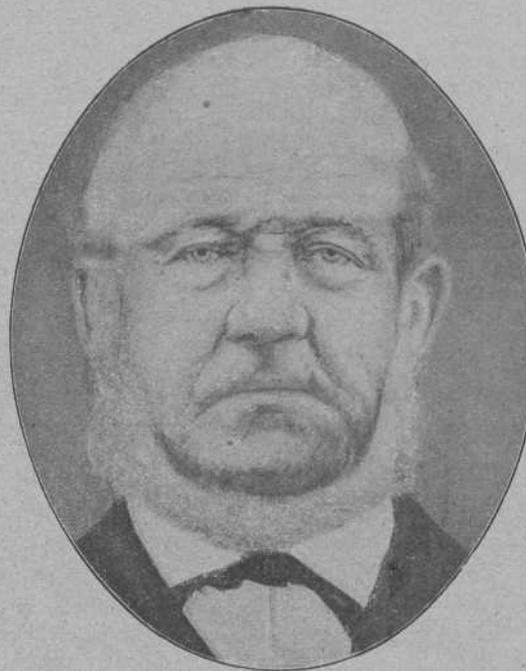
Was ich in der Schlacht von Soissons erlebte.

Von Missionar R. Karsten,

z. B. Unteroffizier d. Ldiv. 20. Inf.-Reg. 2. Komp. 6. Inf.-Div. III. Armeekorps. (Fortsetzung.)

3. „Zum Sturm auf, marsch marsch!“

„Punkt 12 Uhr hört unsere Artillerie auf und die zweite Kompagnie wird von der ersten aus dem Graben gehoben, hernach folgen die andern.“ So lautet der Befehl. Wir wußten Bescheid. Die Uhren werden gerichtet. Kein Fragen mehr, kein Suchen. Fort ging es durch die Laufgräben, die im Chauffee-graben angelegt waren, am zer-schossenen Dorfe vorbei. Wie vielen, vielen Braven ist dieser Ort zur letzten Ruhestätte geworden. Weiter ging's in den Schützengraben. Die Erde erzitterte im Kanonendonner. Das Pfeifen und Saufen der Geschosse und Pläzen der Schrapnell's und Granaten über unsern Köpfen wird immer heftiger. Donnernd, dröhnend und trommelnd, wie eine Lawine rauscht der Lärm des Geschützfeuers dahin. Die Kanoniere arbeiten



Vater Ziemann, der Held von Chasipur.

mit aufgestreiftten Hemdärmeln. Bei diesem Tempo würden anders sämtliche Nähte der Waffenröcke plagen. Endlich standen wir in dem Sturmgraben dicht an dicht mit aufgepflanzten Seitengewehren fertig zum Sturmangriff.

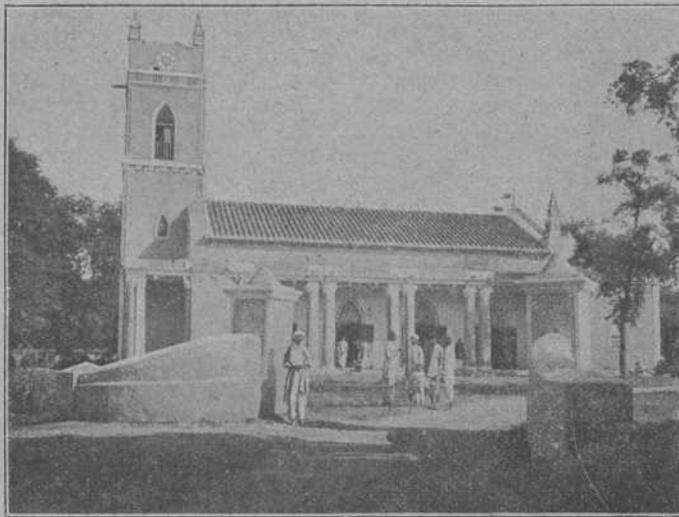
Punkt 12 Uhr schwieg unsere Artillerie. Lautlos half die erste Kompanie unserer zweiten aus dem Graben und vorwärts gings, dem feindlichen Graben entgegen. Im selben Augenblick ging drüben ein Infanteriefeuergeschloß wie nie. Das Klattern der Maschinengewehre, das Heulen der Artillerie schien alles Hurrarufen zu verdrängen. Hier fiel einer, dort überschlug sich ein anderer, wieder einer wälzte sich keuchend am Boden. Doch jetzt galt es weiter, an Tote und Verwundete zu denken war keine Zeit, dafür mußten die Sanitätskolonnen sorgen. Wir mußten weiter voran. Da sperrten uns Drahtverhaue die Bahn, was nun? „Drahtschere her!“ Schon waren Pioniere beim Zerschneiden der Bollwerke. Einige hatten einen schmalen Durchgang gefunden, andere sprangen als gewandte Turner über halbgefällte Drahtzüge und weiter ging es an den feindlichen Graben zum Handgemenge. Krachend fuhren plötzlich Sand und Eisenstücke umher, Handgranaten taten ihre Wirkung. Wir standen vor dem feindlichen Graben — wir sprangen hinein. Die Besatzung des Grabens ergab sich. Furchtbar hatte unsere Artillerie gewirkt. Viele Franzosen lagen unter den Trümmern der zerschmetterten Unterstände begraben. Die meisten Gefangenen waren völlig abgestumpft infolge des heftigen Geschützkampfes. Ein Maschinengewehr ward beschädigt genommen, ein anderes bediente ein junger Leutnant gegen uns. „Ergeben!“ „Levez les mains!“ „Hände hoch!“ tönte es ihm entgegen, doch er zog seinen Degen. Das gegen ihn gerichtete Gewehr eines Jünglings versagte, kurz entschlossen sprang der Jüngling zu und erfaßte den Franzosenleutnant beim Kragen, gefangen wurde er abgeführt. Der Kommando erstarb in dem Klattern, Säusen und Brausen, stark wie Meeresbrandung. Eine Grabenreihe des Feindes nach der anderen wurde überannt, trotz Hagel von Infanterie-, Artillerie-, Maschinengewehr-, Geschossen und Handgranaten; trotz Regen und Wind, trotzdem mancher seine Füße kaum aus dem weichen Lehmboden hervorziehen konnte und verschiedene deshalb einfach die Stiefel stecken ließen und barfuß weiter-

eilten. Schon längst hatte sich unsere andere Kompanie in unsere gelichteten Reihen eingeschoben. Wir gelangten in eine Schlucht, die von Schwarzen besetzt war. Keinen Fuß breit wollten sie weichen, aber sie konnten doch nicht standhalten. Teils sanken sie dahin, teils flüchteten sie in eine Höhle und wurden gefangen genommen. Einige von uns brachten sie hinter unsere Reihen zur Weiterbeförderung, nicht mit leeren Händen, nein, sie mußten von unseren Verwundeten etliche mitnehmen zum Verbandplage. Wir andern stürmten weiter voran, durch den Eisenhagel um uns herum. Deutlich konnte man sogar die schweren Artilleriegeschosse durch die Luft sausen sehen und hui-hui pfeifen die Gewehrfgeln kreuz und quer. So gelangten wir bis an den Waldestrand, welcher die Höhenfläche besäumte und von den Franzosen hartnäckig gehalten wurde. Da bekamen wir plötzlich auch Feuer von hinten und von der Seite. „Nieder! Werft euch nieder! Unsere eignen Kameraden beschießen uns ja!“ Die Verbindungen waren abgerissen, die Befehlsordonnanzen abgenommen, die Führer dahin. Etwa 15 Mann waren wir an einem Graben gelangt

und warfen uns hin. Die Franzosen darinnen hoben die Hände und wurden herausbeordert. Schon hatte ich sechs Feinde beisammen, zwei andere aber wollten mit ihren Gewehren nach rückwärts davon. „Salt! Waffen nieder! Hierher!“ Die Gefangenen schrieen es mit. „Bas les armes! Ici!“ und die Ausreißer fügten sich, kamen herüber und wurden mit fortgeschafft, nachdem ihnen auf inständiges Bitten erlaubt wurde, ihr Brot mitzunehmen und zu essen. Weiter konnten wir nun nicht vorgehen, es wurde neblig und Abend. Deshalb Spaten heraus und Deckung gesucht. Es regnete und regnete, Geschützfeuer und Gewehrfeuer hielten an und wir schaukelten im Liegen Erde vor uns bis in die Nacht hinein. Endlich hatten wir einen Graben ausgehoben und konnten ein wenig ausruhen. Doch hier rief um Hilfe und dort jammerte es, „Helft mir doch, gebt mir einen Tropfen zu trinken.“ „Nul!“ schrie jemand neben mir auf. „Was ist denn, Kamerad?“ „Ach, es brennt so, Wasser! Ach meine Beine sind ja ganz u r g w o r d e n.“ „Nur, trinke, der liebe Gott wird noch mal helfen!“ Franzmann hatte ihn getroffen, durch die Schulter war das Geschloß in den Rücken gegangen. Er mußte fortgetragen werden durch die dunkle Nacht über das zerwühlte und besäte Schlachtfeld. Wie mochten



Geisler, der Pionier von Neu-Guinea.



Die Kirche von Chashpur.

die armen Verwundeten leiden, die unverbunden umher lagen, weil das schreckliche Geschützfeuer das Aufsuchen der Verwundeten unmöglich machte. Mancher mußte in der kalten Nacht dort draußen sein Leben aushauchen. Was doch der Krieg für ein graues Handwerk ist! Kaum graute der Morgen, da ging es mit Handgranaten vorwärts und bald hatten wir vier Geschütze mit samt Munition in Händen, die Verschlüsse wurden ausgelöst und weiter ging es. Den Bergabhang hinab liefen Franzosen, ihnen folgten Handgranaten und wir eilten hinterdrein. Wir hatten den Sieg erkämpft.

4. Nach dem Siege.

Am Abhang fanden wir den Eingang einer Höhle, da gingen wir vier Mann hinein, während die übrigen teils Halt machten, um die Verstecke am Abhang zu durchforschen, teils ins Dorf Bury de Long hinabzusteigen. In der Höhle fanden wir ungezählte Gänge und Räume als Unterkunftsart benutzt und mit Tornistern und Lebensmitteln belegt. Da konnten wir uns ein wenig ausruhen und laben an Brot und Fleischkonserven. Wie das mundete nach so langer Zeit und nach den vielen Strapazen. Eine Gefechtsordnung brachte uns die Nachricht, daß der Kaiser der Schlacht beigewohnt und wir ihn wohl noch sehen würden. Wie durchzuckte diese Kunde die Herzen! — Der Kaiser bei uns während der Schlacht, besorgt um das Wohl seiner Truppen und seines Volkes! Nicht eine in Zurückgezogenheit lebende Staatspuppe oder ein weit vom Schuß weilender Führer, wie die Franzosen über ihre obersten Heerführer in Worten und Briefen klagten! Für solchen Herrscher und Herzog geht der Deutsche ins Feuer, in den Tod!

In der Höhle lag ein toter französischer Korporal, den brachten wir hinaus, ein schwer verwundeter französischer Offizier wurde ebenfalls ans Licht befördert. Einige gingen mit einem Kameraden auf das Schlachtfeld zurück, um dessen Bruder zu suchen. Ueberall ein Durcheinander von stummen Zeugen schrecklichen Kampfes. Tornister lagen im Schlamm, zerstörte Gewehre erzählten von den Leiden ihrer Besitzer. Riesen große Granatentrichter gähnten uns gleich Massen-Gräbern zu. Ein entsetzlich trauriger Anblick. Der Gesuchte wurde gefunden und mit ihm so manch anderer Kamerad. Wer genaue Zahlen Toter und Verwundeter und Kranken wissen will, muß sich an die Sanitätskolonnen wenden, welche das Schlachtfeld mit dem Landsturmbataillon absuchten. Nachmittags rückten wir ins Dorf, nachdem wir alles erkundet und gesichtet hatten und hofften Ruhe zu bekommen. Doch gegen Abend hieß es: „Einen neuen Graben ausheben, manns-tief.“ Am jenseitigen Rande des Dorfes gruben wir uns ein. Gegen Morgen war der Graben fertig; wir lagen darin, fragten und sagten einander wer fehlte, gefallen oder verwundet sei. Alle Zugführer, der Kompagnieführer, verschiedene Korporalschaftsführer und eine stattliche Anzahl tapferer Streiter unserer Kompagnie waren geblieben. Andere wurden gnädiglich und wunderbar bewahrt vor tödlichen Kugeln. Einem Behr-mann schlugen drei Gewehrgehosse durch den Helm, er selbst blieb unverletzt. Ein Geschöß traf das Kochgeschirr eines Mannes, durchquerte die Schmalzdose, welche darinnen verpackt war, schlug durch den Tornister und kam zur Seite heraus, ohne weiter Schaden zu tun. Der

Spaten eines Kameraden, die Feldflasche eines andern Kameraden waren durchlöchert, sie selber blieben unverletzt. Wahrlich es sind Wunder der Gnade Gottes vor unsern Augen. Solche Erlebnisse mußten auf die Knie ziehen, den Dank aus den Herzen pressen und sprechen lehren: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“

Am nächsten Morgen kam die Ablösung und wir marschierten 15 Kilometer zurück. Und da erlebten wir etwas ganz Herrliches. Die Kraftwagen des Armeeo-berkommandos kamen herangefahrt und hielten bei unserm Regiment. Und wer saß drinnen? Unser Kaiser mit dem Generaloberst von Klud. Der Kaiser begrüßte uns und dankte uns, daß wir so wacker gekämpft, und dann jagte der Wagen weiter. Wir aber zogen unseren Quartieren zu. In meinem Herzen wohnte köstliche Freude und tiefer Friede. Wie sind wir doch so herrlich geborgen in der Hand unsres Heilands. Und das Psalmwort kam mir nicht aus dem Sinn:

„Gelobt sei der Herr täglich, er legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet!“

Der Held von Ghasipur.

(Gehört als Nr. 6 zum Artikel „Vater Gohner“.)

Seht ihn euch nur einmal an, den prächtigen Vater Ziemann. Nicht wahr, der gefällt euch? Mir auch. So köstlich wars auch, wie er Missionar wurde. Er war ein frommer Bauer in der Altmark. Immer klarer wurde es ihm, daß er Missionar werden müsse. Da fuhr er eines Tages nach Berlin und besuchte Vater Gohner. „Herr Pastor, ich möchte gern Missionar werden. Ich habe zwar eine Frau und bin schon 33 Jahre; aber ich will gerne den Heiden zum Frieden helfen.“ „Was sagt denn deine Frau dazu?“ fragte Gohner. „Ach, mit der habe ich noch gar nicht gesprochen.“ „So, dann gehe nur wieder heim und rede erst mit deiner Frau.“ Es hat nicht lange gedauert, da kam Ziemann wieder zu Vater Gohner, ein kleines Handkofferchen in der Hand und seine Frau dabei. „So, nun haben wir unser Bauerngut verkauft und sind bereit, uns zu den Heiden senden zu lassen,“ sagte der biedere Bauer. Da meinte Gohner: „Aber ich habe kein Geld euch auszusenden und draußen zu erhalten!“ „Oh,“ meinte Ziemann, „bis Indien reicht schon der Erlös unsres Gütchens und weiter wird der Herr sorgen!“ Vater Gohner sah, was in dem ungebildeten Bauern mit den klugen Augen und den scharfen, energischen Zügen steckte und freute sich über die prächtige Art des Mannes und seiner Frau. Und am 5. September 1842 wurde Wilhelm Ziemann in der Bethlehemskirche zu Berlin abgeordnet und nach Indien gesandt.

41 Jahre lang war er Missionar in Indien, weitaus die meiste Zeit in Ghasipur am Ganges. Was er alles erlebt hat! Wie prächtig er mit den Opiumbauern auf dem Marktplatz zu reden verstand! Wie fröhlich er Monate hindurch durch Nordindien zog und predigte und bei Freunden um Gaben für seine Arbeit bat! Wie er Tausenden zum Segen wurde. Es war sehr richtig, daß man den machtvollen, eifrigen und gesegneten Missionar weit-hin den Held von Ghasipur nannte. Noch schöner aber ist, daß der Herr einst zu ihm sagen wird: „Si du frommer und getreuer Knecht.“

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an Postofre. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsdirektor Förtsch, Berlin Friedenau Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Handjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen), Berlin C 19, Ballstr. 17/18.



6. Jahrgang

Februar 1916

Nummer 2

Vater Gossner.

Sch habe dich auch zum Nicht der Heiden gemacht. (Jes. 49, 6.)
(Fortsetzung.)

4. Wie Gossners Mission anfang.

Vater Gossner saß früh morgens in seinem Arbeitszimmer nahe der Bethlehemskirche, da kamen sechs junge Männer herein. Sie standen etwas verlegen. „Was wollt ihr denn?“ fragte sie Gossner. „Ja,“ sagte einer, „wir wollten so gerne Missionar werden, aber man hat uns gesagt, wir müßten erst noch viel studieren, müßten auch noch lange warten; wahrscheinlich könne man uns aber auch gar nicht brauchen. Da haben wir gedacht, vielleicht können wir dem Heiland an den Heiden auch anders dienen; als Gehilfen der Missionare oder als Lehrer oder auch als Handwerker.“ Die bescheidenen, frommen Jünglinge gefielen Gossner außerordentlich; und als er mit ihnen niederkniete und betete, wurde es ihm zur Gewißheit: „Gott will gerade diese Männer als seine Sendboten haben.“ Die jungen Leute kamen nun regelmäßig zu Gossner; bald kamen noch sechs dazu. Gossner las mit ihnen die Bibel und zeigte ihnen die köstlichen Schätze des Wortes Gottes. Und wenn sie fragten, ob sie bald zu den Heiden dürften, dann sagte er: „Sobald mir Gott den Weg zeigt, will ich euch senden.“ Und Gott zeigte den Weg. Kam da eines Tages ein Mann aus Australien zu Gossner und bat ihn, die jungen Männer ihm mitzugeben, er wolle mit ihnen unter den verkommenen Papuas in Australien eine Mission anfangen. Da fühlte Gossner, daß Gott die Jünglinge rief. In der Bethlehemskirche segnete er sie am 9. Juli 1837 ein und dann zogen die Zwölfe als die ersten Gossnerschen Missionare hinaus in die Heidenwelt.

5. Der Pionier von Neuguinea.

Es war Bibelstunde in Gossners Pfarrhaus. Da

säßen all die lieben Christen, die sich stets um ihn scharten und sich von ihm ewiges Wasser aus dem kristallklaren Gottesquell reichen ließen. Auch manche fremde Gesichter waren darunter. So hatte ein Jüngling einen Freund mitgebracht. In der Bibelbesprechung sah auf einmal Gossner den jungen Mann an und sagte: „Na, du mit der blauen Weste! Wie siehst mit dir? Hast du nicht zum Missionsdienst Lust?“ Der war keinen Augenblick verlegen und sagte leuchtenden Angeichts: „Ja.“ „So, dann kannst du in acht Tagen wiederkommen und eine Beschreibung deines Lebens mitbringen.“ Und acht Tage später kam der Jüngling wieder. Johann Gottlob Geiskler hieß er. Und aus dem Lebenslauf erlah Gossner, daß der fromme Tischlergeselle schon seit Jahren die Mission lieb hatte, in freien Stunden Arme besuchte und Kranke pflegte, den brennenden Wunsch im Herzen trug, zu den Heiden gehen zu dürfen und nur darauf wartete, daß Gott ihn rief. Nun hatte ihn Gott gerufen. Am 2. März 1852 ist Geiskler abgeordnet worden und zog nach Neuguinea.

Dort hatte er es nicht leicht. Was die Papua in Neuguinea für Leute waren, könnt ihr aus einer Geschichte erleben, die sein Begleiter und Freund, Missionar Otto erlebte. Es gelang ihm, an einer Papuaverammlung teilzunehmen. Da saßen die wilden Männer herum, nur mit einem Lendentuch bekleidet; Pfeil und Bogen in der Hand, das wollige, mächtige Kraushaar mit bunten Federn und gelben Blättern geschmückt. Der Häuptling gebot Ruhe und sagte: „Bevor wir in die Beratung eintreten, bitte ich euch, keinen Streit anzufangen. Es soll auch keiner dem andern einen Vorwurf machen, wenn er zuviel Federn und Blätter im Haar hat.“ Da fragt Otto ganz verwundert, was das zu bedeuten hat. Und der Häuptling antwortete: „Ja, weißt du, Korallen und bunte Steine darf sich jeder soviel umhängen, als er Lust hat. Aber bunte Federn

darf man nur soviel ins Haar stecken, als man Menschen umgebracht und gelbe Blätter soviel, als man Frauen gestohlen und mißhandelt hat.“ Ihr könnt euch wohl vorstellen, mit welchem Gefühl nun Otto die feder- und blättergeschmückten Männer ringsum ansah. Und diesen Menschen predigte Geißler. Und es war nicht umsonst.

Ganz nahe bei Geißlers Missionsstation Mansinam wohnte ein wilder Häuptling. Der hatte Geißler schon viel zu schaffen gemacht. Einmal hatte er den jüngeren Mitarbeiter Geißlers, den Missionar Jäsrich, zu Boden geschlagen. Eben war ein Regierungsdampfer vorgefahren, mit einem Beamten, der ließ den Häuptling gleich gefangen nehmen und verurteilte ihn zu 10 Jahren Gefängnis. Der Häuptling lag bereits gefesselt auf dem Dampfschiff, da kam Geißler und bat den Beamten um Gnade für den wilden Verbrecher, und es gelang ihm, den Häuptling frei zu bitten. Diese Liebestat hat freilich keinen großen Eindruck auf den Papua gemacht. Aber die Folge hatte sie, daß der Häuptling regelmäßig zu Geißler kam, wenn er predigte. Und Gottes Geist arbeitete an ihm in wunderbarer Weise. Eines Tages warf der Heide seine Götzenbilder fort und begann ein christliches Leben zu führen. Wie verhöhnten und verspotteten ihn da seine Volksgenossen und Untertanen. Aber er blieb fest. Da wurde er schwer krank. Geißler besuchte ihn und sprach mit ihm von der Ewigkeit. Da sagte der Häuptling: „Ich habe viele, furchtbare Sünde getan. Aber ich weiß, mein Heiland hat mir vergeben. Ich glaube an ihn. Bete für mich, daß er mir das Kleid schenke, mit dem ich vor ihm bestehen kann.“ Einige Tage später kam sein Ende. Geißler saß neben ihm und fragte: „Kannst du noch beten?“ Nein, antwortete der Sterbende, die Schmerzen sind zu groß, aber ich denke an Ihn!“ Das war sein letztes Wort. Selig ist er heimgegangen, die erste Frucht der treuen Pionierarbeit Geißlers.

14 Jahre lang war Geißler Missionar in Neu-guinea. Er hat furchtbar viel durchgemacht. Die wilde Bevölkerung bedrohte ihn stets aufs neue mit dem Tod. Seinen lieben Mitarbeitern mußte er die brechenden Augen zudrücken und ein Grab schaufeln, andre mußte er mit zerbrochener Gesundheit in die Heimat ziehen sehen. Räuberüberfälle, Erdbeben, grauenhafte Stürme zerstörten immer wieder, was er gebaut. Und dabei hatte er jahraus, jahrein an einem schweren Beinleiden zu tragen, das ihn des öfteren an den Rand des Grabes brachte. Aber in allen Gefahren und Nöten hat er seinem Herrn an den wilden Papua gedient und ist ihnen zum ewigen Segen geworden.

Endlich zwang ihn sein Leiden in die Heimat zurückzuführen. Wie freute er sich, wieder in das stille Häuschen seiner Eltern in Probsthagen zu treten. Er hat es nicht mehr erreicht. In Siegen, bei seinem Bruder brach er zusammen. Seine Kräfte

waren erschöpft. Am 11. Juni 1870 ist er sanft entschlafen. Wenn ihr einmal auf den Friedhof nach Siegen kommt, werdet ihr ein schlichtes, einfaches Grab finden. Ein eisernes Gitter schließt es ein, zu Häupten steht ein bescheidenes Täfelchen mit den Buchstaben J. G. G. Hier hat Johann Gottlob Geißler seine Ruhestätte gefunden. Hier ruht ein Held, bis der Herr ihn ruft zur fröhlichen Auferstehung.

Ende.

Wißt ihr noch, was euch der Kindergruß im Januar von Vater Gohner erzählt hat? Wenn ihr nun alles überdenkt, dann seht ihr doch ganz deutlich: Ströme des Segens sind ausgegangen von diesem innig gläubigen Mann. Unzählige sind durch ihn zum Glauben und zur Seligkeit gekommen. Und viele Hunderte von Christen, denen er den Weg zum Heiland gewiesen, haben wieder andere zum ewigen Frieden geführt. 140 Missionare und 60 Missionarssfrauen hat er unter die Heiden gesandt, und es sind Hunderttausende von Heiden, die durch diese Gohner'schen Missionare aus der Finsternis zum Licht des Glaubens kamen. 160 Schwestern sind als Pflegerinnen in das Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhaus eingetreten, das er in stillem Glauben gegründet hat, und Unzähligen haben sie am Krankenbett und Sterbelager Ewigkeitsdienste leisten dürfen. Wenn wir einmal vor Gottes Thron im ewigen Leben stehen, dann werden wir erst sehen, welcher unendlicher Segen von Gohner ausging. Da werden Braune und Schwarze und Weiße Gott für die Gnade preisen, die der Herr ihnen durch Vater Gohner geschenkt hat.

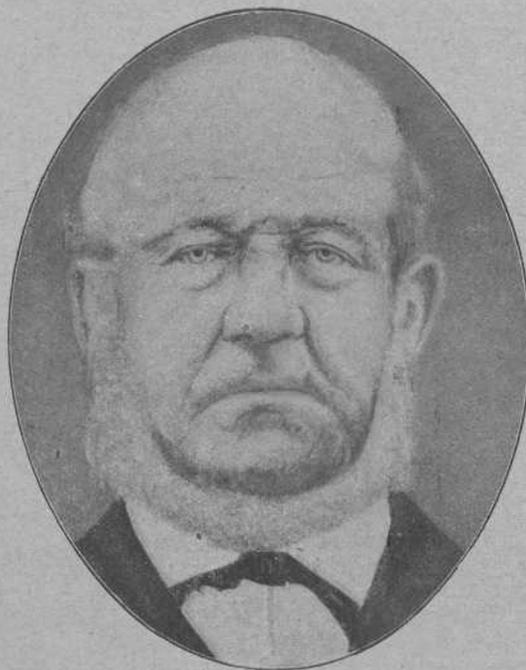
Was ich in der Schlacht von Soissons erlebte.

Von Missionar R. Karsten,

z. B. Unteroffizier d. Ldw. 20. Inf.-Reg. 2. Komp. 6. Inf.-Div. III. Armeekorps. (Fortsetzung.)

3. „Zum Sturm auf, marsch marsch!“

„Punkt 12 Uhr hört unsere Artillerie auf und die zweite Kompagnie wird von der ersten aus dem Graben gehoben, hernach folgen die andern.“ So lautet der Befehl. Wir wußten Bescheid. Die Uhren werden gerichtet. Kein Fragen mehr, kein Suchen. Fort ging es durch die Laufgräben, die im Chauffee-graben angelegt waren, am zer-schossenen Dorfe vorbei. Wie vielen, vielen Braven ist dieser Ort zur letzten Ruhestätte geworden. Weiter gings in den Schützengraben. Die Erde erzitterte im Kanonendonner. Das Pfeifen und Sausen der Geschosse und Plaken der Schrapnells und Granaten über unsern Köpfen wird immer heftiger. Donnernd, dröhnend und trommelnd, wie eine Lawine rauscht der Lärm des Geschützfeuers dahin. Die Kanoniere arbeiten



Vater Ziemann, der Held von Chasipur.

mit aufgestreiftten Semdärmeln. Bei diesem Tempo würden anders sämtliche Nähte der Waffenröcke plaken. Endlich standen wir in dem Sturmgraben dicht an dicht mit aufgepflanzten Seitengewehren fertig zum Sturmangriff.

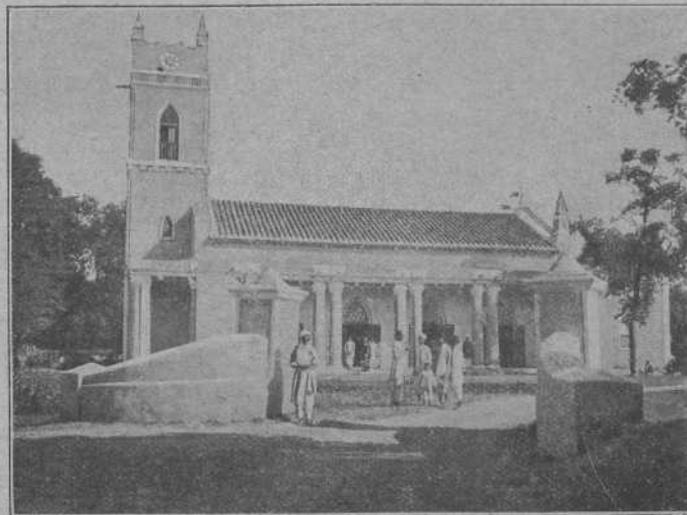
Punkt 12 Uhr schwieg unsere Artillerie. Lautlos half die erste Kompagnie unserer zweiten aus dem Graben und vorwärts ging, dem feindlichen Graben entgegen. Im selben Augenblick ging drüben ein Infanteriefener los wie nie. Das Klattern der Maschinengewehre, das Heulen der Artillerie schien alles Hurrarufen zu verschlingen. Hier fiel einer, dort überschlug sich ein anderer, wieder einer wälzte sich keuchend am Boden. Doch jetzt galt es weiter, an Tote und Verwundete zu denken war keine Zeit, dafür mußten die Sautätskolonnen sorgen. Wir mußten weiter voran. Da sperren uns Drahtverhaue die Bahn, was nun? „Drahtschere her!“ Schon waren Pioniere beim Zerschneiden der Bollwerke. Einige hatten einen schmalen Durchgang gefunden, andere sprangen als gewandte Turner über halbgefüllte Drahtzüge und weiter ging es an den feindlichen Graben zum Handgemenge. Krachend fuhren plötzlich Sand und Eisenstücke umher, Handgranaten taten ihre Wirkung. Wir standen vor dem feindlichen Graben — wir sprangen hinein. Die Besatzung des Grabens ergab sich. Furchtbar hatte unsere Artillerie gewirkt. Viele Franzosen lagen unter den Trümmern der zerschmetterten Unterstände begraben. Die meisten Gefangenen waren völlig abgestumpft infolge des heftigen Geschützkampfes. Ein Maschinengewehr ward beschädigt genommen, ein anderes bediente ein junger Leutnant gegen uns. „Ergeben!“ „Levez les mains!“ „Hände hoch!“ tönte es ihm entgegen, doch er zog seinen Degen. Das gegen ihn gerichtete Gewehr eines Jünglings versagte, kurz entschlossen sprang der Jüngling zu und erfaßte den Franzosenleutnant beim Kragen, gefangen wurde er abgeführt. Der Kampf tobte weiter, jedes Kommando erstarb in dem Klattern, Säusen und Brausen, stark wie Meeresbrandung. Eine Grabenreihe des Feindes nach der anderen wurde überannt, trotz Hagel von Infanterie-, Artillerie-, Maschinengewehr- Geschossen und Handgranaten; trotz Regen und Wind, trotzdem mancher seine Füße kaum aus dem weichen Lehmboden hervorziehen konnte und verschiedene deshalb einfach die Stiefel stecken ließen und barfuß weiter-

eilten. Schon längst hatte sich unsere andere Kompagnie in unsere gelichteten Reihen eingeschoben. Wir gelangten in eine Schlucht, die von Schwarzen besetzt war. Keinen Fuß breit wollten sie weichen, aber sie konnten doch nicht standhalten. Teils sanken sie dahin, teils flüchteten sie in eine Höhle und wurden gefangen genommen. Einige von uns brachten sie hinter unsere Reihen zur Weiterbeförderung, nicht mit leeren Händen, nein, sie mußten von unseren Verwundeten etliche mitnehmen zum Verbandplaz. Wir andern stürmten weiter voran, durch den Eisenhagel um uns herum. Deutlich konnte man sogar die schweren Artilleriegeschosse durch die Luft sausen sehen und hui-hui pfeifen die Gewehrfgeln kreuz und quer. So gelangten wir bis an den Waldesrand, welcher die Höhenfläche besäumte und von den Franzosen hartnäckig gehalten wurde. Da bekamen wir plötzlich auch Feuer von hinten und von der Seite. „Nieder! Werft euch nieder! Unsere eignen Kameraden beschießen uns ja!“ Die Verbindungen waren abgerissen, die Befehlsordonnanzen abgenommen, die Führer dahin. Etwa 15 Mann waren wir an einem Graben gelangt

und warfen uns hin. Die Franzosen darinnen hoben die Hände und wurden herausbeordert. Schon hatte ich sechs Feinde beisammen, zwei andere aber wollten mit ihren Gewehren nach rückwärts davon. „Hall! Waffen nieder! Hierher!“ Die Gefangenen schrien es mit. „Bas les armes! Ici!“ und die Ausreißer fügten sich, kamen herüber und wurden mit fortgeschafft, nachdem ihnen auf inständiges Bitten erlaubt wurde, ihr Brot mitzunehmen und zu essen. Weiter konnten wir nun nicht vorgehen, es wurde neblig und Abend. Deshalb Spaten heraus und Deckung gesucht. Es regnete und regnete, Geschützfeuer und Gewehrfeuer hielten an und wir schaukelten im Liegen Erde vor uns bis in die Nacht hinein. Endlich hatten wir einen Graben ausgehoben und konnten ein wenig ausruhen. Doch hier rief um Hilfe und dort jammerte es, „helft mir doch, gebt mir einen Tropfen zu trinken.“ „Au!“ schrie jemand neben mir auf. „Was ist denn, Kamerad?“ „Ach, es brennt so, Wasser! Ach meine Beine sind ja ganz tet geworden!“ „Hier, trinke, der liebe Gott wird noch mal helfen!“ Franzmann hatte ihn getroffen, durch die Schulter war das Geschöß in den Rücken gegangen. Er mußte fortgetragen werden durch die dunkle Nacht über das zermühlte und besäte Schlachtfeld. Wie mochten



Geisler, der Pionier von Neu-Guinea.



Die Kirche von Chasipur.

die armen Verwundeten leiden, die unverbunden umher lagen, weil das schreckliche Geschützfeuer das Aufsuchen der Verwundeten unmöglich machte. Mancher mußte in der kalten Nacht dort draußen sein Leben aushauchen. Was doch der Krieg für ein graufes Handwerk ist! Kaum graute der Morgen, da ging es mit Handgranaten vorwärts und bald hatten wir vier Geschütze mit samt Munition in Händen, die Verschlüsse wurden ausgelöst und weiter ging es. Den Bergabhang hinab liefen Franzosen, ihnen folgten Handgranaten und wir eilten hinterdrein. Wir hatten den Sieg erkämpft.

4. Nach dem Siege.

Am Abhang fanden wir den Eingang einer Höhle, da gingen wir vier Mann hinein, während die übrigen teils Halt machten, um die Verstecke am Abhang zu durchforschen, teils ins Dorf Bury de Long hinabzu steigen. In der Höhle fanden wir ungezählte Gänge und Räume als Unterfunftsort benutzt und mit Kornistern und Lebensmitteln belegt. Da konnten wir uns ein wenig ausruhen und laben an Brot und Fleischkonserven. Wie das mundete nach so langer Zeit und nach den vielen Strapazen. Eine Gefechtsordnung brachte uns die Nachricht, daß der Kaiser der Schlacht beigewohnt und wir ihn wohl noch sehen würden. Wie durchzuckte diese Kunde die Herzen! — Der Kaiser bei uns während der Schlacht, besorgt um das Wohl seiner Truppen und seines Volkes! Nicht eine in Zurückgezogenheit lebende Staatspuppe oder ein weit vom Schuß weilender Führer, wie die Franzosen über ihre obersten Heerführer in Worten und Briefen klagten! Für solchen Herrscher und Herzog geht der Deutsche ins Feuer, in den Tod!

In der Höhle lag ein toter französischer Korporal, den brachten wir hinaus, ein schwer verwundeter französischer Offizier wurde ebenfalls ans Licht befördert. Einige gingen mit einem Kameraden auf das Schlachtfeld zurück, um dessen Bruder zu suchen. Ueberall ein Durcheinander von stummen Zeugen schrecklichen Kampfes. Tornister lagen in Schlamm, zerhobene Gewehre erzählten von den Leiden ihrer Besitzer. Riesen große Granatentrichter gähnten uns gleich Massen gräbern zu. Ein entsetzlich trauriger Anblick. Der Gesuchte wurde gefunden und mit ihm so manch anderer Kamerad. Wer genaue Zahlen Toter und Verwundeter und Kranken wissen will, muß sich an die Sanitätskolonnen wenden, welche das Schlachtfeld mit dem Landsturm bataillon absuchten. Nachmittags rückten wir ins Dorf, nachdem wir alles erkundet und gesichtet hatten und hofften Ruhe zu bekommen. Doch gegen Abend hieß es: „Einen neuen Graben ausheben, manns tief.“ Am jenseitigen Rande des Dorfes gruben wir uns ein. Gegen Morgen war der Graben fertig; wir lagen darin, fragten und sagten einander wer fehlte, gefallen oder verwundet sei. Alle Zugführer, der Kompagnieführer, verschiedene Korporalschaftsführer und eine stattliche Anzahl tapferer Streiter unserer Kompagnie waren geblieben. Andere wurden gnädiglich und wunderbar bewahrt vor tödlichen Kugeln. Einem Wehrmann schlugen drei Wehrgeschosse durch den Helm, er selbst blieb unverletzt. Ein Geschöß traf das Kochgeschirr eines Mannes, durchquerte die Schmalzdose, welche darinnen verpackt war, schlug durch den Tornister und kam zur Seite heraus, ohne weiter Schaden zu tun. Der

Spaten eines Kameraden, die Feldflasche eines andern Kameraden waren durchlöchert, sie selber blieben unverletzt. Wahrlich es sind Wunder der Gnade Gottes vor unsern Augen. Solche Erlebnisse mußten auf die Knie ziehen, den Dank aus den Herzen pressen und sprechen lehren: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“

Am nächsten Morgen kam die Ablösung und wir marschierten 15 Kilometer zurück. Und da erlebten wir etwas ganz Herrliches. Die Kraftwagen des Armeoberkommandos kamen herangefahren und hielten bei unserm Regiment. Und wer saß drinnen? Unser Kaiser mit dem Generaloberst von Kluck. Der Kaiser begrüßte uns und dankte uns, daß wir so wacker gekämpft, und dann jagte der Wagen weiter. Wir aber zogen unseren Quartieren zu. In meinem Herzen wohnte köstliche Freude und tiefer Friede. Wie sind wir doch so herrlich geborgen in der Hand unsres Heilands. Und das Psalmwort kam mir nicht aus dem Sinn:

„Gelobt sei der Herr täglich, er legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet!“

Der Held von Ghafipur.

(Gehört als Nr. 6 zum Artikel „Vater Gohner“.)

Seht ihn euch nur einmal an, den prächtigen Vater Ziemann. Nicht wahr, der gefällt euch? Mir auch. So köstlich wars auch, wie er Missionar wurde. Er war ein frommer Bauer in der Altmark. Zimmer klarer wurde es ihm, daß er Missionar werden müsse. Da fuhr er eines Tages nach Berlin und besuchte Vater Gohner. „Herr Pastor, ich möchte gern Missionar werden. Ich habe zwar eine Frau und bin schon 33 Jahre; aber ich will gerne den Heiden zum Frieden helfen.“ „Was sagt denn deine Frau dazu?“ fragte Gohner. „Ach, mit der habe ich noch gar nicht gesprochen.“ „So, dann gehe nur wieder heim und rede erst mit deiner Frau.“ Es hat nicht lange gedauert, da kam Ziemann wieder zu Vater Gohner, ein kleines Handkofferchen in der Hand und seine Frau dabei. „So, nun haben wir unser Bauerngut verkauft und sind bereit, uns zu den Heiden senden zu lassen“, sagte der biedere Bauer. Da meinte Gohner: „Aber ich habe kein Geld euch anzufenden und draußen zu erhalten!“ „Oh“, meinte Ziemann, „bis Indien reicht schon der Erlös unseres Gütechens und weiter wird der Herr sorgen!“ Vater Gohner sah, was in dem ungebildeten Bauern mit den klugen Augen und den scharfen, energischen Zügen steckte und freute sich über die prächtige Art des Mannes und seiner Frau. Und am 5. September 1842 wurde Wilhelm Ziemann in der Bethlehemskirche zu Berlin abgeordnet und nach Indien gesandt.

41 Jahre lang war er Missionar in Indien, weitans die meiste Zeit in Ghafipur am Ganges. Was er alles erlebt hat! Wie prächtig er mit den Opiumbauern auf dem Marktplatz zu reden verstand! Wie fröhlich er Monate hindurch durch Nordindien zog und predigte und bei Freunden um Gaben für seine Arbeit bat! Wie er Tausenden zum Segen wurde. Es war sehr richtig, daß man den machtvollen, eifrigen und gesegneten Missionar weit hin den Held von Ghafipur nannte. Noch schöner aber ist, daß der Herr einst zu ihm sagen wird: „Ei du frommer und getreuer Knecht.“

Der Kinderfreund erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F. r t s c h, Berlin Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Sandbühlstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. J. Meißner), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



6. Jahrgang

Januar 1916

Nr. 1

Vater Gossner.

Wer an mich glaubt, von des Leib werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Joh. 7, 38.

Zuerst seht ihr euch doch die Bilder im Kindergruß an, nicht wahr? Da blickt euch ein liebes Gesicht entgegen. Wohl die meisten von euch kennen es schon: das ist unser lieber alter Vater Gossner. So hat er ausgesehen, wie er als 70 jähriger Greis draußen vor den Toren Berlins gewohnt hat. Das ist schon lange her, damals sind eure Großväter kleine Jungens gewesen. Wir wollen uns einmal zurückverlegen in jene Zeit und den lieben Pastor Gossner in seinem Hause besuchen. Die Potsdamerstraße müssen wir hinauswandern. Die sah ganz anders aus als jetzt. Gemütsfelder und weit angelegte Gärten rechts und links, dazwischen eine Villa oder auch ein einfaches Häuschen, wo Sommergäste oder einfache Aders- und Gärtnerleute wohnten. Bismarck weit draußen stand im Vordergrund eines weiten Gartens rechts an der Potsdamerstraße das Haus eines frommen Christen; und wir gehen am Haus vorbei durch den Garten auf ein kleines Häuschen zu. Dort wohnt Gossner. Oft geht er im Garten auf und ab, pflegt die Blumen, sieht nach den Sträuchern, freut sich des leuchtenden Sonnenscheins. Heute ist er nicht da. Wir treten ins Häuschen. Zuerst kommen wir in ein kleines Empfangszimmer und dann treten wir in sein Studierzimmer. Ja richtig, das ist ein Studierzimmer. Überall liegen Bücher und Heftchen und Schreibereien herum und auch allerlei feine



Vater Gossner.

Sachen sind zu sehen, aus Indien und der Südsee, aus Afrika und Australien. Und dort am Fenster im großen Lehnstuhl sitzt Vater Gossner, gerade wie ihr ihn auf dem Bild seht, eine große kräftige Gestalt, angetan mit einem bequemen schwarzjamtnen Hausrocke, das Samtkäppchen auf dem ehrwürdigen weißen Haupt und leuchtend blickend aus dem sanften Gesicht ein Paar schöne graue Augen, scharf und klar. Er sieht zum Fenster hinaus. Er denkt wohl nach, und Gottes wunderbare Führungen in seinem Leben ziehen an seiner Seele vorüber; wir wollen ihn nicht stören. Wir wollen uns still niederlegen und mit ihm im Geiste durch die Jahrzehnte zurückwandern und Bilder aus seinem Leben schauen.

1. Der Priester von Dirlwang.

So schön und friedlich liegt das Dörflein Dirlwang in der Bahrtschen Hochebene, umgeben von schönen Mattenwiesen und fruchtbaren Kornfeldern, eingerahmt von lieblichen Obstgärten; und drüben im Süden da leuchten die schneebedeckten Gipfel der Tiroler Alpen herüber. Am Ende des Dorfes liegt das geräumige Pfarrhaus und nicht weit davon erhebt sich ein Hügel und von oben schaut das freundliche Kirchlein ins blühende Land hinaus. Es ist Sonntag morgen. Den Hügel hinauf, aufs Treppengeländer gestützt, steigt der Pfarrherr, ein katholischer Priester, im Messgewande; ein junger stattlicher Mann; ihr würdet ihn kaum erkennen. Es ist Johannes Gossner, der Priester von Dirlwang. Es ist noch lange hin bis zum Gottesdienste und doch ist lebendig auf den Straßen, nicht nur drum-

ten im Dorf, sondern auch draußen im Land. Es war damals eine Zeit wie die, von der das Buch Samuels sagt: Das Wort Gottes war teuer im Land. Das katholische Volk hat damals auch unter toter Vernunftweisheit und dabei unter öden Menschenfakungen leiden müssen. Aber der junge Priester Gohner hatte die Gnade Gottes an seinem Herzen erfahren, er war ein katholischer Priester echt evangelischer Art. Er wußte, daß Christus für uns gestorben ist und daß er in uns lebt und regieren will. Und das ist ja, was wir Menschen brauchen, wenn wir glücklich sein wollen, Christus für uns und Christus in uns. Und diesen Christus hatte Gohner und diesen Christus verkündigte er und nach diesem Christus letzten Hunderte und Tausende auch dort in der Bayerschen Hochebene, und darum kamen sie von allen Seiten, wie Durstige zum labenden Quell. Als die Glocken zu läuten begannen und die Katholiken ringsum zum Gottesdienst riefen, da war das Kirchlein schon längst gefüllt, und vor der Türe standen ganze Scharen und auf den Straßen sah man noch viele ankommen. Da stieg der Priester nicht auf die Kanzel; er führte die Gemeinde hinaus vors Gotteshaus und den Hügel hinab lagerte sich das Volk und dann hielt er im Freien den Gottesdienst und es war auch eine Bergpredigt, die mächtig weithin ins Tal schallte und mächtig in die Herzen drang. Und den Zuhörern mag wohl auch so ähnlich gegangen sein wie den Juden dort am See Genesareth, daß sie sagten: „Der predigt aber gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Und wenn sie dann wieder heimwärtszogen, dann nahmen sie einen köstlichen Schatz mit, ein Stück von dem Segen, der aus der Ewigkeit quillt.

2. Der alt-böse Feind.

Wo Gottes Wort lebendig und kräftig ist, da regt sich auch der böse Feind, der das Laufen und Wachsen des Gotteswortes hemmen möchte. Gott hatte sich den katholischen Priester zum Rüstzeug auserwählt, da hat sich denn der böse Feind mit Macht wider Gohner gestellt. Aber wunderbar! Wie in der Josephsgeschichte so wars auch im Leben Gohners: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Wie ein geheßtes Wild mußte sich Gohner von allerlei Feinden jagen lassen. Und in Gottes Hand war das ein Mittel, den gewaltigen Prediger auf recht viel Kanzeln in den verschiedensten Ländern zu stellen, den eifrigen Seelsorger recht mannigfaltigen Menschen zum Wegweiser in den Himmel werden zu lassen, den glaubensstarken Vater vielen zum Trost und zur Stärkung zu setzen.

Den Jesuiten und anderen Mönchen hat es gar nicht gefallen, daß Gohner nur vom Heiland sprach und Maria und die Heiligen für die Erlösung nichts gelten ließ; daß er in Bibelstunden das Wort Gottes erklärte; daß er den Kindern den Heiland vor die Seele malte, daß er im Beichtstuhl die Gewissen mächtig anpackte und zur Sinnesänderung trieb. Und es ist den Jesuiten gelungen, Gohner ins Priestergefängnis zu werfen und später ihm das Pfarramt in Dirlwang unerträglich zu machen. Dann kam er nach München. Wieder hat er dort die Massen mächtig ergriffen. Wenn die nach Gottes Wort begierigen Menschen in Gohners Haus gingen zur Bibelstunde, da begegneten sie wohl in der Nähe seiner Wohnung einem finster, aber scharf blickenden Menschen; es war ein Spion, den die Jesuiten gesandt hatten, damit er aufpasse, wer alles zu Gohner ginge. Weiter steckten sich die Feinde hinter die

Vornehmen und die Staatsmänner und heßten gegen den gewaltigen Prediger. Da wurde Gohner so gequält, daß es ihm klar wurde: „Ich muß den Staub Münchens von meinen Füßen schütteln.“ So nahm er denn eine Berufung als Religionslehrer ans Gymnasium Düsseldorf an. Als er seine Abschiedspredigt hielt, da war die Kirche schon drei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes bis auf den letzten Platz gefüllt. Natürlich waren auch Feinde von Gohner dabei. Sechs Männer hatten sich verabredet, ihn in seiner Predigt zu stören und zu schreien: „Du lügst, du bist ein Verführer des Volkes!“ Aber Gohner predigte so gewaltig vom alten, echten Glauben, daß ihr Hohn verstummt, und tief ergriffen verließen sie das Gotteshaus.

Kaum war Gohner in Düsseldorf, so spürte er, daß seine Feinde schon gegen ihn gewühlt und geheßt hatten. Er schrieb damals an einen Freund: „Der Teufel war schon acht Tage vor mir hier, er muß mit Extrapost gefahren sein, und verläumdete und lästerte und machte mich überall verdächtig. Die Pfaffen, Franziskaner und Jesuiten speien Gift und Galle über mich, lärmten und legen mir lauter Hindernisse in den Weg.“ Da mußte Gohner wieder sein Bündel schnüren und kam nach Petersburg.

Aber auch dort ließen ihn die Feinde nicht in Ruhe. Wie überall, so strömten auch dort Alt und Jung, Vornehm und gering in seine Gottesdienste. Die schöne Maltbekerkirche, an der er Pastor war, war jeden Sonntag bis aufs letzte Plätzchen gedrängt voll, obwohl der Gottesdienst so früh anfang. In Gohners Wohnung wurde ein Versammlungsaal hergerichtet, der 1000 Personen faßte und jeden Donnerstag saßen dort die aufmerksamen Zuhörer einer am andern. In der Dominkerkirche predigte er in die Woche, und obwohl Tausende sich daran erquickten, die Mönche ärgerten sich darüber. Hinansweisen konnten sie ihn nicht, da griffen sie zur List. Sie ließen oben in der Kuppel der Kirche einige Fenster offen, und es zog häßlich in der Kirche und des öfteren erkältete sich der Prediger. Schließlich merkte er die Ursache und die Anstifter des Schabernacks. Aber Gohner ließ sich nicht anfechten. Endlich gelang es aber doch den Feinden, Gohner so zu verläumden, daß er Petersburg und Rußland verlassen mußte.

Nach Deutschland kam er wieder. Aber er bekam nicht Ruhe, unstät und flüchtig zog er fünf Jahre lang von Ort zu Ort, bis er endlich in Berlin evangelischer Prediger an der Bethlehemskirche wurde. Und jetzt stand er auf dem Platz, wo er den größten Segen austreuen durfte.

3. In der Bethlehemskirche zu Berlin.

In der Mauerstraße in Berlin ist ein kleiner freier Platz. Da steht ein kleines Kirchlein; es sieht aus wie ein großer Bienenkorb, der eine Spitze bekommen hat. Innen sind die Stühle wie ein Kreis um Altar und Kanzel geschart und auf der Kanzel stand Gohner jeden Sonntag und die Bänke waren alle belegt und die Gänge standen voll Leute und noch die Türbogen waren gedrängt voll. Gewaltig rief er zur Buße und hat manchem aus sicherem Sündenschlaf aufgeweckt.

Einnmal saßen am Sonntag früh nach durchschwärmter Nacht ein paar Zechbrüder in einer Brantweinchenke. Die Rede kam auf Gohner: Da höhnte einer: „Das ist ein tüchtiger Mann, der weiß nicht nur, was die Menschen im Herzen haben, er weiß auch, was sie in der Tasche tragen!“ „Wißt ihr was,“ brüllte ein anderer, „wir stecken unsere Schnapsflasche in die Tasche

und gehen in die Kirche, wollen sehen, ob ers weiß!" Ein schallendes Gelächter lohnte den Wit, und sofort gingen sie hinüber in die Kirche. Gohner redete gerade über die Sünde der Menschen: „Wie viele sind wohl hier in der Kirche, die kommen mit all ihren Sünden vor das heilige Angesicht Gottes. Statt die Bibel und das Gesangbuch in die Tasche zu stecken, wenn sie zur Kirche gehen, kommen sie mit der Branntweinflasche; statt auf die Predigt zu hören, sinnen sie nur auf Böses.“ Da wars mit dem Spott vorüber; gerade den Hauptspötter trafs tief ins Herz, er hat mit seinem Lasterleben völlig gebrochen und Gottes Gnade erfahren. So ist Gohner unzähligen zum Retter geworden.

Was ich in der Schlacht von Soissons erlebte.

Von Missionar R. Karsten,

3. B. Unteroffizier d. Ldw. 20. Inf.-Reg. 2. Komp. 6. Inf.-Div. III. Armeekorps.

Ihr lieben Kinder habt mir so fleißig geschrieben, damit habt ihr mir eine große Freude gemacht, und ich danke euch recht herzlich für eure lieben Briefe und Karten. Da hat mancher gefragt, wie es eigentlich in einer Schlacht zugehe, aus den kurzen Heeresberichten könne er sich kein richtiges Bild machen. Da will ich euch gerne erzählen, was ich in der großen Schlacht bei Soissons erlebt habe und dann wißt ihr ganz genau, wie das ist: eine große Schlacht.

1. Unser Schlachtfeld.

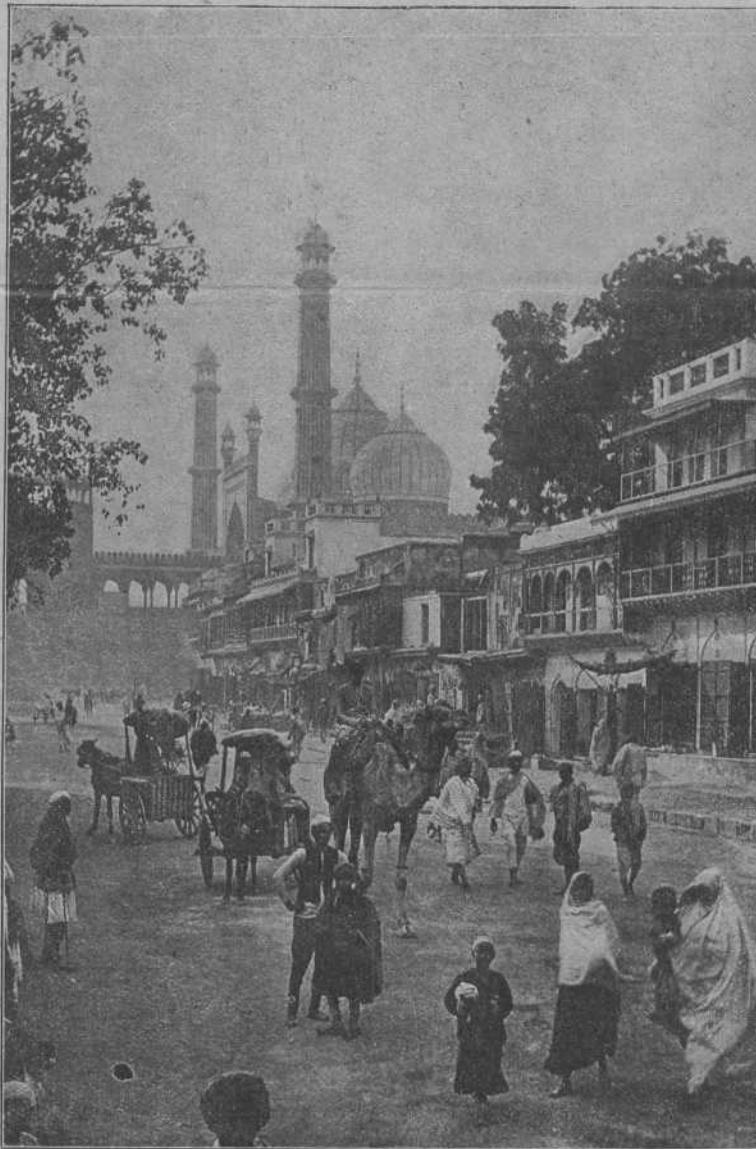
Auf den Höhen bei Soissons (sprich Süssong) hatten die Franzosen seit Herbst 1914 starke Anlagen gebaut und die Bergabhänge zu einer regelrechten Festung ausgebaut. Ein Gewir von Gräben durchzog vom Rande ausgehend die ganze Höhenfläche. Sie waren durch starke Drahthindernisse gesichert, welche nur ganz schmale Durchgänge freiließen für eigne Patrouillen. Diese Bollwerke waren zum Teil sogar mit elektrischem Strom ge-

speist und an besonderen Stellen waren weitere Anlagen von Wolfsgruben, das sind tiefe Löcher mit oben gespitzten Pfählen darinnen. — Zahlreiche Maschinengewehre hatte der Feind totbringend in Unterständen eingebaut und das Artilleriefeuer wurde prächtig durch Beobachtungsposten, auf Bäumen versteckt, geleitet und wirksam über unsere Stellungen gebracht. Besonders überschütteten drei Geschütze schwersten Kalibers unsere Gräben von der Flanke aus mit ihrem Feuer und verursachten viel Leid, weil ihnen garnicht beizukommen war. An dem gegenüberliegenden Höhenzug waren sie in Kalksteinhöhlen versteckt, wurden auf Schienen hin und her befördert, sodas eine Beschießung aussichtslos erschien.

Angriffsarbeiten wurden gemacht. Wo die Gräben wenige Meter einander gegenüberlagen, bekämpfte man sich Tag und Nacht über und unter der Erde. Scharfschützen lagen wohlverborgen hinter eingebauten Sandfäcken auf der Lauer, um jeden, der sich unvorsichtig zeigte, abzuschießen. Leichte Feldgeschütze und Minenwerfer arbeiteten andauernd. Wie die Maulwürfe gruben Pioniere ihre Stollen zum Sprengen oder trieben Sapfen nach vor- oder seitwärts.

2. Vorbereitungen zur Schlacht.

Am Abend des 9. Januar 1915 waren wir von einem Dorf hinter der Front vorne angelangt und zogen mit großen Spaten und Kreuzpicken versehen zu einer Höhe hinauf. Dort hatte unser Schwesterregiment seine Stellung inne. Diese durchzogen wir und schlichen uns heraus, dem Feinde entgegen. Pioniere hatten uns ein weißes Band gezogen, welches uns die Richtung eines neu zu schachtenden Grabens angeben sollte. Das suchten wir, fanden es aber nicht. Es war stockfinster geworden und Regenwetter brauste über uns hin; der Wind peitschte uns gründlich durch. Er hatte auch das weiße Band zerrissen und so kam es, daß wir uns



Delhi, die Hauptstadt von Indien.

plötzlich ganz nahe am feindlichen Graben befanden. Eine Leuchtrakete fuhr in die Höhe, wir hatten noch Zeit, uns schnell auf den aufgeweichten Boden zu werfen und wie altes Gestrüpp regungslos da umherzuliegen. Gleich leuchtete noch eine Rakete auf und wieder eine. Es mochten wohl einige Spaten geklappt und die feindlichen Posten mißtrauisch gemacht haben. Einer von ihnen glaubte jedenfalls den sich nahenden Feind zu hören und knallte eins nach dem andern los, aber es wurde wieder ruhig. Bei dieser Beleuchtung hatten wir aber unsere Augen gebraucht und endlich das weiße Band gefunden, uns überhaupt orientieren können. Wir waren nämlich so in die Irre geraten, daß wir schließlich garnicht mehr wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten. Schnell wurde das Band geknüpft, gespannt und nun verteilten wir uns daran und begannen mit dem Ausheben des Grabens. Es sollte ein Sturmgraben werden und mußte natürlich in jener Nacht fertig sein. Es gelang auch, trotzdem Franzmann unser Arbeiten, Hacken, Bücken und Graben vernahm und uns durch andauernde Leuchtraketen, auch durch fortwährendes Gewehrfeuer stören wollte. Gegen Morgen verschwanden wir wieder wie die Heizermännchen zu Köln nach getaner Arbeit.

Planmäßig arbeiteten so auf der ganzen Linie Artillerie und Infanterie mit Pionieren vereint, um ein glückliches Gelingen vorzubereiten. Die ganze Gegend schien lebendig zu sein, jeder Weg, jeder Steg wurde gemißt. Die Straßen waren belebt von Munitionswagen und Meldereitern; Truppenkraftwagen eilten hin und her, brachten Verwundete fort, andere kamen mit Munition herbei. Gefangene französische Truppen wurden durchgeführt und so fort. Regen und immer wieder Regen dabei. Der Himmel sah aus, als wollte ein Gewitter losbrechen und alles Heulen der schweren Geschütze mit seinen majestätischen Blitzen und Donnern verschlingen. Ein paar Tage später, am 12. Januar, gelangten wir durch knietiefen Schlamm in die großen Höhlen bei einem Dorfe B. und blieben da in Gefechtsbereitschaft. Vor uns brüllte die Schlacht. Ununterbrochen tobte heftiges Artillerie- und Infanteriefeuer die ganze Nacht hindurch. Strohlend suchten und durchkreuzten die Lichtkegel französischer und deutscher Scheinwerfer einander über den Stellungen. Zu beiden Seiten zuckten Leuchtraketen auf, um die Finsternis zu durchdringen und Ziele zu zeigen. Tote und Verwundete wurden herbeigebracht, verbunden und weiter befördert oder zur Ruhe bestattet. Da vorne tobte erbitterter Kampf. Bald sah man schwarze Rauchsäulen haushoch emporsteigen, bald wirbelten die Geschosse branne Erdmassen durch die Luft, mit Bretter und Balken vermischt, bisweilen zerföhrten schwere Granaten und brüllten und färbten alles im Bereiche umher mit gelbem Rauch und Dunst. Der Feind leistete zähen Widerstand, aber es half nichts, wir eroberten das Gelände, erstürmten die Gräben des Feindes und behielten sie trotz aller Kräfteanstrengungen und Gegenangriffe. Wie das zugeht, will ich euch genau erzählen. Aber ihr müßt Geduld haben bis ihr die Februarnummer des Kindergrußes bekommt.

(Fortsetzung folgt.)

Hört mal zu.

Habt ihr euren lieben Eltern recht schön „Ein gesegnetes Neues Jahr“ gewünscht? Das ist gut. Nun will euch auch der Kindergruß seinen Neujahrswunsch entbieten: Der treue Gott möge eure lieben Väter und Brüder und großen Freunde recht bald unter dem Jubel der Friedensglocken als Sieger heimkehren lassen, und euch viel Gnade und Segen schenken und euch zu eifrigen Mitarbeitern am Bau seines Reiches machen.

Zum Dank für eure Missionsarbeit sollt ihr nun auch wieder jeden Monat euren Kindergruß erhalten. Ist euch das recht? Ich hoffe, ihr freut euch tüchtig. Also im Februar bekommt ihr die zweite Nummer.

Und nun will ich euch auch gleich verraten, daß euch in diesem Jahr der Kindergruß in jedem Monat von einem „Großen im Reich Gottes“, von einem berühmten und von Gott reich gesegneten Missionsmann erzählen will. Das sind auch Helden. Und ihr dürft euch das ganze Jahr über nicht nur über unsere Kriegshelden zu Wasser und zu Land freuen, sondern auch über die Helden des Geistes im Kampf des Lichtes mit der Finsternis. Und wenns Jahr um ist, dann habt ihr viel Schönes aus der Missionsgeschichte gelernt. Dann merkt's euch aber auch! Das ist auch ein Neujahrswunsch vom Kindergruß.

Und nun noch einen Wunsch. Wollt ihr uns beten helfen? Am 23. November ist draußen in Madras in Indien das Schiff Gokkonda abgefahren. Auf ihm sind fast alle unsre indischen Missionare mit ihren Frauen und Kindern. Die englische Regierung will sie nicht mehr in Indien haben solange der Krieg dauert. Nun müssen sie die lange Fahrt nach Deutschland machen, durch Winterstürme hindurch, durch die Minenfelder, an U-Booten vorbei. Helft uns, sie sicher durch alle Gefahren hindurchzubeten. Betet bis 15. Januar alle Tage: „Lieber Gott, behüte unsre lieben Missionsleute auf der Heimreise. Amen.“ Und dann vergeßt auch nicht, Gott für die Hilfe zu danken.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein:

Staniol und Briefmarken: Frau Hagedorn in Tüß 2 Sendungen St.-Kopfen u. Br. d. P. Kleine-Friedenau 1 Kiste St.

Gaben: Elisabeth Kiemer-Badeleben Kr. Neuhaldensleben gesammelt von Kinder-Gruß-Lesern zum Eintadantfest 2,84 M. Sonntagschule des Chr. B. J. M. d. A. Schröder-Berlin, Widerstr. 13,25 M. Wilh. Dettmer-Dittler 2 M. Fr. Sternberg v. d. Konfirm. i. Seelow 2,92 M. Mädchen d. Luifensschule Friedenau am Missionsfest überreicht 10 M. K. G. D. Gemeindehaus Wilmersdorf d. Pfr. Weichow 13,10 M. Dom-K. G. D. Halle a. S. für Kl. K.-Schule in Ranchi d. P. Lic. Baumann 70 M. Konfirmationsgabe Blankensee vom. 20 M. Kindergottesdienst Salzkufen Missionsfestfest 6,80 M. Strichschule Leuznau d. Fr. Pfr. Hanemann 18 M. Frieda Hansenstein Ludwigswinkel d. Pfr. Weber 2 M. Aus dem Missionsneuer der Kl. K. Schule Gerhausen d. Pfr. v. Jan 5 M. Kleinunterlehrerin Martha Schmidt Hamersleben, von den Kleinen für die armen Heiden gesammelt 4 M. Obere Kl. K. Wehagrah. halt Feiß d. P. Wötter 10 M.

Sammelverein: Lehrer Meyer-Soltensen 13,30 M. P. Voigt Konfirm. Samml. Neutölln 29,46 M. Konfirm. Samml. Wafewalt d. Sup. Ritter 11,61 M. P. Barling-Weißel 5 M. Schwester Meta, Stift. Salem Stettin 20,70 M. Jementraudi Hige-Berlin, Samml. d. Schölerinnen d. 143. Gem.-Schule 5 M. Von Kindern der Kirchengem. Vadem d. Dr. Bohlem 10,35 M. Schwester Meta Andre, Stift. Salem Stettin, Samml. d. Kleinsten 10,21 M. P. Gattig-Mehesdorf 15 M. Kantor Weiß-Rothkirch 2,72 M. Hauptlehrer Binzmann-Wferde 8 M. Kindergottesdienst Marius-Steglich 109,54 M. Sammelverein P. Kleine-Friedenau 33,63 M. P. Peter-Friedenau, Sammelbüchsen 15,86 M. Kindergottesdienst Friedenau d. Frl. Schönwald 123,13 M. Sonntagschule der Altenburg St. Wit. Merleburg d. P. Deltus 10 M. Konfirmationsammlung Wendisch Siffow d. P. Brunnemann 3,55. Konfirmationsammlung Herzogswalde d. P. Stoich 30,70.

Es grüßt euch herzlich Euer Missionsinspektor Fürtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Fürtsch, Berlin-Friedenau, Lauterstr. 10.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Ganderstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Meißner), Berlin C 19, Ballstr. 17/18.



5. Jahrgang

März und April 1915

Nr. 3 und 4

Von unfrem Missionar im Schützengraben.

Nach den Briefen des Missionars R. Karsten, Gefr. d. Landw. Aktives Inf.-Reg. Nr. 20, 2. Komp., 6. Div., III. Armee-corps.

Meine lieben kleinen Freunde und Freundinnen!
Ihr fleißigen Leser vom Kindergruß!

Sei, wenn Ihr mich sehen könntet! Da liege ich in meiner kleinen Erdhöhle auf dem Boden, vor mir das Briefpapier, daneben ein Kerzenlichtlein mit flackerndem, trübem Schein. Die Herren Franzosen lassen mir gerade ein wenig Zeit zum Schreiben, zwar zischt ein bisschen, feng-bitsch! das sind die französischen Gewehre, und — hatsch! schlägt ein Geschöß ins Erdreich, und da, hatsch! wieder eins, zum zweitenmal spritzt der Sand umher. Aber das sind wir gewöhnt, das sehen wir nicht als Störung an, ich kann euch also schreiben.

Das war aber eine Ueberraschung im Dezember! Da kamen auf einmal eine ganze Menge Briefe und Karten an mich aus allen Teilen Deutschlands. Wußte zuerst gar nicht, wie mir geschah, als die reiche Post an mich kam. Ich war ganz verdukt, aber dann wurde die Freude immer größer. Ich glaube, ihr könnt es gar nicht ermessen, was ihr mir für eine Freude gemacht habt, die ihr das „Achtung!“ im Dezember-Kindergruß so nett befolgt habt! Ich sage euch allen innigen Dank. Es hat mich recht froh gemacht und erquickt, als ich alle die lieben Kinderzeilen lesen durfte. Sah ich doch daraus, wieviel Liebe zu unserer Mission lebendia ist. Manche von euch baten mich, etwas aus dem Schützengraben zu erzählen, und gerne tu ichs. Nun hört mal zu.

1. Ein Besuch im Schützengraben.

In sternklarer Nacht machen wir uns auf den Weg. Am hellen Tag dürfen wir nicht wandern, sonst sehen uns die Feinde und dann wehe! Zuerst gehts wie auf Bergwellen auf und ab. Dann kommen wir auf eine Höhe. Durch einen breiten Waldstreifen geht der Weg,

tief ausgefahren, da auf einmal ein großes Loch mitten im Weg, so groß, daß zwei tote Pferde bequem drin untergebracht werden können, nicht weit neben dem Pfad wieder so ein Loch und noch mehreren Begebenen wir, das sind die Löcher, die die fürchtbaren Granaten in die Erde gerissen haben. Der Wald ist aus, nun gehts den Bergabhang hinab. Wir sind ganz nah am Feind. Die Kugeln schwirren ihren zischenden singenden Weg. Bald hier bald dort durchtofen die verschiedenen schweren Brummer die Nacht. Das Geknatter der Gewehre ertönt allerorts. Aber das hindert uns nicht und macht uns nicht bange, ihr wißt ja, daß Gott seinen Engeln Befehl gegeben hat, seine Kinder zu behüten und wir trauen ihm und hoffen auf seine Hilfe, auf allen Wegen. Durch einen Hohlweg gehen wir weiter, biegen dann rechts ab und steigen eine Erdtreppe hinauf: wir stehen vor einem schmalen, nur $\frac{1}{2}$ Meter breiten Gang, der manns hoch in die Erde gegraben ist. Das ist der Eingang in die Erdstadt der Schützengraben. Im Zickzack, damit die feindlichen Geschosse ihn nicht bestreichen können, zieht sich der Gang immer tiefer den Abhang hinunter, da auf einmal gabelt sich der Gang. Geradeaus gehts zum Lauscherposten. Ganz weit nach vorne ist der Graben getrieben und der Posten dort ist nur noch ein paar Meter vom Feind entfernt. Wir biegen links ab und stehen im Schützengraben. Wie eine lebendige Mauer stehen an der Brüstung die Kämpfer, Mann neben Mann, jeder an seiner Schießscharte und spähen unbeweglich und ernst hinüber nach dem feindlichen Graben. Vorsichtig lugen sie hinaus, die kleinste unvorsichtige Bewegung kann den Tod bedeuten, zeitenweise verweilt kaum ein Tag, an dem nicht ein wackerer Bruder tot zusammensinkt und manche verwundet zurückfallen. Und scharf gilts aufzupassen, jede Bewegung des Feindes muß beachtet werden, damit er uns nicht plötzlich mit einem Ueberfall überrascht. Auf der Wachsamkeit der Posten beruht das Leben Hunderter von schlafenden Kameraden. Es ist

eine furchtbar ernste und verantwortungsvolle Arbeit, die die stillen Männer da an der Brustwehr leisten, keinen Augenblick Ruhe. Drüben blüht ein Licht auf. Wie ein scharfer Peitschenschlag knallt durch die Nacht. Baff — bittsch — battsch, schlägt das Geschloß in den Sand. Langsam nimmt einer der Posten den Kolben an die Schulter, bumms, lauts als Antwort hinüber. „Wir wachen“ heißt diese Antwort. Und so gehts die ganze Nacht.

Wir sehen uns weiter um im Schützengraben. Dort in der Brüstung ist ein Loch. Auf dem Brett drüber ist mit Kreide stolz „Villa Sorgenfrei“ geschrieben, weiter hinten sehen wir eine Höhlenöffnung mit der Ueberschrift „Friedenshütte“. Das sind die Eingänge oder besser Einschlüpfe zu den Erdwohnungen der Schützengrabenmannschaft, die gerade nicht Posten steht. Freilich einer Villa sehen sie nicht gleich. Da ist eine Höhle, die reicht gerade für einen Mann, wenn er sich wie ein Igel zusammenrollt. Die andre dort ist allerdings großartig, da können 5, und wenn sie sich noch enger aneinanderpressen, sogar 6 Mann nebeneinander liegen. Und diese feine Villa ist sogar möbliert, allerdings der Teppich besteht nur aus einer Strohschicht. Der Stuhl dort in der Ecke stellt sich bei genauerer Betrachtung als ein wohlgefüllter Tornister heraus, der nebenbei auch als Bett-Keilpolster dienen muß. Sogar ein Schrank ist da: in die Erdwand sind viereckige Höhlen eingegraben und mit Brettern ausgelegt, in diesen Wandschränken liegen die Vorräte: Brot, Speck, Butterbüchse, auch kleine Pappschachteln der Feldpostsendungen mit Liebesgaben. Und für Beleuchtung ist auch gesorgt: ein Talglüchtlein flackert hin und her und wirft sein spärliches Licht in den anspruchslosen Raum, und außerdem versieht es noch die Stelle des Ofens und wärmt und qualmt. Also das ist der Schützengraben und da hausen wir. Und da haben wir auch Weihnachten gefeiert. Davon will ich euch noch erzählen.

2. Weihnachten im Schützengraben.

Weihnachten im Schützengraben auf Frankreichs Kluren, anstatt im trauten Indien bei den braunen Christen, welch ein Abstand! Und doch wars so wunderschön! Wir hatten uns schon vorher aus dem Walde kleine Bäumchen mitgebracht und in den niedrigen Erdhöhlen standen sie nun, geschmückt, so gut es eben im Schützengraben gehen mochte. Schokoladen-Staniolpapier, Zigarrenbändchen, Papiersehnikel, Watte, gaben den Bäumchen ein weihnachtliches Aussehen und kleine Lichtlein fehlten nicht. Lichterschein und lautes Singen und Sprechen waren natürlich verboten. So hielten wir in aller Stille unsern Heilig-Abend. In einer Erdhöhle hatten wir uns zu 13 zusammengedrängt, und ganz leise sangen wir unsre lieben Weihnachtslieder. Die herrliche Weihnachtsgeschichte las ich vor und ein Kamerad hatte ein paar schöne Gedichte. Und wieder sangen wir, aber lange durften wir nicht bei einander bleiben, die Pflicht rief und nun standen wir wieder auf der Wacht hinter unsrer Schießscharte und feierten weiter. Die Christnacht war hell und klar. Tausende von Sternen funkelten am Himmel, ruhig und still lag das Gelände vor uns. „Es ist gerade, wie einst in der Nacht bei Bethlehem“ flüsterte mir mein Nebenmann zu. Ja, so still und friedlich, mitten im Krieg. Und die Gedanken wanderten zu jener stillen Nacht, die uns das herrlichste, den Heiland gebracht hat, wanderten zurück in die liebe Heimat: wir sahen uns im Geiste mit den lieben Anfrigen vereint im trauten Zimmer daheim vor dem Christbaum. Und all der Jubel der Kleinen daheim stand vor uns, und manch einem liefen still Tränen die Wangen herab. Weihnacht, fern

von der Heimat, unmittelbar vor dem Feind, und im Herzen sang und klang es doch: Stille Nacht, heute ist der Heiland geboren! Frieden auf Erden! Ja, es war doch Frieden auf Erden: gegen Morgen hörte ich Gesang aus dem feindlichen Schützengraben. Ich lauschte und lauschte und nun verstand ich der Franzosen Lied: „Mitternacht, Christen, die feierliche Stunde, wo der Gottmensch herniedersteigt zu uns!“ erscholl es; wieder hörte ich „Weihnacht, Weihnacht, der Erlöser ist da.“ Auch die Franzosen uns gegenüber feierten Weihnachten und kein Schuß störte den Frieden des ersten Feiertages, der so schön und klar nach der schönen Nacht aufstieg.

Und wir feierten. In die Kirche konnten wir nicht gehen, der Schützengraben wurde zur Kirche. Wer von unsrem 3. Zuge nicht Posten stand, sammelte sich um das Bäumchen, die Lichte wurden angezündet, wir sangen „Stille Nacht, heilige Nacht“. Dann verlas ich die Weihnachtsgeschichte und hielt eine kurze Ansprache. Dann saßen wir in Weihnachtsgedanken zusammen. Und bald herrschte die schönste Weihnachtsstimmung. Im Nu waren unter fröhlichem Gesang unsrer schönen Weihnachtslieder 1½ Stunden vergangen. Da kam der Führer des ersten Zuges unserer Kompagnie und bat mich, auch bei ihnen eine Weihnachtsandacht zu halten. So wanderte ich weiter im Schützengraben und bald sammelte sich der 2. Zug um die hehre Weihnachtsgeschichte. Der Herr Bataillonskommandeur kam gerade des Wegs und konnte so auch an der Andacht teilnehmen. Nun wollte aber auch der 1. Zug nicht ohne Weihnachtsfeier sein und so kam ich denn am Nachmittage auch zu ihnen. Es war ein reicher, schöner Weihnachtsfeiertag. Und still und friedlich ging er zu Ende. Und weils am ersten Tage so still war, wurde auch für den 2. Weihnachtsfeiertag ein Gottesdienst im Schützengraben angelegt und diesmal konnten auch alle Offiziere der Kompagnie zugegen sein und da haben wir uns nochmal erquiden können an der frohen Botschaft: „Christ der Retter ist da.“

So haben wir Weihnachten gefeiert, unmittelbar am Feind, im Schützengraben, ohne jede Störung, unter dem Gefühl: Frieden auf Erden, mitten im Feindesland! Nie werden wir diese Weihnachtsfeier vergessen und wenn wir noch so alt werden. Erhebende, unvergleichlich schöne Stunden waren es für uns Krieger hier im Frankenland.

3. Etwas vom Wetter.

Der Winter ist hier ein unangenehmer Geselle. Es liegt hier zwar nicht viel Schnee, und einen so schönen eisigen Frost gibts auch nicht. Ei, denkt ihr, da friert es wohl euch Soldaten gar nicht. Nun, da braucht ihr euch nur einmal die Gestalten anzusehen dort an den Schießscharten: eingemummt fast bis an die Nase stehen sie. Ihr Mädchen würdet da vielleicht manch alten Bekannten sehen, der euch durch die fleißigen Finger geschlüpft ist und unter euren kunstfertigen Händen zu Kopfschüler, Halstuch, Ohrenwärmer, Handschuh, Pulswärmer geworden ist. Und alle diese schönen, warmen Dinger tun hochgeschätzte Dienste. Wenn der Frost auch nicht wie haarscharfe Nadeln sticht, das lange Stehen in der Winterluft, vor allem die häßliche Feuchtigkeit in der Luft bringt einen tüchtig zum Frieren. Ja, diese Feuchtigkeit! Der dicke Nebel dringt so naßkalt durch alle Spalten und Fugen, und ganz besonders in den Morgenstunden hüllt er alles in trübes, triftes Dunkel. Zischend fahren dann plötzlich Leuchtkegel in die Luft und werfen ein grelles Licht über die ganze Gegend. Da wird man ganz unwillkürlich „in die rechte Beleuchtung gerückt.“ Doch schnell fallen die Kugeln im Gleitflug zur

Erde nieder und verlöschen und um so schwärzer liegt dann die Dunkelheit über dem ganzen Land. Die langen nassen Nebelstreifen sind dann doppelt unangenehm. Das Unangenehmste aber ist, daß die Feuchtigkeit nicht nur in der Luft bleibt. Der

Schützengraben ist eine so schöne Mulde, da sammelt sich das Wasser. Wir gehen manchmal bis an die Stiefelschäfte im Lehmrei. Und die Erdwände sind auch nah. Wie oft hat die Masse ein Stück des

Schützengrabens in Unordnung gebracht. Dann schnell den Spaten zur Hand, den jeder Soldat neben sich stehen oder liegen hat. Das ist kein sauberes Handwerk. Wenn ihr schmutzige, prächtige Soldaten sehen wollt, dann dürft ihr nicht zu uns in den Schützengraben kommen. Wir Feldgrauen in den Gräben sehen richtig wie graue Feldmäuse oder wie lehmige und schmutzige Ziegelarbeiter aus. Hoffentlich stört euch das nicht. Uns wenigstens stört das nicht im geringsten. Frisch, fröhlich und frei tun wir unsre Pflicht, strecken uns nach getreuer Wacht in unsrer Erdhöhle aufs Stroh, und falten unsre Hände im Gebet zu Gott, der alles lenkt und regiert. Er wird uns beistehen und zum Siege verhelfen und uns bald den teuren Frieden im Land schenken, ja, er wird's tun.

Mit viel schönen Grüßen schreibt's

Euer Missionar R. Karsten.

Weihnachten in Feindesland.

Von Missionsinspektor Roterberg, Feld-Divisionspfarrer, bisher in Belgien, jetzt in Rußland.

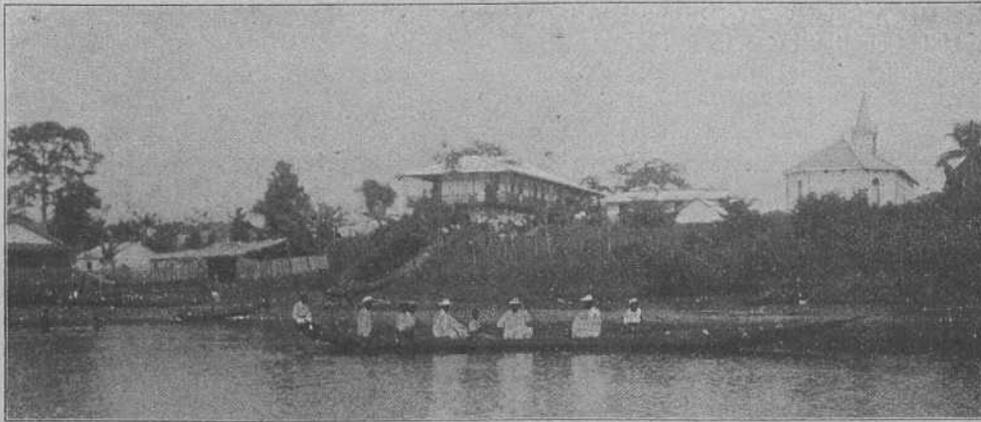
Deutsches Weihnachten, du wunderbarstes aller christlichen Feste, dich reizt auch kein Weltkrieg aus dem deutschen Gemüte heraus — da hast du deine Heimat, da ziehst du mit, und selbst in dem unwirklichen Rußland und in Frankreich und Belgien wachst du auf mit all deinem Zauber in den Herzen der deutschen Krieger!

Herrlichstes Weihnachtswetter wurde uns hier in der flandrischen Ecke nach all den wochenlangen mühsamen Herumbuttern in dem zähen belgischen Brei geschenkt. Klarer Himmel und trockene Luft, sogar Schnee und Frost — und gerade zum heiligen Abend! Da war der Kirchengang eine doppelte Freude.

Um 5 Uhr abends war hier in der Stadt Werwid das schöne Gotteshaus mit seinen reinen gotischen Formen und seinem weiten dreischiffigen Raum von andächtigen Kriegern gefüllt. Was für ein Bild bot diese Feier! An der Lüre standen militärische Posten, in den Beichtstühlen lehnten Gewehre, durch das grüne, den Nebenchor abschließende Gezweig lugten französische Gefangene, und zugleich mit den freiwilligen Soldaten war ein ganzes Regiment waffengerüstet und kriegsbereit herein-

marschiert, um nötigenfalls sofort hinausstürmen zu können gegen den angreifenden Feind; hatte er es doch abgelehnt, mit uns Weihnachtsruhe zu halten.

Das alles aber durfte uns die Stunde der Weihe nicht nöten. Der gewaltige Lebensbaum mit seinen Lichtern da vorn im hohen Chor und zwei strahlende heimatlische Weihnachtsbäume zu beiden Seiten verjagten uns ja sogleich in die rechte Stimmung. Auch der



Basler Missionsstation Bonaberi am Kamerunfluß.

Nahmen der Feier war uns von Kind auf vertraut. Die Weissagungen aus dem Alten und die Geburtsgeschichte Jesu Christi aus dem Neuen Testament wechselten mit unsern alten lieben Weihnachtsliedern ab, und die Ansprache ließ den Engelsgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ in unseren eigenen Herzen zum Lobpreis Gottes werden. Wie lieblich leitete die Orgel, ein deutsches Meisterwerk, unter den kunstgerechten Händen von Oberstleutnant Gr. die zarten Weisen ein: „Es ist ein Ros entsprungen“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“, so daß der Männergesang kräftig und anbetungsvoll durch die weiten Hallen klang — wie hell stimmte die Trompete das „Vom Himmel hoch“ an, so daß die ganze Gemeinde freudig einfiel und Orgel und Regimentsmusik sich als die begleitenden himmlischen Heerscharen dazu fanden — wie mächtig aber erst jubelte der Schlußgesang „O du fröhliche“ mit vereinter Musik aus den Herzen der 2000 Feiernden empor!

Doch schon wartet eine ganz andere Gemeinde auf die frohe Botschaft — im Feldlazarett 1. Ein stilles Seufzen geht durch den großen Saal. Hier liegen die Helden des Krieges auf ihren Schmerzenslagern. Vor ein paar Stunden erst ist ein 16jähriger Kriegsfreiwilliger mit durchschossener Brust ins himmlische Paradies entseilt, droben im ewigen Licht Weihnacht zu feiern. Und hatte ich nicht selbst in der Mittagsstunde einen todesmutigen jungen Offizierstellvertreter bestatten müssen, dem auf einer heißumstrittenen Höhe von einer Granate der Kopf abgerissen war! Grausamer Krieg am heiligen Abend! Aber auch in diesen Saal steigt Engelsfriede hernieder. Dort stehen die Geschenke zusammengeschichtet, und da auf einer Bühne leuchten zwei Weihnachtsbäume. Nun kommt Licht, Liebe, Leben von dem, der für uns alles ist! Das Pflegepersonal singt die lieben Lieder im Quartett, und dann — geht in seinem Worte der Heiland tröstend und stärkend durch die Reihen. Noch darf ich beim Scheiden diesem ein Krivplein, jenem ein Seft oder Bild zurücklassen mit guten Wünschen dazu. Da streckt mir schon von weitem einer die Hand entgegen. S' ist ein edler Kopf mit schwarzem Lockenhaar. Ein Franzose! In Heidelberg hat er die Rechte studiert und ist vor einigen Tagen als Verwundeter gefangen-

genommen. So erzählt er mancherlei in gutem Deutsch. Aber es ist unser deutsches Weihnachten selbst, in dem das Christkind bei ihm angeklopft hat. Und er will meine Hand nicht lassen: „Jetzt ist mir, als säße meine Mutter neben mir“ — und „von ihm zu hören, das gibt Leben!“

Und nun zur dritten Feier — Feldlazarett 8. Dort sind etwa über 100 Leichtverwundete beisammen und haben schon alles gerichtet. „Solovorträge“ machen hier den Anfang — „Einsamer Heldentod fern der Heimat“, Sänger und Geiger bieten ihr Bestes. Dann scharen wir uns im Geiste um die Krippe. Kraft sollen sie gewinnen, die von hier aus bald wieder in den Kampf ziehen werden.

Unter klarstem Sternenhimmel gehts heim. In den Stadtquartieren halten die verschiedenen Kompagnien ihre Sonderfeiern. In allen Straßen und Häusern singts. In meiner Nachbarschaft sammelt sich schließlich das ganze soldatische Schlachtviertel. Sie füllen die Straße und singen deutsche Weihnachtslieder und Lieder deutscher Vaterlandsliebe bis Mitternacht! Und so ist es gegangen bis hinaus in die Schützengraben. Auch dort ist gesungen und gespielt worden, fast jeder deutsche Soldat besitzt eine Mundharmonika; sogar ein Weihnachtsbäumchen haben sie sich dort und da geschmückt und das strahlende auf des Bajonettes Spitze hoch aus dem Schützengraben emporgehalten, damit die Franzosen es sähen.

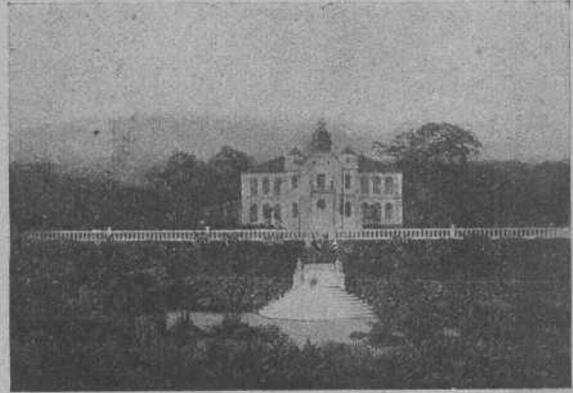
Die beiden folgenden Festtage brachten noch 5 Gottesdienste; drei davon in unseren Kirchen — mitten zwischen den deutschen Soldaten fand sich eine kleine Schar von Belgiern ein, eine schöne Weissagung auf die Zukunft — und zwei Feldgottesdienste im Freien. Da lag eine Batterie von der Feldartillerie wegen Typhusverdacht in Ruhe. Die hatten schon lange keine gemeinsame Feier mehr gehabt. Weihnachten sollte aber auch zu ihnen kommen. Und da draußen in der Marmzone, wo unsere „Eiserne Briade“ zum Teil einquartiert ist, während der Rest dicht am Feinde steht — auch dort muß die Frohbotschaft erschallen. Hier hatte ich schon Adventsfeiern auf den Heuböden und Höfen abgehalten für die einzelnen Kompagnien. Nun traten zwei Bataillone zusammen, da von Klieaern nichts zu fürchten war; ein Tisch in der Mitte war die Kanzel, dahinter stand die Regimentsmusik.

Und abends durch den prächtigsten Rauheisföhm, bei Nebel, vom Mondlicht durchdrungen — so lauschig und heimelig — nur ab und zu ein verhsäfener Schuß. Aber da wachts: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ „Es ist ein Reis entsprungen“ — wieder aus den Hütten im Felde, unsere Krieger! Solange ihr sinat, hats keine Not! Ich habe klopfenden Herzens gehorcht, wie unsere Tapferen singend aus dem Schützengraben zurückkamen und andere als Ablösung vor dem Frührot singend hinauszoogen. So stehts noch heute hier draussen vorm Feind — lieb Vaterland, maast ruhia sein!

Was uns aber unser Krieasweihnachten noch ganz besonders wertvoll gemacht hat, das war der reiche Strom warmer heimatlicher Liebe, der uns so herzerfreuend umfing. Wir sind alle von daheim so reich beschenkt worden, wie kaum zuvor. Und wir fühlten in dieser Fülle der Liebesgaben, wie die Spender darin selbst mit ihren Gedanken und Wünschen um uns waren. Das gab freudige Gesichter schon viele Tage vorher! Man sah kaum einen Soldaten ohne Paket. Am Helm ein Tannen-

zweiglein, auf dem Tornister ein Weihnachtskistchen, rechts und links mit Päckchen behangen, so zogen die Tapferen fröhlich in den Schützengraben. Auf Munitionswagen, auf Feldküchen — Weihnachtsbäume und Pakete! Und im Herzen die Weihnachtsfreude! Das ist Weihnachten im Feindesland.

(Aus dem Friedenauer Gemeindeblatt.)



Gouverneurshaus in Buea (Kamerun).

Zu unsern Bildern.

Ihr seht Bonaberi, die Station der Basler Mission. Hier wurde viel Arbeit geschafft. 31 Gemeinden ringsum gehören zu dieser Station und eine große Mittelschule ist da. Da hatten die 4 Missionare und die 2 eingebornen Pfarrer tüchtig zu tun. Und nun ist das alles verwaist. Die Missionare wurden von den Engländern gefangen genommen und nach England geschleppt; von dort durften sie dann nach Deutschland reisen. Wie mögen nun die Feinde auf der verlassenen Missionsstation haufen?

Das andere Bild zeigt euch das Wohnhaus des Gouverneurs, des obersten Beamten der Kolonie. Buea ist auch den Feinden in die Hand gefallen, der Gouverneur ist bei seinen Soldaten im Feld, und die Engländer wohnen nun in seinem schönen Haus.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein:

Briefmarken: M. Ambfleisch-Hindenburg (Bom), P. Bohlen-Bachem je ein Paket. P. Hartensfel von Kindern des Kirchspiels Neunkirchen eine große Sendung Briefmarken und Staniols. Fr. Bertalot von Kinder-gottesdienst München-Schwabi q 1 Korb Br.

Staniol Erlös beim Verkauf der gesammelten Staniols 138 M. Pfr. Wetter-Friedenau 1 Kiste.

Gaben: Weidenneller Schüler-Friedenau 3.87. Kleinkinderschule M. Gadeburg-Salbie d. Pfr. Trinius 10.18. Sonntagschule Hannover Kanjas N. Am d. P. Klinger 27.40. Evg. Klein in e. bewahrtaft Wiefenmühle bei Wunsiedel 7 M. Kl. Kinderschule Laburg d. P. Jakobs 2 M. Kindergrübler Mädeln d. Pfr. Lehmann 1 M.

Sammel erein: K. G. d. Heilsbronnen d. Pfr. Beest 50 M. Konf.-Sammlung d. Pfr. Arndt-Jobten 15.20. D. Pfr. Wetter-Friedenau 2 Sammelbüchsen v. Konfirm. 18.75. P. Weiß-Me nungen, Samml. der Konf. 3.30. P. Radloff-Schönen, Samml. d. Konf. 20.—. P. Bonhof-Blögan, Samml. d. Kinder g. ttesd. der Garniso gemeinde 5.—. Schw. Mädchen Kling-Seeheim, Kinder gabe der Kinder u. Sonntagsch. 11.40. P. Dr. Pohlen-Bachem, Samml. d. Kinder der Kirchengemeinde Badem 11.25. Kantor Jabel-Binnow 3.—. P. Großmann-Siegalt, Ma. kuskirche Samml. im Kinder-gottesdienst f. Kamerun 86.91. Schw. Meta-Stettin Stitt Salem 8.16. P. Kied-Wüstebrisse Samml. d. Konfirmanden 3.—.

Es drückt Euch herzlich Guer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Handjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C 19, Danstr. 17/18.



Wie Lakschmi den Heiland lieb gewann.

Die mich frühe suchen, finden mich. Spr. 8, 17.

Eine Geschichte aus Indien von Missionar Karl Beckmann, Hazaribagh.

1. Wie Lakschmi den Heiland fand.

Am untern Lauf des Brahmaputra, in der Nähe der Stadt Tezpur, liegt ein kleines Dorf. Die aus Bambusrohr hergestellten Häuser verschwinden fast in einem Hain von graziosen, oft zwanzig Meter hohem Bambus, von mächtigen Bananenstäuden und schlanken, feingerippten Palmen. Wenn man hier in den Abendstunden genau hinhört, kann man zu Zeiten ein leises Flüstern und Raunen vernehmen. Mit einem zarten Ohr hört man von Freud und Leid, von Weinen und Lachen kleiner brauner Heidenmädchen. Eigentümlich rauschen die untern trockenen Palmenblätter, als wollten sie klagend sagen: Wenn doch der Heiland durch dies Land wie durch Palästina schreiten und den kleinen Kindern, aber auch den größeren und großen, die Hand segnend und liebend auf das Haupt legen würde. —

In einer Abendstunde saß ich vor einem solchen Hause auf einem Bündel Holz. Vor mir auf der Erde saß ein heidnischer Schmied. Wir hatten von unserm Heilande gesprochen, wie die Liebe zu ihm das Herz und das Leben so reich und so glücklich mache. Es gefiel ihm alles, nur ein reines und neues Herz wollte er sich nicht schenken lassen, das alte, schmutzige gefiel ihm besser. In der Nähe saßen mehrere Kinder, darunter eines von sieben bis acht Jahren. Es war Lakschmi, die älteste Tochter des Mannes. Sie spielte nicht, sie hörte still zu, und ihre schwarzglänzenden Augen ruhten auf dem Vater und auf mir. Halb lächelnd, halb staunend, sah sie mich an, als ich zum Vater sagte: „Jesus sagt auch von dieser deiner Tochter: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich“.

Nicht weit entfernt wohnte ein lieber Christ mit seiner Familie. Der Mann hatte eine kleine Strohhütte zur Kapelle eingerichtet. Darüber war ich sehr erfreut, denn nun konnte ich dort mehrere Tage wohnen und den Heiden Gottes Wort verkündigen. Ich bemühte dazu große, biblische Bilder, was besonders den Kindern große Freude machte. Zur festgesetzten Stunde kamen sie von allen Seiten des Dorfes herbeigeeilt; eine der ersten war die kleine Lakschmi. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, obgleich sie für ihre Größe eine schwere Last trug. Es war ihr einziges Brüderchen, das sie der Landessitte gemäß geschickt auf ihrer linken Hüfte trug, wobei sie den linken Arm um den Rücken des Brüderleins gelegt hatte, so daß es wie ein kleiner Reiter sicher und zufrieden saß.

Beim Zeigen und Erklären der Bilder hatte ich an allen Kindern eifrige Zuhörer. Zwischendurch stellte ich allerlei Fragen, worauf ich nette Antworten bekam; sie zeigten mir, wie die Taten und Worte unseres Heilandes ihnen wohlgefielen. Am Schlusse versprachen sie, ihn lieb zu haben und zu befolgen, was er von ihnen wünsche. Als alle fortgegangen waren und ich nach draußen trat, da sah ich auch noch die kleine Lakschmi sitzen. Es war ihr noch nicht genug gewesen. — Ihr kleines Herz hatte besonders verlangend aufgepaßt, das sollte ich schon nach einigen Monaten deutlich erfahren.

Sie kam dann noch öfter zu uns und befreundete sich mit der etwas älteren Tochter unseres Christen, die ein fröhliches, liebes Kind war und den Herrn Jesus von Herzen lieb hatte. Diese Freundschaft war auch äußerlich sehr vorteilhaft für das kleine Heidenmädchen. Da un'ere Christen sauber, die armen Hindufrauen und Mädchen aber furchtbar schmutzig sind, ging eine Veränderung mit ihr vor; sie begann sich zu waschen und ihr Haar zu machen. Eines Tages wollte ich wieder Bilder zeigen, die mußte sie natürlich auch sehen. Aber in der Eile hatte sie das Waschen vergessen. Ich sagte:

„Vater, wie schmutzig, so kann ich dir die reinen, schönen Bilder nicht zeigen!“ — Ich zeigte auf einen nahen Teich. Im Nu war sie verschwunden. Aber bald stand sie sauber mit strahlenden Augen wieder vor mir. Ein freundliches Wort und ein kleines Bildchen waren ihr Lohn dafür.

2. Wie der Seiland der kleinen Lakschmi seine Liebe und Kraft zeigte.

Mehrere Monate waren dahingegangen. Die kühle, gesunde Zeit hatte den Regenmonaten, die das schwere Sumpfsieber mit sich bringen, Platz gemacht. Schon seit einigen Wochen hatte man Lakschmi nicht gesehen; ihr fröhliches Lachen war verstummt. Sie lag von schwerem Fieber geplagt in dem Bambushäuschen ihrer Eltern. Zuerst schüttelte sie Tag und Nacht das Fieber. Wie ein Feuerball glühte der Kopf, ruhelos warf sie ihn hin und her. Doch es sollte noch schlimmer werden. Nach und nach schwoll ihr ganzer Körper did an, dabei kannte sie zuzeiten weder ihre Eltern noch ihre Geschwister, die oft an ihr ärmliches Lager trippelten, denn sie war doch immer so lieb zu ihnen gewesen.

Das Fieber ließ dann zwar nach, aber die Schwäche nahm so zu, daß die Eltern schon den Tod nahe glaubten. Die angewandten Medicinen hatten nicht geholfen.

Vielleicht wird ihre Schutzgöttin helfen, dachten die Eltern. Lakschmi war ja genannt nach Lakschmi, der Göttin des Glücks. Die Inder stellen sich die Göttin Lakschmi als eine schöne Frau vor, die lieblich und wohlwollend auf die Menschen blickt. Sie thront zwischen zarten, weißen Seerosen. In der linken Hand hält sie ein Perlenhalband, während sie ihre Rechte Segen spendend ausstreckt. Die Leute nehmen es sehr genau mit ihrer Verehrung, denn Wohlfahrt und Glück hängt davon ab; so glauben sie es. Auch nehmen sie an, Lakschmi wandele des Abends spät durch die Wohnstätten der Menschen, um die Wachenden zu besuchen und Heil zu spenden. Viele Kinder auch werden von ihren Eltern veranlaßt, des Abends aufzubleiben und sich die Zeit mit Spielen zu verkürzen, damit, wenn die Göttin, dadurch angelockt, vorüberschreite, sie ihnen einen



Lakschmi, die Glücksgöttin.

sie ist ja nur aus Stein gemacht. Das Opferblut floß und spritzte vor dem Bilde der Kali. Der Brahmane hatte mit einem Hieb den Kopf vom Leibe getrennt; das sollte ein besonders gutes Omen für den Bittenden sein. Aber der Kali konnte wohl Leben als Opfer dargereicht werden, spenden und erneuern das Leben stand nicht in ihrer Macht.

So schlich ein Tag nach dem andern langsam dahin, während das Kind immer elender wurde. Als der Vater wieder eines Morgens in Schmerz versunken neben ihrem Lager saß, sagte sie: „Vater, neulich war meine Christenfreundin auch krank, da hat ihr Vater nach dem Geben der Medizin knieend an ihrem Bette zum Herrn Jesus gebetet; das tat er immer wieder und sie wurde dann auch bald gesund. Willst du ihm nicht auch sagen, daß er komme und für mich bete?“ — Doch unwillig fuhr der Vater auf. „Wir haben immer treu den Göttern gedient, ebenso unsere Väter, sollen wir sie jetzt verlassen, als Ratte muß unsere Seele dann ruhelos nach dem Tode umhertwandern!“ Das glauben viele Assamis ganz gewiß.

Lakschmi schwieg nach der Abweisung des Vaters, der seinerseits schmerzlich bewegt hinausging. Die Bitte seines geliebten Kindes aber verfolgte ihn den ganzen

Sauch ihres Wohlwollens schenke.

„Die Göttin Lakschmi wird sicher helfen, wenn wir ihr ein Opfer bringen.“ So füllten dann die Eltern einen rotgefärbten Korb mit Reis, verzierten ihn mit leuchtenden Blumen und verhüllten das Ganze mit einem dünnen Tuch. So verhüllt brachten sie den Korb zur Opferstätte, damit Lakschmi sich an den Gaben erfreue und helfe. Doch sie half nicht; die Götzen können ja nicht helfen.

Da ging der Vater zum Priester. Der nahm zwar viel Geld und gab gute Ratsschläge, aber weiter konnte er auch nichts tun. Doch die Liebe des Vaters zu seinem Kinde ließ ihn nicht ruhen. Er nahm seine beste schwarze Ziege, um sie der Kali, der Göttin der Vernichtung und Zerstörung, darzubringen. Er hoffte, sie würde weniger grausam sein und das Leben seines Kindes nicht vernichten. Aber auch

Tag über. Immer wieder sagte ihm sein Verstand: Alles Opfern, alle Ausgaben für die Götter und die Priester haben nichts geholfen; wenn nicht irgendwas geschieht, dann stirbt dein Kind. Zur selben Zeit kam aber auch die Furcht wieder in sein Herz: Was werden die heidnischen Dorfbewohner sagen, wenn ich zu den Christen gehe, die werden es als einen Bruch der Kaste ansehen. Sie werden mich bestrafen, indem ich ihnen ein Festessen zur Versöhnung geben muß. Das würde soviel Geld kosten, wie ich in mehreren Jahren nicht sparen könnte.

Die eintretende Dunkelheit verminderte seine Angst vor den Dorfleuten. Die Liebe zur Tochter überwog jetzt alle Bedenken. So sehen wir ihn zur Nacht nach dem Hause des Christen gehen. Er tat es ängstlich, wie einst Nilodemus zum Heilande ging. Der Christ war bereits zur Ruhe gegangen. Als er das Klopfen und die Stimme des Schmiedes hörte, stand er sofort auf und hörte mit Teilnahme die Bitte um Hilfe. Darauf sagte er ihm: „Ich weiß nur das eine Mittel, das Gebet. Aber du glaubst ja nicht an unsern Heiland, wie soll er dir denn helfen?“ — Hastig antwortete er: „Ach, komm nur, wir wollen ja auch glauben, wenn nur meine Tochter wieder gesund wird.“ Er ging dann mit und betete herzlich und ernstlich um Genesung, der Herr möchte Erbarmen mit dem Mägdlein haben, die ihn doch von Herzen lieb habe. Für Lalschmi war es eine innere und äußere Beruhigung gewesen, sie schlief gut in der folgenden Nacht. Nun war auch der Bann der Angst, der auf dem Manne gelegen hatte, gebrochen. Von jetzt ab mußte unser brauner Bruder auch am Tage kommen und beten.

Fieberpulver, welches ich ihm bei meinem letzten Besuch für etwaige Krankheitsfälle zurückgelassen hatte, reichte er ihr täglich, dabei betete er immer wieder, der Herr möge die Medizin doch segnen und helfen. Das tat der Herr auch. Das Fieber wurde weniger und die Schwellungen ließen Tag für Tag nach. Lalschmi genas langsam und wurde ganz gesund.

3. Eine Jüngerin des Herrn.

Wieder gingen mehrere Monate ins Land. Ich sah beim Schmied und ließ mir seiner Tochter Kranksein und Gesundwerden erzählen. Aber das Herz, das ihn im Leide zu dem Christen und zum Gebet getrieben, wollte nun in der Freude sich dem Heilande doch nicht übergeben. Er wollte innerlich Christ und äußerlich Heide bleiben.

Während so die Eltern leer ausgingen, war Lalschmi doch die Reiche, die Glücklich. Seit ihrer Krankheit fühlte sie sich besonders zu den Christen und zum Heilande hingezogen. Sie war ja durch ihn gesund geworden. Das glaubte sie ganz gewiß, und ich glaube es wie sie.

Sobald nun die kleine Messingscheibe zum Gebet oder zum Gottesdienst erkörnte, war Lalschmi eine der ersten, die kamen. Still und aufmerksam lauschte sie den lieblichen Worten unsers Herrn.

Eines Tages gegen Abend strömte der Regen hernieder. Ich hatte die Glocke zum Abendgebet geläutet. Während ich in der Tür stand und dachte „heute kommt sicher niemand bei solchem Wetter“, sah ich eine kleine Gestalt, ein Tuch als Schutz gegen den Regen über den Kopf gezogen, hurtig über das Feld zur Kapelle kommen. Es dauerte nicht lange, da stand von Regen triefend unsere kleine Freundin vor mir. Erstaunt fragte ich: „Aber Lalschmi, du kommst bei solchem Wetter?“

— „Ja, die Glocke zum Gebet hat doch geläutet, da konnte ich nicht fern bleiben.“ Ueber diese Antwort habe ich mich gefreut und auch wohl unser Heiland Jesus Christus.

Lalschmi hatte in ihrem Herzen sein Wort verstanden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .“ Was wollen wir nun, liebe Kinder, tun? Ich denke, das Beste ist, wir erbitten und wünschen, daß Lalschmi einst, wenn sie erwachsen ist, eine treue Jüngerin bleibe und mit fröhlichem Herzen singe: „Zu des Heilands Füßen ist mein Lieblingsort, wo ich still will sitzen, horchend auf Sein Wort.“ —

Die Weber im Flachsfeld.

Eine Schildbürgergeschichte aus Indien von Missionar Stauber in Bugar.

Sieben Weber waren zur Hochzeit geladen und gingen über Land. Da mußten sie durch ein Flachsfeld. Es war in der kalten Zeit und hatte stark getaut, große schwere Tropfen glänzten an den Kelchen. Eben schickten sich unsere Sieben an, das Feld zu durchqueren, — was war das? Ihre Füße wurden mit einem Male ganz naß, sie waren ja in ein Gewässer geraten. Doch nun man weiter und recht vorsichtig! Sie zogen also ihre Schuhe aus, schürzten ihre Kleider hoch auf und gingen an, das Feld sehr behutsam zu durchwateten. Einer ging immer voran, suchte den Weg und rief den andern zu, wenn er durch eine besonders tiefe Stelle ging. Endlich waren sie durch das angebliche Wasser und sahen sich glücklich an, sehr befriedigt, daß sie alle gesund das andere Ufer erreicht hatten. „Es wird doch keiner verfunken sein“, meinte einer, „wollen doch mal nachzählen“. Er zählt ab, eins, zwei, drei, bis sechs. Wirklich, es sind nur sechs, der Brave hat nämlich vergessen, sich mit-zuzählen. Sprachlos und mit offenem Munde stehen alle. „Du hast dich vielleicht verzählt“, ein anderer tritt vor, jedoch auch er zählt nur sechs, so zählen alle der Reihe nach, es werden aber nicht mehr; es muß also einer ertrunken sein. Was nun tun? Da kommt als Retter in der Not ein Brahmane hinzu, der das Treiben mitangesehen. „Laßt mich einmal zählen“, so sagt er. Er zieht also seinen Schuh aus (mit dem Schuh geschlagen zu werden, gilt als sehr entehrend) und gibt jedem einen Schlag, eins, zwei, drei, bis sieben. Also, es sind doch alle da. Sehr froh, einer großen Gefahr glücklich entronnen zu sein, setzen sie ihren Weg fort. Das nächste mal aber wollen sie noch vorsichtiger sein.

Eine wunderbare Geschichte, die sich öfter wiederholen dürfte.

In Stettin wohnt ein liebes Fräulein, das hat die Kinder sehr lieb. Da hat sie ganz kleine Kerlchen zu einem Kindergarten gesammelt. Im gleichen Haus wohnt eine Schwester, die unsern Kindergruß liebt. Da hat ihr einmal ein Bild in einer Nummer recht gut gefallen und sie dachte, das wäre etwas für die ganz Kleinen und sie ließ dem Fräulein ihr Blättchen. Und die Kleinen sahen es an, so begeistert und energisch, daß das Blatt in Trümmern ging. Das sollte doch nun ersetzt werden. Da ließ sich das Fräulein von mir ein paar Nummern schicken und wurde Abonnentin. Und da las sie von der fleißigen Staniolsammlung, von deren schönem Erfolg ja das „Danke Schön“ immer berichtet. „Das ist etwas für meine Großen“, dachte sie; sie hat nämlich nicht nur die ganz Kleinen, sondern sie hat einen großen Konfirmandinnen-Verein, in dem etwa 150 Mädchen aus

fünf Stettiner Gemeinden sich sammeln. Und die Mädchen waren ganz begeistert und sammelten Staniol.

Eines Tages wurden wir eingeladen, doch den Konfirmandinnen-Verein zu besuchen und ich ging mit Missionar Karsten hin. Vorn im Saale war ein hübsches Tischlein aufgebaut und da stand eine herrliche Taufschaale darauf, so recht schön groß, daß man bequem ein paar Hände voll Wasser schöpfen kann. Und daneben stand eine Schachtel mit lauter kleinen Beutelchen. Zwei Mädchen traten vor und überreichten dem lieben Missionar die schönen Gaben mit folgenden Versen:

1. Wir Mädlein, die wir bald am Mar
Erneuen wollen den Bund
Der Taufe, den man einst für uns schloß,
Wir kommen in dieser Stund
Und bringen für Heiden groß und klein
Hier diese Taufschaale gern,
Daß auch sie aufgenommen sein
In die Gemeinde des Herrn.
Wir haben gesammelt fleißig und treu
Und Blättchen zu Blättchen gelegt,
Wir haben gepart und geberet auch
Und eifrig dabei überlegt,
Wie wir wohl Ihnen, Herr Missionar,
Schon könnten behilflich sein
Beim großen Werke der Heidenmission
Mit unsern Gaben so klein.
Und ist's auch wenig nur und gering,
Was wir hier zu bringen vermögen,
So will doch unser reicher Gott
Auch kleine Gabe segnen.
Und deshalb bitten freundlich wir,
Daß Sie jetzt nicht verschmähen
Die Gabe, die wir uns erdacht,
Daß sie hinaus möcht gehn
In's Heidenland; — zum Zeichen deß,
Daß unser kleiner Kreis
Mitbauen will an Gottes Reich
Zu Jesu Ehr' und Preis.

2. Doch wir, die Jüngsten aus der Schar,
Die noch nicht lange hier,
Und die zur Schale nichts gebracht,
Ganz traurig waren wir
Und überlegten hin und her,
Wie wir wohl könnten auch
Noch etwas tun für die Mission —
Und weil allhier der Brauch,
Daß man für Freuden groß und klein,
Damit uns Gott bedenk,
Ein Pfennig oder Nidelstück
Dem Freudenbüchlein schenkt,
So haben wir uns flugs genäht
Hier diese Beutelchen,
Da legten wir so fröhlich, — gern
Manch' Dankesmünzlein ein.
Nun kommen sie und bitten nur
Ganz schüchtern: „Nimm uns mit,
Wenn in das Heidenland hinaus
Du wieder lenkst den Schritt.
Wie Dank und Freude uns gefüllt,
So trügen wir — wenn's Gott gefällt —
Auch Dank und Freude gern hinein
In freudenlose Heidenwelt!“

1. Drum nehmen Sie, lieber Herr Missionar,
Die Gaben recht freundlich jetzt hin.

1.u.2. Sie möchten ein Gruß und ein Händedruck sein
Der Konfirmandinnen hier in Stettin.

Da haben wir uns aber gefreut! Herr Missionar Karsten hat dann zum Dank etwas erzählt. Zuletzt sahen wir uns die Geschenke nochmal an, die prächtige Taufschaale, und die hübschen Säckchen. 69 Beutelchen waren es, manche waren sehr kunstvoll gehäkelt, geknüpft oder genäht, und eine ganze Reihe hatten hübsche Sprüchlein oder Bildchen aufgenäht. Und als wir dann den Inhalt der Beutelchen zählten, fanden wir 15,41 M. Und was wird mit den Beutelchen geschehen? Die nimmt Bruder Karsten mit nach Indien und an Weihnachten hängt er sie draußen auf den Christbaum und dann erzählt er den braunen Kolkindern von der Liebe der Stettiner Mädchen und dann bekommt jedes ein so schönes Säckchen. Und was die damit machen? Ei, das gibt Geldbeutelchen und Zierbeutelchen und vor allem eine große Weihnachtsfreude bei den braunen Christkindern. Und nun, ihr Stettiner Mädchen, euch rufen wir nochmal ein herzlich Dankeschön zu und ein inniges „Gott vergelts!“
Förtsch.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben.
Es gingen ein:

Briefmarken: Deutsche u. ausländische, ein Paket. Konfirmanden Solbin d. Sup. Weiling. 1 Paket Chr. Vereinshaus Berlin O. Kinder aus dem Kirchspiel Reunkirchen d. Pfr. Garienfels 10000 Stück. D. Oberlehrer Dr. Krotz-Wilmersdorf von Schiern gel. 1 Sac Briefmarken. D. Frl. Müller-Waltershausen 1 Paket. 1 Paket v. Her Böwe und Walter Pape.

Staniol: D. Frl. Zänisch-Friedenau 2 H. Wallen. Chr. Vereinshaus St. Michael Berlin O 1 Paket. Kinder des Kirchspiels Reunkirchen d. Pfr. Garienfels 12 Pfd. D. Pfr. Frederix Embden 1 Kiste Staniol. Jinn, Briefmarken u. Zigarrenabfälle. 2 Mädchenklasse i. Linden 6. Hann. d. Frl. Willenhoff ein Paket. D. Frl. Müller-Waltershausen 1 Paket St. u. Federn. 3 Pfd. Blei v. Käte Pape-Steglich. Je ein Paket Staniol: Silber Pape-Steglich, Lydia Böwe-Mülheim, Frl. Wötcher-Steglich.

Gaben: Samml. der Schulkinder d. Lehrer Hehl = Bentwich 3,41 M. Samml. der Schulkinder d. Lehrer Luber-Kappershausen 7,50 M. Kindergeistesd. = Samml. d. P. Schubert-Cottbus 23,29 M. Konfirmandensamm. d. P. Schack-Landsberg (D.-Pr.) 20,70 M. Samml. der Schulkinder d. Lehrer Schröder-Gr.-Petrtau 3 M. Schule in Holtentun 4,80 M. Schulkindersamm. d. Lehrer Weglaff-Peterlau 2,81 M. Samml. d. Schulkinder d. Kantor Weisk, Wolfstich 10,97 M. Samml. d. Konfirmanden d. P. Schack-Wilmersbach 20,20 M. Samml. d. Konfirmanden d. P. Rehler-Weichlingen 6,50 M. Samml. d. Schulkinder d. Lehrer Grütke-Sudow 3,31 M. Samml. im Kindergeistesd. der Markus-Gem. d. P. Großmann-Steglich 73,32 M. Samml. der Konfirmanden d. P. Dr. Schlabach-Kampforth 4,30 M. Samml. d. Konfirmanden d. P. Ullmann-Neuheide 20 M. Samml. d. Konfirmanden d. P. Scholz-Marklissa 5 M. Samml. d. Konfirmanden d. P. Bobeth, Malwischen 3,97 M. Lydia Loewe-Mülheim a. Rh. 8,50 M. Marianne Kindelisch-Hindenburg 7,60 M. Bruno Ring-Friedenau 2,54 M. Aus Kupper fanden ein: Kinder der 1. Schulkasse 6,75, Kinder der 2. Schulkasse 3,06, Gertrud Neumann 2,98, Emil Bömer 5,74, Adolf 1,85, Walter Lange 2,30, Hellmut Hennig 1,08, Gollmer 1,19, Erich Hoffmann 1,05, Martha Pohl 2,10, Schwester Anna 3, Renchen Piesch 7,50, Schule in Verna 2 M. Samml. d. Konfirmanden d. P. Arndt-Jobien 13,75. Gef. v. d. Kindern des luth. Kindergottesdienstes in Embden d. P. Frederix, Embden 56,70 Aus Steinforth: G. Michalte, M. Schallow, Ella Wähler, Emil Wähler, Meta Friede, Erwin Strömer, Max Probanzi, Paul Hoffmann, Paul Michalte, Ernst Kohl, R. Rudnik, W. Deyer, M. Mischnit zusamm. 2 M. Samml. d. Konfirmanden d. Sup. Schlüter-Wolgast 3 M. Kindergeistesd. Werdener-Heidberg d. Sup. Jopp 2,65 Konfirmandensammelverein d. Pfr. Kleine-Friedenau 30,17. Schulkinder Woltraishausen d. Reisprediger Kutter 5. Höhere Schule zu Böwen d. Dr. Schüler von Carl Gebhard 1 M. u. 1 M. Annaliese Krause 1,70, Klara Fubegh 1 M. Kindergabe Wiltorber b. Georgshel d. P. Si. ltes 12,72. Konfirm.-Gabe Neupalechten d. P. Schmidt 11 M. Alfred, Marie, Martin Schmidt Neupalechten 3,25. Kl. K. Sch. u. Sonntagsschule Seehelm Hesse d. Schw. Käthen u. P. Vogel 8,05. Konfirmandengabe Pfr. Nahns-Hofenfurt 30 M. K. G. d. Heilig Kreuz d. P. Grise 65,45. Kindergabe d. P. Ulter-Hannover, Seiftr. 11,82. Sammelbüchlein d. Gehfuter Schul. d. Wif. Grighammer 16 M. Elisabeth Mans, Gr. Wieden 9,45. Samml. d. Schulkinder d. P. Gattig, Nehsdorf 8 M. Samml. d. Konfirm. d. P. Paegold, Gottesberg 35,05. Von Kindern der Kirchengemeinde Bachem d. P. Dr. Wöhlen 11,43. Samml. d. Konfirm. d. P. Bennicken-Billig 4,10. Gesammelt von den Kleinen der Kleinkinderschule d. P. Jungkants-Daaden 5—. Gesammelt von Kindern d. Gemeinde d. P. Sawahn-Acherleben 20 M.

Es grüßt Euch herzlich Euer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, 1.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Gauderystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Ostern auf der Missionsstation.

Von Frau Missionar E. Dehmlow in Chainpur.

Hell läutete die Kirchenglocke am ersten Osterfeiertag hin über die erwachende Welt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und doch waren die Christen schon vor unserem Hause versammelt. Und dann zogen wir unter dem Gesang „Jesus meine Zuversicht“ hinaus zum Friedhof. Und als die Oster Sonne aufging, gedachten wir an der Stätte, da unsere Toten der Auferstehung harren, der Großtat unsers Heilands und dankten dem Herrn in einer schönen, feierlichen Osterandacht. Es war eine ergreifende Stunde und die Wundertat unsers Heilands stand so lebhaft vor unserer Seele.

Um 10 Uhr ließ wieder die Glocke ihren Ruf erschallen und von allen Seiten kamen die Christen zusammen zum Gottesdienst. Zur Feier des Tages hatten wir unser Harmonium in die Kirche schaffen lassen. Für gewöhnlich singen wir ohne Begleitung. Den Christen gefiel der schöne Klang so gut, daß sie wünschten, wir möchten unser Harmonium jeden Sonntag zur Kirche bringen. Und natürlich erfüllen wir ihnen diesen Wunsch gern. Wie kräftig klangen unsere schönen Osterlieder, in ihren herrlichen Melodien, freilich in fremder Sprache, durch die indische Kirche.

Wie ist denn bei euch am Nachmittag des ersten Osterfeiertags? Kommt da nicht der Osterhase über die Wiese gesprungen? Freilich, wo Kinder sind, da muß er kommen. Und in Indien kommt er auch. Seht euch nur einmal das nette Bildchen an. Die zwei Kleinsten meiner lieben Schwester, Frau Missionar Schütz, haben im Missionshausgarten von Lamar nicht vergeblich gesucht. Und die strahlenden Gesichtchen zeigen deutlich, wie sehr sie sich über ihren Fund freuen. Unsere braunen Christenkinder hier kennen die Sitte des Ostereiersuchens nicht. Da haben wir es auch garnicht eingeführt; aber etwas suchen, das gehört doch zu einem

richtigen Oster-Nachmittag. So versteckte ich als Osterhase für die Mädchen kleine Knäuel Garn, Knöpfe und Nähnadeln. Ihr hättet mal sehen sollen, mit welchem Eifer die Kinder suchten. Und dann wurde gespielt, Spiele, bei denen man etwas gewinnen konnte: Haarbänd, Griffel, Bleifedern. Es sind ja einfache Gewinne, aber unsere Kinder sind mit Wenigem zufrieden. Wie glänzten ihre Augen, wenn der Gewinn feierlich überreicht wurde. Die Knaben mußten Lau-ziehen und Sacklaufen. Das war besonders schwierig, weil unsere beiden Hunde immer bellend und hüpfend zwischen den Läufern herliefen und an den Säcken zerrten; da gabs manchen Bums, der mit schallendem Gelächter der Zuschauer und mit erneutem Gebell der Hunde begrüßt wurde. Am Abend gabs dann ein Festessen: Tee mit Brot, das die Schulmädchen am Tage vorher selbst gebacken hatten. Und weils nun doch einmal ein besonderer Festtag war, kamen die Kinder nach Tisch noch auf unsre Veranda. Da gabs eine besondere Ueberraschung. Wir hatten unser Grammophon aufgestellt und auf einmal brauste der mächtige Gesang des Niederländischen Dankgebets „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“ aus dem kleinen Instrument. Wie da die Kinder guckten! Nein so was, daß da niemand drin sah!

Der 2. Feiertag ist hier in Indien unbekannt. In Indien regieren eben die Engländer und die Engländer kennen das nicht, daß man an den großen Festen zwei Tage feiert. Aber wir Deutschen sinds doch zu sehr gewöhnt. So begehen wir wenigstens mit unserer Schuljugend ein Fest; wir machten einen Ausflug an den nahen Fluß. Da hättet ihr einmal sehen sollen, wie fröhlich unsere Kinder waren. Die Heiden freuen sich ja auch; aber das ist so wüst und wild, da werden Berge von Reis verschlungen und große Töpfe voll Brantwein geleert. Aber bei den Christenkindern ist eine ganz andere Freude, harmlos und glücklich-fröhlich. Freilich, gegessen muß auch werden und der Tee darf



Der Osterhase in Indien.

nicht fehlen; und dann wird gespielt. Ein Hauptvergnügen ist für die Jüngens, Fische zu fangen, da sind sie sehr geschickt. Und dann lagerte sich alles um uns und wir erzählten ihnen. Von Deutschland können sie nicht genug hören. Als dann der Abend kam, zogen wir mit Gesang fröhlicher Wander- und Abendlieder wieder auf die Station.

Ach, wenn ihr doch einmal so ein Fest mitfeiern könntet bei den Heidenchristen hier draußen, dann würdet ihr ganz gewiß denken: Wenn doch recht viele Heiden Christen werden. Aber ihr dürft nicht nur so denken, ihr müßt mithelfen: Bittet den lieben Heiland, daß viele Heiden ihn lieb gewinnen. Und da fällt mir noch etwas ein. Habt ihr nicht alte Spielsachen, mit denen ihr nicht mehr spielt? Wie wäre es, wenn ihr die für unsere Schulkinder in Chainpur aus Missionshaus in Friedenau schicken wolltet? Mit der großen Kiste kommts dann zu uns. Nun lebt wohl und feiert fröhliche und gesegnete Ostern.

Nach dem Gottesdienst.

(Zum nebenstehenden Bild.)

Der Gottesdienst ist aus. Kein weißer Pfarrer oder Missionar hat ihn gehalten, ein schlichter, treuer Koltpastor, ein Brauner hatte am Wort gedient: Prabhubahal Topno. Wenn ihr das Bild recht genau ansieht, so könnt ihr ihn entdecken, den weißhaarigen Alten im schwarzen Talar und weißen Bässchen, Bibel und Agende in der Hand neben den Christen seiner Gemeinde. Er ist ein prächtiger Mann. Freilich sehr gelehrt ist er nicht; aber zum Reich Gottes ist er gelehrt

und geschickt. Wie er die Traurigen und Angefochtenen tröstet und mit den Sündern reden kann! Eine große Gemeinde ist's, die Pastor Topno zu versorgen hat. Seine Gemeinde Umbulbaha zählt fast 2000 Christen, die zerstreut in 80 verschiedenen Dörfern rings in den Bergen wohnen. Seit vielen Jahren hat der Pastor, zuerst als Katechist, seit 1900 als Pastor die vielen Gänge übers Gebirge gemacht und der großen Gemeinde gedient und es ist für ihn eine große Freude, daß sein schönes Gotteshaus allsonntäglich sich füllt mit den Christen. Und wenn der Gottesdienst aus ist, dann sammeln sich die Christen vor dem oft weiten Heimweg vor der Kirche und reden mit ihrem Pastor. Ein schönes Bild: Hirte und Herde, eins im Herrn!

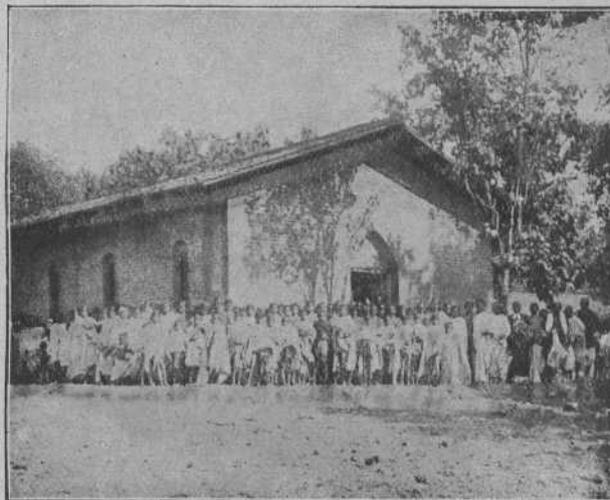
Wie Kolschriften-Kinder ihren Dank für die Mission darbringen.

Von Missionar Ziech-Lohardagga.

Am Sonntag Misericordias Domini wars. In der Predigt und im Kindergottesdienst hatten wir über das Evangelium gesprochen, in dem unser Heiland von anderen Schafen redet, die er auch herführen müsse. „Und dabei will sich der Herr von seinen Jüngern helfen lassen und auch um die Hilfe der Kinder der Lohardagga-Schule ist es ihm sehr zu tun,“ sagte ich ihnen. Schon am nächsten Tage kamen die Kinder und fragten, wie sie dem Heiland bei solcher Arbeit helfen könnten. Ich erzählte ihnen, wie ihr Kinder in Deutschland dem Herrn durch Sammeln von Geld helft und da meinten sie: „Was die können, das können wir auch.“ Und so haben die christlichen Kolskinder der Lohardaggagemeinde einen Missions sammelverein gegründet.

Drei Monate sind vergangen. Mit Begeisterung haben die Kinder gesammelt. Sie haben meistens ein ganz kleines Taschengeld, von dem sie sich Schulbedarfsmittel kaufen sollen. Aber es ist bei uns in Indien ähnlich, wie in Deutschland, Kinder tragen oft solche Pfennige zum Konditor. Mitai (Zucker)kugeln schmecken auch in Indien gut. Als Mitglieder des Sammelvereins aber halten es die Kinder für ihre erste Pflicht, ihre Beiträge zu zahlen, und dann bleibt nichts mehr für Ledereien übrig.

Eine kleine Begebenheit möchte ich hier wiedergeben. Ein Knabe, der gut bei Kasse war, kam und wollte



Nach dem Gottesdienst.

Früchte kaufen. Er erhielt sie aber geschenkt. Da gab er das für die Früchte bestimmte Geld in die Sammlung. Als wir nun nach 3 Monaten die erste Sammlung zählten, da waren es 8 Rupies, das sind 11 Mk. Da ist die Freude groß gewesen bei uns und bei den Kindern, aber sicherlich auch bei unserem Heiland.

Seht, liebe Kindergruß-Leser, so habt ihr Sammelbundesgenossen auch unter den braunen Kolkindern!

Ein Diener des Herrn.

Von Missionar Tennigkeit-Muzafferpur.

Es war an unserm Jubiläum im Dezember 1911. Da fand hier in Muzafferpur eine feierliche Taufe statt: Ein Aussätziger wars, dem sein langgehegter Wunsch erfüllt werden konnte. Er war ein Babaji gewesen, ein Heiliger; einer von denen, die nur mit heiliger Asche bekleidet, sich durchs Leben betteln und die wegen dieser Heiligkeit beim Volk in hohem Ansehen stehen. Trotz der Heiligkeit war er aussäßig geworden und diese Krankheit führte ihn in unser Asyl. Zum erstenmal hörte er hier das Evangelium, und es machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Es dauerte nicht lange, da hatte er die Wahrheit, nach der er im Hinduismus vergeblich gesucht hatte, erfasst und so konnte ihm seine Bitte um die Taufe erfüllt werden. Bezeichnend ist, daß er sich den Namen Masihdas wählte: Diener des Heilands. Das war er in der Tat. Stundenlang pflegte er zu sitzen und Bhajans zu singen zur Verherrlichung des Herrn. Die meisten Bhajans hatte er selbst gedichtet, oder vielmehr ungedichtet. Sehr schöne Lieder sind darunter. Ein Lied, das von Hindufrauen viel gesungen wird und das die große Not beklagt, die sie im Hause der Schwiegereltern aushalten müssen, und das die Hilfe der Göttin anfleht, hat er in ein Danklied auf Christus umgearbeitet mit dem Refrain:

Christus, mein Teil, ist gekommen,
Gerettet bin ich durch ihn,
Sonst aber wär ich verloren!

So oft er seine Lieder zu einer recht einfachen Begleitung auf einem primitiven Instrument sang, sammelten sich Leute um ihn und so war er ein Prediger des Wortes im Lied. Er stand in hohen Ehren bei den Anfassern des Asyls. Wenn etwas zu schlichten war, so wurde er zum Schiedsrichter bestellt. Und seit einiger Zeit war er gewürdigt, das Amt eines Gemeindevorstehers zu führen. Nun hat ihn Gott abgerufen, sein Lied ist verstummt; sanft und friedlich ist er entschlafen und des sind wir gewiß, er darf jetzt, befreit von der Not des Lebens und der Qual des Aussatzes mit Tauchzen einstimmen in den Jubelgesang der Erlösten.

Wie ich einen Brunnen baute.

Von Missionar Carl Pape-Steglich.

Auf meiner Station Rajgangpur mußte ich einen Brunnen bauen. Geringe Mittel standen mir zur Verfügung. Der Gebrauch der Wünschelrute war mir unbekannt. So hieß es vorsichtig zu Werke gehen. An einer mir günstig scheinenden Stelle ließ ich einen schmalen Schacht ausheben, bis es wegen der Einsturzgefahr nicht weiter ging. Da kein Felsen sich zeigte hatte, nahm ich an, hier den richtigen Platz gefunden zu haben und ließ den Brunnenschacht ganz ausheben. Aber o weh, da kam auf einmal doch Felsen. Nun mußte zum Pulver gegriffen werden. Das ging zuerst ganz gut. Aber bald wurde der Felsen so feucht, daß das Pulver bloß noch puffte,

aber nicht mehr sprengte. Da saß ich nun; aber ich freute mich doch. Denn die Feuchtigkeit des Felsens zeigte, daß Wasser in der Nähe war. Und das ist doch schließlich beim Brunnen die Hauptsache. Aber was sollte ich nun machen? Da fiel mir ein, daß die Regierungsingenieure beim Brunnenbau Dynamit verwenden. Noch nie in meinem Leben hatte ich Dynamit gesehen, mußte nur, daß mit ihm nicht zu spaßen ist. Ich besorgte mir einen Erlaubnisschein und kaufte bei der Regierung in Calcutta einige Kistchen Dynamitpatronen und bat einen mir bekannten Ingenieur, mich in die Geheimnisse der Behandlung dieser Patronen einzuweißen. Der machte wohl ein bedenkliches Gesicht, aber er kam doch gerne, um mir zu helfen. Ehe er seinen Unterricht begann, erzählte er mir folgende Begebenheit. Ein in der Nähe wohnender Ingenieur kam eines Abends von seiner Arbeit nach Hause. Er hatte eben mit Dynamit gesprengt und legte die übriggebliebenen Patronen, die er in der Rodtasche trug, auf den Tisch, an dem seine Frau saß und beim Kerzenschein las. Er wollte im Badezimmer nebenan seine Hände waschen und dann gleich die Patronen an einen sicheren Ort bringen. Aber während er sich die Hände wusch, vernahm er einen lauten Knall. Er stürzte in's Zimmer und siehe da, wie entsetzlich; die Patronen waren durch die Kerzenwärme zur Explosion gebracht worden und hatten die Frau getötet. Also Vorsicht, meinte mein Freund. Nun, ich habe gut aufgepaßt und alles genau befolgt. Schon am Vortage, ehe mein Ratgeber kam, hatte ich fünf, drei Fuß tiefe Löcher unten in den Felsen bohren lassen, nicht mit einer Bohrmaschine, die ich wohl in Calcutta hätte bekommen können, aber für deren Gebrauch ich täglich 20 Mk. bezahlen sollte, und dazu hatte ich kein Geld, sondern einige Männer hatten durch fortwährendes Stampfen mit einer geschärften Eisenstange auf einen Punkt des Felsens diese Löcher gebohrt. Die Vorbereitungen zum Sprengen waren also alle getroffen. Schnell wurden die Patronen zurechtgemacht, der Ingenieur ging selbst in den Brunnen, setzte dort seine Arbeit fort, und kaum war er wieder oben, da fühlten und hörten wir die Frucht seiner Arbeit. Ein fürchterlicher Knall, die Erde erzitterte, und als wir in die Tiefe sahen, erkannten wir zu unserer Freude die gewaltige Wirkung. Der Felsen war so zerrissen, daß wir später mit Leichtigkeit die kleinen Stücke an's Tageslicht befördern konnten. Das ging alles sehr schön. Aber wie kam es, als wir ohne Ingenieur weiter arbeiten mußten? Ich denke noch mit einem gewissen Schaudern an jene Zeit zurück. Zusehen ist eben leichter, als selber machen. Fünf neue Löcher waren wieder gebohrt, zehn Patronen hatte ich fertig gemacht und siehe da, nun war es unmöglich einen Menschen zu finden, der bereit gewesen wäre, in den Brunnen zu steigen, um die Patronen anzuzünden. Ein jeder war um sein Leben besorgt. Ich selbst konnte es auch nicht machen, schon wegen der aus kleinen Teilen zusammengesetzten, senkrecht an der Felswand hängenden, schwachen Bambusleiter. Ich wandte eine List an, rief einen geschickten Eingeborenen, einen Mann, der im Klettern einem Affen fast gleich kam. Ihm gab ich meine Taschenuhr in die Hand, ließ ihn in den Brunnen steigen und bat ihn, ohne Uebereilung wieder nach oben zu kommen, aber dabei auf die Uhr zu sehen, um zu erkennen, wie lange das wohl dauern würde. Er ging. In einer halben Minute

war er oben. Leider hat er dabei meine Uhr, die er fallen ließ, beschädigt. Nun führte ich den Mann in mein Zimmer, nahm eine Zündschnur und sagte zu ihm, „sieh' hier, die werde ich anzünden, und achte du genau darauf, wie lange es dauert, bis die Schnur durchgebrannt ist.“ „Sahib,“ sagte er, das hat $1\frac{1}{2}$ Minute gedauert.“ „Nun sieh,“ so fuhr ich fort, „ich gebe dir eine Zündschnur, die doppelt so lang ist, als diese, die gebraucht dann drei Minuten, um von Anfang bis zu Ende durchzubrennen, und du gebrauchst nur eine halbe Minute, um aus dem Brunnen in's Freie zu kommen, willst du nun in den Brunnen gehen und die Patronen anzünden?“ „Ja,“ sagte er, „nun will ich es machen.“ Er hatte die Sache verstanden. Der 60 Fuß tiefe Brunnen ist fertig geworden; und als ich das erste Glas Wasser aus diesem Brunnen trank, da habe ich Gott gedankt für seine gnädige Durchhilfe. Keiner von uns ist zu Schaden gekommen. Ja, der Brunnen war fertig, aber von den Dynamitpatronen waren noch einige übrig geblieben, die ich, der Gefahr wegen, nicht im Hause behalten durfte. Sie haben dann meinen hundert Schulkindern eine große Freude bereitet, denn mit diesen Patronen haben wir in einem tiefen Fluß bei Panposh Fische gefangen, und wie das zugeht, will ich euch auch gleich erzählen.

Wie ich mit Dynamit Fische fang.

Von Missionar Carl Pape, Steglitz.

Als ich meinen Schulkindern sagte, daß ich morgen in aller Frühe nach Panposh ginge, um mit den übrigen Patronen Fische zu fangen, da waren sie gleich dabei und hocherfreut. In aller Frühe, bei Sonnenaufgang, zogen die hundert Kinder mit ihren Lehrern singend ab. Wir Europäer folgten später nach auf einem „trolley“, das ist ein kleiner Wagen, der auf den Eisenbahnschienen geschoben wird. Ein brauner Bahnbeamter, der gerne dabei sein wollte, nahm uns mit. Es war ein lachender Morgen. Als wir angekommen waren, wurde der „trolley“ aus den Schienen gehoben, und ich machte gleich die Patronen zurecht, wie so oft beim Brunnenbau. Tief unten am Wasser standen schon die Kinder; voller Erwartung auf einen guten Fang hatten sie Körbe mitgenommen. Die Patronen versah ich diesmal nur mit einer 2 Zoll langen Zündschnur, damit sie recht bald explodieren sollten. Drei, einige Meter von einander entfernt stehende Posten am Rande des Wassers sollten nacheinander die angezündeten Patronen in die Flut werfen. Die Knaben waren sprunghaft, um die event. Fische aus dem Wasser zu holen. Sie dachten sicher schon an den schönen Bratfisch am Mittag. Mit dem Hineinwerfen der Patronen sollte bei uns in der Südede begonnen werden, darum hat ich den braunen Beamten, eine Patrone in die Hand zu nehmen, und nachdem ich die Schnur angezündet, sie ins tiefe Wasser zu werfen. Er aber fürchtete sich und wollte nicht, meinte aber, ich solle das Werfen besorgen, so wolle er schon die Schnur anzünden. Es geschah so! Ich hielt die Patrone zum Wurf bereit, hinter mir stand der Braune mit seinen Streichhölzern. Die Schnur zischte, sie hatte Feuer gefangen, und der Eingeborene fiel, so lang wie er war, auf den Rücken. Aber ich konnte mich im Moment nicht um ihn kümmern, denn die Patrone konnte jeden Augenblick explodieren, so warf ich sie, als ich das Zischen hörte, tief

ins Wasser hinein. Sie sank unter, kleine Luftbläschen zeigten sich an der Oberfläche des Wassers, und dann stieg eine mächtige Wasserfäule in die Luft; die Patrone war explodiert. Und nun hättet ihr die Schulknaben einmal sehen sollen. Die Schwimmer warfen sich ins Wasser, und hierhin und dorthin fuhr eine Hand und hatte einen Fisch erfaßt, der betäubt auf der Wasseroberfläche schwamm. Aber nicht immer glückte der Fang. Welchen Jubel gab es jedesmal, wenn es einem Knaben passierte, daß ein schon gefangen geglaubter Fisch, aus seiner Betäubung erwacht, ihm plötzlich aus den Fingern entglitt. Doch unsere Volkknaben sind erfinderisch. War wieder ein Fisch gefangen, so wurde er schnell in die „dhoti“, in das um die Hüfte gebundene Beintuch gesteckt und saß nun ganz sicher. Das Fangen wollte kein Ende nehmen, denn alle vorhandenen Patronen wurden nach und nach ins Wasser geworfen und deckten uns reichlich den Tisch. Was war nun aus unserem Bahnbeamten geworden? Als ich mich nach ihm umsah, fand ich ihn oben auf der Böschung stehen und star vor Entsetzen schaute er uns zu. Mein Ruf erweckte neues Leben in ihm, und er sagte zu mir: „Als ich die Schnur anzündete und sie so stark zischte, da dachte ich, die Patrone sei explodiert und hätte mich getroffen, und ich fiel hin.“ Da haben wir ihn aber tüchtig ausgelacht.

Mit fröhlichem Herzen zogen wir wieder nach Hause. Die Fische aber haben vorzüglich geschmeckt, und ich denke, keiner von uns, der bei diesem eigenartigen Fischfang zugegen war, wird diesen schönen Morgen je vergessen.

Der ausgerissene Elefant.

Von Missionar Tennigkeit in Muzafferpur.

Im November war ich auf der Sonapur-mela, einem ganz gewaltigen Jahrmarkt. Da gibts nun allerlei zu hören und zu sehen. Diesmal aber erlebte ich ein Schauspiel, wie ich noch keines gesehen hatte. Ein Elefant war seinem Treiber ausgerückt. Und sowie er sich frei fühlte, führte er sich wie ein ausgelassener Junge auf. Zuerst erhaschte er eine Droschke, die auf der Straße stand und zog sie fidel die Straße entlang. Da auf einmal fiel es ihm ein, den Wagen an einen Baum zu werfen. Und weil ein Elefant eine tüchtige Kraft im Wurf hat, ging die Droschke in Trümmer. Das gefiel dem Elefant. Und so sahte er noch 2 Droschken und zerschmetterte sie am Baum. Dann ging er auf die Eisenbahnstation. Der Laternenpfahl behagte ihm nicht. Er bog ihn ab, wie wemns ein dünner Draht wäre. Nun kam er an den Brunnen, über dem zwei Eisenbahnschienen lagen. Die gefielen ihm. Er hob eine auf und schleuderte sie herum und dabei tangte er vergnügt hin und her. Da erreichte ihn das strafende Schicksal: daß die Schienen den Brunnen zu decken sollten, war ihm offenbar nicht klar gewesen. Nun mußte ers fühlen, rutsch, pattschte er mit seinen Hinterbeinen in den Brunnen. So ein Elefant hat kein kleines Gewicht und das drückte nach unten und so rutschte er immer tiefer, bis an die Ohren steckte er im Brunnen und zuletzt gukte nur noch der Rüssel heraus. So war er schmachlich gefangen. Sein Treiber kam schließlich auch. Aber wie sollte das Riesentier aus dem Brunnen gehoben werden? Der Treiber wollte einen Gang in den Brunnen graben und so seinem lieben Freund einen Ausgang schaffen. Aber dazu mußte der Landrat erst die Erlaubnis geben. Und das dauert immer einige Zeit. Erst nach drei Tagen konnte der Elefant ausgegraben werden. Da hat er Zeit gehabt, über seine Dummheiten nachzudenken. Und ganz steif ist er geworden. Als er endlich wieder auf dem Boden stand, da verging ihm die Lust zum Tanzen und Wagenzerschmettern, kaum stehen konnte er. Der reißt nicht nochmals aus!

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, 1.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Ganhersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C 19, Wallstr. 17/18.



Gefegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt. Jer. 17, 7.

Auf einem chinesischen Fluß schwamm ein Schiff. 14 Leute waren darauf und stott gings dahin. Da auf einmal fing's an zu regnen, so arg, daß die Fahrt gefährlich wurde. Ein heidnischer Mönch war dabei, und den bat der Schiffer, ein Opfer darzubringen. Weil er nichts anderes hatte, zündete er Papierscheine an. Aber da kam ein solcher Sturm und ein so mächtiger Blahregen, daß das Opfer verlöschte und fortflog; und trotzdem der Mönch rief: Buddha, hilf, errete uns, brachen die Wellen übers Schiff zusammen. Alles schrie, jeder glaubte sein Ende gekommen. Da stand ein kleiner schwächlicher Mann auf, lahm auf dem einen Bein. Er erhob die Hand und ein heiliges Feuer der Begeisterung leuchtete aus seinen Augen. „Brüder, rief er, um unserer Sünden willen sendet uns Gott in die Gefahr, er kann uns retten.“ Und er zog seine Bibel aus der Tasche, der liebe Christ Ha sin Schin, und las die Geschichte von Mark. 4, 35—41, von der Stillung des Sturmes. Und dann betete er: „O Herr, Du lebendiger, allmächtiger Gott! Wir schreiben zu Dir in unserer Angst. Wir haben gegen Dich, o Gott, schwer gesündigt. Wir können uns selbst nicht helfen. Unfre eigne Kraft ist gänzlich zu nichts. Kniend stehen wir zu Dir um Errettung: Laß den Sturm und die Sintflut vorübergehen. Amen.“ Und wunderbar! Kaum war das Amen gesprochen, da hörten Sturm und Regen sofort auf. Da priesen alle, die im Schiff waren, mit unserm Ha die Gnade Gottes. Der Schiffer rühmte, daß Gott viel herrlicher sei als Buddha und die Götzen. Sofort riß er den kleinen Altar ab, der sich im Schiff befand, und warf ihn mitsamt den Götzen, die darauf gestanden hatten, in den Fluß hinein. Selbst der Mönch sagte zu Ha: „Nun sehe ich, daß Buddha und die

Götzen nichts sind. Hilf mir, daß mich mein Meister frei läßt, damit ich Jesu diene, an den ich nun glaube.“

Vom braunen und vom weißen Doktor.

Von Missionar Jesche in Khatitoli.

1. Benjamin, der Landarzt.

Er ist ein lieber, frommer Mensch, der Benjamin; sein Vater war einst ein berühmter Zauberer gewesen, der aber dann den Geisterdienst aufgegeben hat und ein ernstlicher Christ geworden ist. Die Zauberer sind merkwürdige Leute; sie sind neben manchem anderen auch die Aerzte der Heiden hier bei den Kols. Wenn jemand krank ist, so wird der Zauberer geholt, und der muß herausbringen, was für ein böser Geist den Menschen quält, denn so stellt sich der Heide die Ursache der Krankheit vor, und er muß den bösen Geist durch Opfer versöhnen und irgendwie vertreiben oder unschädlich machen. Aber die Zauberer arbeiten an den Kranklagern nicht nur mit Opfern und Hokusfokus; sie haben eine oft überraschend große Kenntnis von heilkräftigen Kräutern, aber auch eine Fülle von ebenso sonderbaren wie erprobten Medizinen. Ein solcher kluger Kenner war auch Benjamin's Vater. Von seinem Vater hat Benjamin dann alles gelernt. Zaubern nicht. O nein, das hatten Vater und Sohn gründlich aufgegeben. Aber das Doktern und Kurieren. Benjamin hat seines Vaters „Praxis“ übernommen. Da muß ich euch erzählen, wie Benjamin einen Krankenbesuch macht.

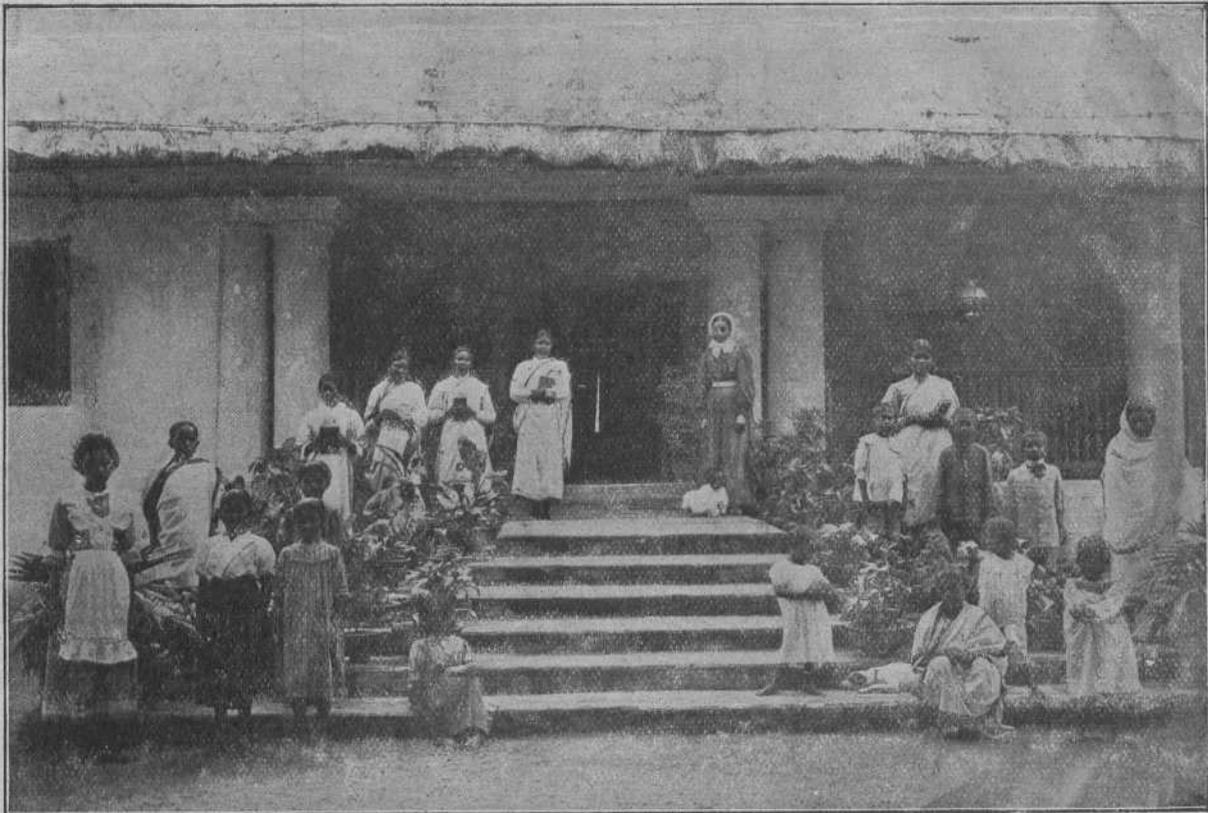
Dort drüben in jenem Dorf liegt ein Christ krank. Aber Benjamin geht nicht hin; nein, er will sich keinem aufdrängen; er ist ja ein Doktor, der für seine Bemühung bezahlt werden muß. Die Leute müssen ihn schon rufen. Aber so von ungefähr geht Benjamin doch an den Häusern der Kranken vorbei, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihn rufen zu lassen. Läßt ihn aber

jemand rufen, dann kommt er nicht etwa sofort, wenn er merkt, daß die Krankheit nicht ernstlich ist, aber er kommt auch wiederum bei Zeiten, damit der Kranke nicht gar vorher schon gesund wird. Ein sofortiges Kommen könnte ihm ja so ausgelegt werden, als ob er schon gewartet hätte. Er kommt am nächsten Tage in das Haus des Kranken. Sobald der den Doktor erblickt, stöhnt er besonders laut, das muß so sein. Benjamin aber setzt sich auf die Veranda des Hauses und kümmert sich scheinbar garnicht um den Kranken, ja er fragt nicht einmal nach ihm. Erst ißt er Reis, dann raucht er eine Pfeife und hält sein Mittagsschälchen. Danach unterhält er sich mit den Gesunden des Hauses, bis das Abendessen fertig ist. Dann ißt er wieder Reis. Da er nun gar keine Anstalten macht, sich mit dem Kranken zu beschäftigen, erinnert man ihn daran. Er gibt zur Antwort: „Darum habt ihr mich ja rufen lassen.“ Er tut aber für gewöhnlich an dem ersten Tage, außer, daß er für den Kranken betet, nichts. Am nächsten Tage endlich, nachdem er gebadet, setzt er sich zu ihm und läßt sich ausführlich die Krankheit erklären. Benjamin hört sich die Geschichte an, sagt aber garnichts. Er untersucht den Puls, schaut dem Kranken in die Augen, befühlt ihm den Leib, denn da tut dem Kranken weh, guckt hier hin und dahin, bleibt bei dem Kranken sitzen und beobachtet ihn lange ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Nachdem er nun noch einmal Reis gegessen hat, gibt er sein Urteil über die Art der Krankheit ab. Er nennt eine Anzahl Sachen, die er haben muß, um eine Arznei zu bereiten und verschreibt vorläufig ein Del, mit dem der Kranke eingerieben werden muß. Er selbst nimmt sich eine Gade, geht in den

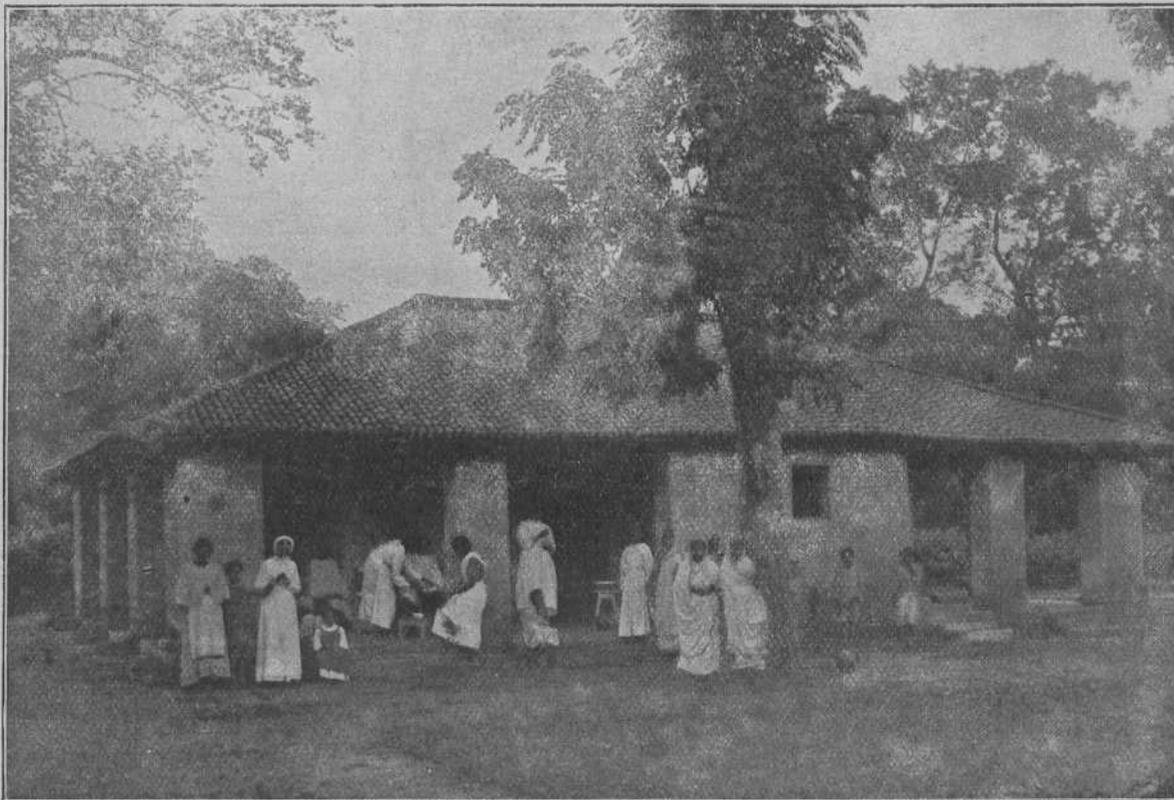
Wald und sucht sich heilkräftige Wurzeln, Blätter usw. Zurückgekehrt, breitet er die Sachen vor sich aus und sagt etwa: Eine Art Wurzel habe ich in eurem Walde nicht finden können. Die wächst nur in einem entfernten Walde, da muß ich hingehen und dieselbe holen. Hat er endlich alles beisammen, zerreibt er die Sachen zwischen zwei Steinen und formt Pillen, fast so groß, wie Taubeneier. Hiervon bekommt der Kranke endlich eine ein. Sodann holt Benjamin seine Bibel hervor und liest stehend langsam und laut einen Abschnitt aus derselben vor und betet, daß der Herr die Arznei segnen und deren Eigenschaft wirken lassen möchte. Und dann hat er seine Pflicht getan und geht heim.

Was Benjamin für Medicinen hat.

Benjamin kennt eine Menge Kräuter, Blätter, Wurzeln, Baumrinden, Gräser, Baumsäfte, Früchte u. s. w., die Heilkräfte enthalten, aber er ist auch ganz neidlos, wenn andre etwas Besseres vorschlagen. Bei seinen Krankenbesuchen ereignet sich oft, daß viele Freunde des Kranken kommen und Medicinen mitbringen und Arzneien nehmen, die ihnen schon einmal geholfen haben. Da hat Benjamin garnichts dagegen, wenn der arme Kranke nun all die Medicinen nacheinander schlucken muß. Ein kräftiges Mittel hat Benjamin in besonders schwierigen Fällen: wollen Arzneien nicht helfen, dann wird die schmerzhafteste Stelle mit einem glühenden Eisen gebrannt. So ein Stück alter Aberglaube hat sich aber auch noch in Benjamin's Medicinenschatz erhalten; so ist er der Meinung, daß manche Arzneien nur bei zunehmendem Mond gegeben werden dürfen. Wenn da ein Mann gerade krank wird, wenn der Mond im Ab-



Die Krankenschwester vor dem Krankenhaus.



Schwester Maria vor ihrem Wohnhaus.

nehmen begriffen ist, dann kann er lange auf die heilende Arznei warten. Ganz merkwürdig aber sind seine Salben, die er zusammenstellt. Eine besonders geachtete Salbe hat folgende Bestandteile: Eine schwarze Schlange, eine Eidechse, eine Kröte, ein Regenwurm, Bärenfett und Butter wird in einer Pfanne zusammen geschmort. Tigermilch ist ein sehr beehrtes Mittel. Ebenso enthalten die Zehe vom Pfau und die Warthaare vom Tiger Heilkräfte. Bei Erblindung, wenn sich eine Nezhaut übers Auge zieht, wird als Augensalbe folgende Mischung angewandt: Eine Flußschnecke, ein Baumsaft, Honig, eine Delblume, fein geriebenes Porzellan und Glas, zerstoßene Ziegelerde, eine Holzart zerrieben und Galle vom schwarzen Huhn.

Dabei verschmäht es Benjamin durchaus nicht, gelegentlich auch von mir Arzneien zu kaufen. Und was er da kauft? Schwefel, Essig, Kampfer, Opium und andere stark riechende und bitter und sauer schmeckende Sachen. Auf den Geschmack einer Medizin kommt es bei einem Kol sehr an. Das weiß Benjamin. Eine wirksame Arznei muß auch wirklich nach etwas schmecken. Entweder furchtbar sauer, süß, salzig oder pfefferig und muß im Magen brennen und ein auf- und absteigendes Gefühl dort verursachen, so daß man Mühe hat, sie zu halten. Wenn diese Wirkung vorhanden, dann hilft sie auch.

Es kommt uns ja manches beim lieben Benjamin sonderbar vor, und vom alten Wesen der Kols steckt noch mancherlei in ihm; aber er steht so fest in seinem Glauben; er weiß, daß Gott das Flehen seiner Kinder hört. Und die vielen Erfolge, die Benjamin bei seiner Arbeit hat — das weiß er ganz genau —, sind Erfolge des Glaubens, sind Gebetserhörungen.

Neuerdings hat Benjamin noch ein Amt erhalten; früher war er schon einmal Dorflehrer und seine Schulkinder mußten ihren Katechismus immer besser als die Kinder anderer Dorfschulen. Aber seine ärztliche Tätigkeit ließ sich doch nicht mit der Schularbeit vereinigen, weil er soviel weg mußte. Und gerade dieses herumwandern machte ihn zu einem anderen Beruf geschickt, zum Vibelkolporteur. Nun zieht er durchs Land, die Büchertasche über der Schulter, mit seinen Medicinen ausgerüstet, als ein Bote des Friedens, und als ein Helfer in leiblicher Not.

2. Ein Arzt wider Willen.

Wenn mir das früher einmal in Deutschland einer gesagt hätte: Du wirst ein berühmter Arzt, dann hätte ich den Spatzvogel wohl nur müßig von der Seite angesehen. Denn von Doktorbüchern und Arzneien wußte ich wenig, und ich hätte nie gewagt, einen Menschen kurieren zu wollen. Aber auf meiner Waldstation Akhutiloli war ich einfach gezwungen, Arzt zu spielen. Ich habe freilich nie dabei ein gutes Gewissen gehabt, aber die Leute kamen, klagten, zeigten ihre Krankheiten, ja, da muß man helfen. Und wunderbarer Weise habe ich manche Kranke heilen dürfen. Aber da haben meine und der Kranken Gebete und der unerschütterliche Glaube der Leute an die Unfehlbarkeit meiner Arzneien geholfen. Wenn die Heiden und Christen meine große Geschicklichkeit rühmen, so tun sie mir sicher damit unrecht. Nun, jetzt brauche ich nicht mehr mit schlechtem Gewissen Kranke kurieren; die liebe Schwester Auguste ist ja nun hier, die euch schon einmal so schön aus ihrer ärztlichen Arbeit erzählt hat. Aber früher mußte ich oft doktern; ich besaß eine Menge Mittel und Arz-



4. Jahrgang

Januar 1914

Nummer 1

Etwas ganz Neues.

„Was ganz Neues? Da wird wohl der Kindergruß uns erzählen wollen, daß Neujahr ist?“ So denkt der liebe Leser wohl bei der Uberschrift. Ja, das stimmt, ein neues Jahr geht an und da will es der Kindergruß nicht veräumen, allen seinen lieben Lesern von Herzen Gottes reichen Segen für das neue Jahr zu wünschen. Aber ich habe euch diesmal wirklich was ganz Neues zu erzählen. Dieser Neujahrstag ist der erste, den Gossnersche Missionare in Afrika, in Kamerun erleben. Ihr wißt doch, daß unsere Missionare alle in Indien arbeiten, am Ganges und unter den Kols und in Assam. Da haben wir gedacht, es ist doch eigentlich nicht recht, daß wir uns um die Heiden garnicht kümmern, die in unseren deutschen Kolonien wohnen. Und aus Kamerun riefen die evangelischen Missionsgesellschaften: Wir haben so viel zu tun, wir schaffens nicht allein; wenn doch Hilfe käme! Und da sagten wir uns: Wichtig, da müssen wir helfen. Und so haben wir am 7. Dezember zwei junge Missionare eingesegnet und abgeordnet zum Missionsdienst nach Kamerun. Eigentlich wollten wir drei schicken; aber der dritte ist gerade Kanonier und so schnell konnte er seinen Soldatenrock nicht ausziehen, da mußte erst der Kriegsminister gefragt werden, ob er vor der Zeit schon aufhören darf Soldat zu sein. Wir hoffen, daß wir ihn im Januar nachsenden dürfen; denn die zwei ersten sind schon abgereist. Ueber Weihnachten schwammen sie auf dem Meer und am 30. Januar stiegen sie in Viktoria in Kamerun aus. Und auf kameruner Boden haben sie Neujahr gefeiert. Da sind sie gewiß sehr ernst gewesen. Denn was das neue Jahr ihnen bringen wird, das weiß Gott allein. Sie haben noch kein Haus, in dem sie dauernd wohnen, noch nicht einmal einen Platz, auf dem sie bauen können und das

Volk, zu dem sie gehen wollen, kennen sie auch nicht. Aber liebe Freunde haben sie, Basler Missionare und Amerikanische Missionare, die helfen ihnen in der ersten Zeit und zeigen ihnen, wie man in Kamerun lebt, und vor allem haben sie ihren Gott, den treuen Vater, der sie zum Missionsdienst berufen hat und der nicht nur den Winden, Luft und Wolken Wege, Lauf und Bahn gibt, sondern erst recht seinen Kindern. Aber unser Gott will gebeten sein. Und darum bitte ich euch alle, liebe Leser, bittet mit uns Gott, daß er die neuen Kamerunmissionare behüte, daß er sie in das Land führe, wo er ihnen die Arbeit zubereitet hat, und daß sie mit rechter Freude an die Arbeit gehen. Ihr werdet nun gewiß eine Reihe von Fragen haben. Die haben wir auch. Später, wenn wir selbst Antwort darauf haben, dann erzählen wir euch viel von Kamerun. Einstweilen können wir euch nur bitten: Betet für die Kamerunmission.

Weise aus dem Morgenland.

Das Epiphaniast fest kommt bald mit seiner schönen Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande. Ihr kennt die Geschichte ja ganz genau von den ersten Heiden, die da kamen, das Jesuskindlein anzubeten, und wie die Weisen ausgesehen haben, das wißt ihr auch ganz genau, an Weihnachten habt ihr ja wieder oft genug das Bild angesehen von den heiligen drei Königen. Heute sollt ihr einmal ein anderes Bild von den Weisen aus dem Morgenlande ansehen. Das sind freilich keine Könige, aber Heiden sind's, die sich haben hinführen lassen zum Jesuskind, Heiden aus aller Herren Ländern. Ganz vorne kniet der krausköpfige Papua, einer von den wilden Menschenfressern und Mördern, von denen im Dezemberkindergruß erzählt worden ist; der hat aufgehört, ein wilder Mann zu



Anbetung des Christkinds.

sein und freudig beugt er seine Knie vor dem Heiland der Welt. Und neben ihm kniet der Inder mit seinem hohen Turban. Er ist einer von den fast 4 Millionen Christen, die im heißen Indien wohnen. Und auch der Indianer Nordamerikas drängt sich herzu. Ihnen ist schon vor langer Zeit das Evangelium verkündigt worden und mancher hat den Haß gegen seinen Todfeind zugleich mit seinem Tomahawk weggeworfen und hat die Hand des Heilands ergriffen. Auch der Chinese fehlt nicht. Im Land der Mitte hat unser Herr als ein König Einzug gehalten. Viele edle, große Männer in China haben erkannt, daß Jesus Christus allein das wahre Glück eines Volkes ausmacht, und als vor einiger Zeit die heidnische Regierung in schwieriger Lage war, da hat sie gebeten, die Christen möchten einen Gebetstag halten und ihren Gott um Segen für das Land ansehen; in China ist das Christentum eine Gebetsmacht geworden. Und ganz erstaunt kommt der Neger Afrikas herzu, groß und klein. Der dunkle Erdteil, so hat man Afrika früher genannt, weil er so ganz unbekannt war, und tiefe heidnische Finsternis bedeckte das Land mit seinen kriegerischen Stämmen. Aber nun ist von allen Seiten das Licht eingedrungen, und überall stehen Gotteshäuser in Negerdörfern und stets neue Stämme kommen herzu; ich erzählte euch ja vorhin, daß nun auch Kameruner deutsche Neger ganz tief im Land zum Heiland gerufen werden sollen. Wie freut sich da der Missionar, daß er die Heiden herzuführen darf, daß er auch das Christkind sehen und anbeten darf, das der Welt einen neuen Schein gibt. Als ein Vertreter

der 22 000 Missionsarbeiter in der weiten Welt sieht er im Geist auf die 8 Millionen Heidenschristen, die alle am Epiphaniastage hintreten vor den König, vor das Jesuskind und ihm die Gaben der Liebe, des Glaubens, der Dankbarkeit darreichen. Wie herrlich, die Weisen alle aus dem Morgenland! Und nun will ich euch noch ein paar Geschichten erzählen zu den einzelnen Leuten auf dem Blute.

1. Von Zingo, dem bekehrten Menschenfresser.

Das waren wüste Gesellen gewesen, Zingo und seine Freunde in den Dörfern hinterm Sattelberg in Neu-Guinea; der Zingo vor allem. Ein mächtiger Bursch mit gewaltigen Armen, voll großer Kraft. Wie er die Steinkuile zu schwingen vermochte und den Speer! Und wie oft ging's hinaus zu blutiger Fehde gegen die Nachbardörfer, Menschenblut klebte an seinen Händen und dann hatten sie sich niedergelegt und die erschlagenen Feinde aufgefressen. Und noch nicht genug damit. Zingo war auch ein böser Zauberer und hat manchem, wie er glaubte, was Schlimmes angeheert. Und da kam das „Miti“ ins Land, das „Wort“. Der Missionar Kehler hatte keine Angst, er war in die Dörfer der Menschenfresser gegangen und hatte von Jesus, dem Sünderheiland, erzählt. Und das Herrliche war, er kam nicht bloß und erzählte, sondern Jesus, der lebendige Heiland kam selbst mit und saßte die wilden Papua ans Herz. Und da beredeten sich die Heiden und schließlich kam eine Dorfschaft nach der anderen, im ganzen

285 Leute auf die Station Sattelberg und baten, Mitschüler, Jesusjünger werden zu dürfen. Und daß es ihnen ernst um diese Bitte war, konnte man daraus sehen, daß jeder schon 40 biblische Geschichten erzählen konnte. Jeder wollte sie dem Missionar gleich erzählen und als der unterbrach und einen anderen weiter erzählen lassen wollte, da war der Unterbrochene recht ungehalten. Zingo war auch unter denen, die als Taufbewerber aufgenommen wurden. Da gabs viel zu lernen, und das wollte so schwer in seinen Kopf, der sich bisher nur mit Jagdgedanken und Walddurchstreifen beschäftigt hatte: die zehn Gebote und das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser usw. Aber noch schwerer war's, daß er lernen mußte, wie es in seinem Herzen aussah, wie in einer Mördergrube. Ein Sünder soll ich sein? Gnade und Barmherzigkeit soll ich nötig haben? Aber Gottes Geist hat ihn erleuchtet und immer klarer wurde es ihm, daß er ganz und gar verloren sei, wenn Jesus ihn nicht reinwäscht. Und er hat ihn reingewaschen und die andern auch, Zingos Frau und sein Kind, und die Dorfgenossen alle, am 18. August 1912 ist Zingo mit 212 andern Papuas in der Kirche auf dem Sattelberg getauft worden.

2. Johann, ein Jesusjünger in Indien.

In einem Dorfe, das zur Missionsstation Lohardaga gehört, wohnt unter lauter Heiden ein Christ namens Johann. Er ist ein ganz einfacher, schlichter Mann, der nicht lesen und schreiben kann; aber seine schönen Christenlieder kann er und die biblischen Geschichten und das, was im Katechismus steht. Und

von all dem erzählt er so gern. Am Abend nimmt er seine Matte und legt sie vors Haus. Da wissen die Jungen im Dorf schon, was jetzt kommt: da setzt sich Johann nieder und erzählt Geschichten. Gleich haben sich die Buben ringsum niedergelassen und so aufmerksam hören sie zu, wenn Johann erzählt. Aber er erzählt nicht nur, er läßt sich wieder erzählen, fragt nach der gestrigen Geschichte und nach den Sprüchen, die er ihnen vorgefagt. Und am schönsten ist's doch, wenn er dann mit den Kindern singt. Die Leute dort singen so gern, und die Burschen hattens bald gelernt, alle die schönen Lieder. Als ein junger Heide daheim eines von den Christenliedern sang, da schalten die Eltern: „Pfui, Christenlieder singst du?“ „Aber hört doch erst mal zu“, antwortete der Knabe. Und wie er das Lied fertig gesungen hatte, da meinte der Vater: „Das ist schön, das kannst du nochmal singen.“ Und es dauerte nicht lang, da hatten die Heiden unsere Lieder sehr gern. Und was geschah? Der liebe Johann hatte seinen Dorfgenossen das Evangelium ins Herz gesungen, ein paar Familien kamen und baten, Christen werden zu dürfen.

Ein böser Schwindel.

Nach einer Erzählung von Missionar Lorbeer II, Ghafipur.

Das Bild, das ihr vor euch steht, stellt einen ganz eigenartigen Gott vor. Das ist Wischnu in einer seiner neun Erscheinungsformen, als Löwenmensch. Dieser Löwengott hat wie all die anderen unzähligen Götzen seine Tempel. Von einem solchen Tempel und seinem Geheimnis will ich euch erzählen.

In Nordindien steht der Tempel, in einen Fels gehauen. Und aus dem Fels heraus ragt das Götzenbild, ein mächtiger Löwe, dessen Rücken mit dem Felsen eins ist; es ist also eine Art erhabenes Wandbild. Das Maul des Löwen ist weit geöffnet. Dieses Bild ist nun weit berühmt und die Heiden kommen von weit her zu diesem Tempel, denn der Löwe kann die Zukunft sagen. Wer von ihm erfahren will, ob ein Ereignis eintritt oder nicht, der muß eine bestimmte, vom Oberpriester angegebene Zahl von Kannen Del opfern in der Weise, daß er eine Kanne nach der andern in das geöffnete Maul des Löwen schüttet. Nimmt der Löwe alles Del an, so heißt das Ja. Wenn aber das Del wieder zum Maul heraus läuft, so hat der Löwe Widerwillen gegen das Opfer und das bedeutet nein.

Den Dienst am Tempel versteht eine alte Priesterfamilie. Immer der älteste Sohn wird Oberpriester und beim Antritt seines Amtes wird er von seinem Vater und Vorgänger in die Geheimnisse des Tempeldienstes und vor allem in das Geheimnis des Löwenorakels eingeweiht. Der vorige Priester hatte einst seinen ältesten Sohn zum Nachfolger eingesezt und ihm das Geheimnis anvertraut. Später aber reute es ihn, er sezte den ältesten ab und machte seinen jüngsten Sohn zum Oberpriester und Träger des Geheimnisses. Und dann starb er. Der ab-

gesezte Aelteste war müttend. Denn er hatte nicht nur einen sehr ehrenvollen Posten verloren, sondern auch eine ungeheure Einnahmequelle. Der Tempel war ja weit berühmt, und die vielen Gläubigen ließen sich's was kosten, von dem Löwengott eine Antwort zu bekommen. Und all das Geld, das die Opfernden brachten, floß in die Tasche des Oberpriesters. Da kann man verstehen, daß der abgesezte ältere Bruder auf den jüngeren schlecht zu sprechen war.

In jener Tempelstadt wohnte ein kluger Richter. Er war ein Hindu, der in England studiert und den heidnischen Götzendienst als eitel und unsinnig erkannt hatte. Aber seine Frau war eine fromme Hinduin. Da geschah es, daß der eine Sohn des Richters starb. Bald wurde auch der zweite Sohn krank. Die Mutter war der Verzweiflung nahe. „O daß doch mein Sohn am Leben bliebe! Ich will Wischnu anflehen, ihm opfern und ihn fragen, ob er mir den Sohn erhält.“ Der Richter spottete über dem Aberglauben seiner Frau, daß sie meinte, durch Del opfern ihren Sohn zu retten. Aber sie bat so lange, bis er ihr die Erlaubnis gab, in den Wischnutempel zu gehen und den Löwen zu fragen. Bald war es in der Stadt bekannt: Morgen



Wischnu als Löwengott.

wird die Frau des Richters im Tempel anbeten und opfern.

Am Nachmittag war's, da kam ein vornehmer Mann ins Haus des Richters und wollte ihn sprechen; es war der ältere Bruder, der abgesetzte Oberpriester. Er wurde vorgelassen und nach seinen Wünschen gefragt: „Großer Herr, sagte er, du bist der klügste aller Gelehrten in unsrer Stadt, du bist ein leuchtender Stern unter den Weisen. Ich habe gehört, du willst die Orakel im Löwentempel fragen. Glaubst du denn, daß der Löwe antworten kann?“ „Nein, sagte der Richter, das glaube ich nicht. Aber wie kommst du dazu, mich so zu fragen? Du bist doch der frühere Oberpriester, der den Tempel lange bedient hat; du mußt doch an die göttliche Kunst deines Bildes glauben. Aber aus deiner Frage geht hervor, daß du selber zweifelst.“ Da machte der ehemalige Oberpriester ein ganz schlaues Gesicht und fragte: „Darf ich dir, hoher Herr, ein Geheimnis anvertrauen?“ „Warum nicht?“ antwortete der Richter, sage mir, was du mir mitzuteilen hast.“ Und da erzählte der Oberpriester ganz leise eine merkwürdige Geschichte, die dem Richter offenbar sehr gefiel, denn er schmunzelte hochbefriedigt.

Am andern Tag war das Staunen in der Stadt ungeheuer groß, als nicht nur die Frau des Richters, sondern sogar der Richter selbst in den Tempel ging. Und der Oberpriester, der jüngere Bruder, freute sich außerordentlich, daß der Ruhm seines Tempels dadurch in der Bevölkerung noch größer werde. Die Frau des Richters war in großer Aufregung: wird der Göze bereit sein, ihr Opfer zu empfangen? Wird er das geopferte Del annehmen? Wird mein Sohn am Leben bleiben? Wie freute sie sich, als der Priester ihr erklärte, der Gott gestatte ihr, ein Opfer von sechs Kannen Del darzubringen. Der Priester führte den Richter und seine Frau in das innere Heiligtum des Tempels. Ganz dunkel wars darin, nur neben der mächtigen, aus dem Felsen ragenden Löwenfigur standen zwei Dellämpchen und warfen ein gespenstisches, flackerndes Licht auf das fürchterliche, weitaufgerissene Löwenmaul. Mit allerlei geheimnisvollen Bewegungen stellte der Priester die sechs Kannen Del vor dem Gözenbild auf, gab der Frau die Weisung, eine Kanne nach der andern langsam ins Maul des Löwen zu schütten und dann verließ er schnell den Tempel, weil, wie er sagte, der Gott nicht durch die Gegenwart seines Priesters gestört sein wolle.

Nun nahte die Frau dem Gözenbild. O wie ihr Herz klopfte! Wird Wischnu das Opfer annehmen? Wird er „ja“ sagen? Mit zitternden Händen faßte sie den ersten Krug und langsam goß sie das Del in den geöffneten Rachen. Und dann den zweiten. Wie sie jubelte! Auch der Inhalt der dritten Kanne verschwand im Löwenmaul. Da, was war das? Kamen nicht einige Tropfen zurück? Wie entsetzlich, der Löwe nahm nichts mehr an, das Del floß aus dem Maule heraus. „Schütte nur zu, rief da auf einmal der Richter, und im Nu stand er neben dem Gözenbild und kräftig, aber doch höchst despektierlich fuhr er mit seinem Spazierstock im Göttermaul herum, ganz tief steckte er den Stock hinein und das Del floß so munter hinunter; dann rief er in den Löwen hinein: „So, Priester, nun kannst du wieder herauskriechen, dein Schwindel ist entlarvt!“

Das also war das Geheimnis, das der abgesetzte Oberpriester dem Richter verraten hatte: Der Löwe war hohl und von außen konnte der Priester in das Steinbild kriechen. Das Maul hatte unten eine Öffnung, durch die floß das Del hinab. Wollte nun der Priester, daß der Löwengott „nein“ sagte, daß er das Del nicht annehme, so nahm er in den Löwenleib Lehm mit und verstopfte im geeigneten Augenblick die innere Öffnung des Mauls, da mußte dann natürlich das Del vorne herauslaufen. Deshalb durfte auch der Priester nicht im Tempel bleiben; er mußte ja schnell von außen ins Bild kriechen. So war nun das berühmte Löwenorakel als ein plumper Schwindel entlarvt.

Nicht wahr, das ist eine lustige Geschichte. Und sie ist doch so tieftraurig. Die armen Heiden! Nicht genug, daß sie in ihrem Aberglauben zu toten Götzen laufen und Bilder aus Stein oder Edelmetall anbeten, sie werden auch noch von gewissenlosen Priestern betrogen und ausgebeutet. Was ist das für ein Unterschied zwischen den Heiden, von denen ihr eben gehört und den Christen aus Neuguinea und Indien, von denen ihr vorhin gelesen habt; hier arme, betrogene, verängstigte, unglückliche Leute, dort fröhliche, gerettete, selige Gotteskinder. Und nun vergleicht die beiden Bilder miteinander: hier der furchtbare, häßliche Löwengott, der als wildes Tier den Menschen zerfleischt und dort Maria mit dem Kindlein, so zart und fein, und der leuchtende Stern darüber zeigt an, daß die Gnade Gottes in Jesus Christus in die Welt gekommen ist, voll Liebe und Erbarmen. O helft mit, daß dieser Stern auch über der Heidenwelt mehr und mehr aufgehe und die Finsternis des Gözendienstes vertreibe.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Gubern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein:

Briefmarken: 3 Gruppen Geheln. Meher, Kinder G. D. Heilige Geist Berlin 2 Patete. Aus Städtelampers-Beningas- und Neunfehn d. P. Widmann v. G. Aben, S. Giers, W. Benen, St. v. A. Buegen, A. Aben, Gef. Voigt, F. Webersmann, W. u. G. Wolkan, G. Heßer, R. Kuper. 1. Paket v. Gerd. Eubia-Bietefeld, Bismarckstr. 6. 2. Päckchen v. Lydia und Maria Niebiel-Zwickel. 1000 Marken von Erna und Gertr. Schneider. 1600 von Gertrud Mohr-Berlin SW. 29, Belle Alliancestr. 15 III. Lehrer Harde-Gumbinnen 22000 deutsche und 200 ausländische. Aus Altschlawe 1 Paket von Helene Termedow und Erich und Wilh. Seltz.

Staniol: 1 Paket und 8000 Briefm., Fr. Horn-Groß-Schlewig. 700 gr und 1 Paket Briefm. von Schull. in Langenbrand d. Pfr. Schrempf. 1 Paket Franz Engelhardt. 1 Paket Otto Käbler-Zübingen 1 Paket W. Meyer-Neunfehn. 1 Paket Gruppe Fril. D. Meher Paul Gerhardt-S. G. d. Schöneberg.

Zigarrenabschnitte: 3 Kisten, Gerda Schüller-Berlin SW., Hornstr. 8 III. Für gesammelte Zigarrenabschnitte und Staniol vom Stift Salens-Stein 20 M. **Größ** für die Zweitschgenernte der drei Brüder Böhlen in Lachem 10 M.

Gaben: Kindergrüßler Kirchenamt d. Del. Sippert 22 M. Konf. der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche d. Geh. Konf.-Rat Conrad 65 M. Konfirm. in Beute 5. Sibyllenort d. P. Katterwe 4 M. K. u. G. d. Paul Gehard-Kirche Schöneberg d. Fril. Wolfram 2 M. Durch Wiss. Papst-Siealtz: Lydia Löwe, Richterfelde 7 M., Lehrer Wiegmann, Uferde 5 M., Kantor Weich, Rothsch. 8,72 M., Lehrer Hehl, Benntsch 3,75 M., Räte Rabe, Steglitz 6,41 M., Südbg. Pape, Steglitz 3,40 M., Lehrer Nubs, Altsch. 1,97 M., Kantor Buchholz, Wenzlow 2,85 M., Lehrer Grulle, Sudow 0,95. K. u. G. d. der Militärgem. Mainz d. Div.-Pfr. Liesmeyer 28,71 M. Konfirmandensammelverein P. Kleine-Friedenau: 17,70 + 70,80 + 8,75. Sammelverein Stift Salens-Stein 75,20 M. K. u. G. D. Heilige Kreuz d. P. Grise 152 M. K. u. G. D. Brunwald d. Pfr. Friede 26,04 M. Fril. Bertha Meyer u. Fril. Ethel Schöneberg 3,75 M. K. u. G. D. Nikolai Greifswald 16 M. Kindermissionsverein Greifswald 21,50. Sammelverein Lachem d. B. Wohlen 11,61. Schulförder in Winterborn d. Pfr. Ruz 1,50 M. Schülerinnen-Missionskränzchen d. Königin Luise Eucum-Friedenau 100 M. für Kamerun. K. u. G. D. Sammelverein Markus-Steglitz 76,33 M. Gruppe v. Fril. D. Meher Paul Gerhardt-S. G. d. Schöneberg 4,50. Sammelverein d. Pfr. Bobeth-Mallwischen 100 M. G. d. Schw. M. Eisele Mettenheim 15. D. Fr. P. Niemann-Inden 9,55. K. u. G. d. Wilschdorf i. N. d. P. Kapper 5 M. Konfirmanden Egelin Geburtstagsgabe für ihren Pfarrer Niemeyer 4 M. Diasporakinder Wolfrasthausen d. Pfr. Kauter 1,70. Domkinder Gottesdienst Halle a. S. für die Kleinkinderschule in Rangli 60 M. Dört, Fil und Elisabeth Hamann, Friedenau 12 M.

Es grüßt Euch herzlich Euer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, L.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Guttenberg (Fr. Jillessen), Berlin C. 19, Wilmstr. 17/18.



3. Jahrgang

Dezember 1913

Nummer 12

Ein Weihnachtsfest bei ehemaligen Menschenfressern.

„Denn Uns ist ein Kind geboren.“ (Jes. 9, 6.)

Im hellen Sonnenschein liegt die Station Warro in Neuguinea. Im Sonnenschein, denn Weihnachten fällt nicht in den Winter, sondern in die heißeste Zeit des Jahres. Sauber gefegt sind die Plätze, gejätet und gereinigt die Wege. Geschäftiges Leben und Treiben herrscht überall. Eilfertig schleppen die Stationsjungen in langer Reihe Bäumchen aus dem nahen Wald herbei, Häuser und Kirchlein erhalten damit ihren Festschmuck. In der Kirche harrt eine den heimischen Fichten ähnliche Kasuarine des Schmuckes der Lichter und Glasfächer, die sie heute zur Feier des Tages zieren sollen. Und auch im Wohnhause wartet ein Bäumchen auf das gleiche, festliche Kleid. Vor dem Baum in der Kirche liegen auf Tischen in langen Reihen wohlgeordnet viele kleine Geschenke, Taschen aus Tuch, Spiegel, Messerchen, Perlen. Ihr Anblick ist schon ein Hochgenuss für die Stationsjungen, die, noch ehe einige Stunden vergehen, die glücklichen Besitzer aller dieser Herrlichkeiten werden sollen.

Im Hofe, auf den Wegen, in den Häusern, vor den Häusern, auf den Veranden — uns manchmal im Wege — überall sieht man Besucher aus den Dörfern, die erwartungsvoll, mit einer gewissen Spannung alle unsre Zurüstungen zu der Feier betrachten. Etliche hundert sind schon anwesend und noch immer ist des Kommens kein Ende. Auf östlichen und auf westlichen Wegen, bald aus Süd, bald aus Nord kommt wieder ein Trüppchen an. Hier sieht man eine Reihe roter Tücher zwischen den Bäumen herankommen, dort werden über den niederen Büschen eine Anzahl Krausköpfe sichtbar, immer einer hübsch hinter

dem andern. Hier strebt ein Haufen Frauen hochbeпадt mit unförmlich angeschwollenen Rehfäden langsam Schritt für Schritt der Station zu, dort schreiten Männer und Burschen leichtfüßig daher, in munterem Geplauder oder mit der Zigarre im Munde. Seltene Besucher stellen sich auch ein, wilde Gestalten mit riesigen turbanähnlichen Mützen auf dem Kopf; gegenseitig die Hände angefaßt, mustern sie mit scheuen Blicken die Station, die vielen Leute. Ein Belannter von ihnen hat sie zum Kommen vermocht, heimisch fühlen sie sich aber nicht, das sieht man ihnen an. Es sind Leute mit anderer Sprache, die hier in der Fremde sind, noch wilde, ungebrochene Heiden.

Schaut man dem Gebahren der Besucher zu, so muß man glauben, daß diese Leute von altersher in Liebe und Freundschaft mit einander gelebt haben, denn Worte wie ago; nenga; nafa (-Freund, Kollege, Vetter) hört man überall. Des Händeschüttelns und Händedrückens ist kein Ende, und manchem genügt seine eine Hand dazu noch nicht, er gebraucht sie alle beide. Wahrhaftig jener dort umarmt sogar einen eben Angekommenen. Soweit haben noch nicht einmal wir Missionare es gebracht.

Allmählich wird es dunkel. Die Weißen begeben sich in die Kirche, der getreue Fazi bleibt als Wächter des Wohnhauses zurück. Die Lichter des Baumes werden angezündet und dann die Bahn frei gegeben für Jedermann. Herein zwängen und drängen sich nun die Leute in ununterbrochener Folge. Sie sind natürlich bei weitem nicht alle Christen. Immer kommen noch mehr herein, die Finsternis draußen will sich nicht erschöpfen und leeren. Heute dürften die Räume unseres Kirchleins wachsen, denn für den Andrang der Hunderte genügen sie nicht. In drangvoller Enge sind wir Weiße beim Baum eingeklinkt, zusammengedrängt lauern die Stationsjungen um sie

herum, wie die Seringe zusammengepreßt stehen die Besucher aus den Dörfern und immer noch drückt und schiebt es von außen nach. Wer zur Feier gekommen ist, will auch etwas sehen. Endlich geht es nicht mehr. Draußen müssen bleiben ein Haufen Frauen mit ihren kleinen Kindern.

Es wird ein Lied gesungen, dann das Weihnachts-evangelium von der heiligen Nacht verlesen mit seinem „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“; daran knüpft die Ansprache an, die der Gemeinde Frieden mit Gott und Frieden unter sich selbst wünscht, Jesus als den Friedenstönig und Friedensbringer preist.

Wie diese Krausköpfe alle angespannt lauschen, wie ihre Augen starren und funkeln! — Laß dir, lieber Leser, einige von ihnen doch etwas näher vorstellen: Siehst du jenen großen, etwas schielenden Mann dort? Er hätte es früher gewiß nicht so eilig gehabt unter so viel Leuten aus verschiedenen Gegenden zu sitzen. Ein hohes Baumhaus hätte er da wohl allem andern vorgezogen, denn dem einen der Besucher hat er den Vater, dem andern den Bruder, dem dritten den Onkel erschlagen. — Oder betrachte jenen mit dem süßlichen Lächeln auf seinem Gesicht und der pokernarbigigen Nase darin. Er scheint sich gegenwärtig in der Gesellschaft seiner Nachbarn rechts und links neben ihm ganz wohl zu fühlen. Das war vor Zeiten anders, denn der Mann, den er mit andern tötete, war der Bruder des einen und der Onkel des andern. Und dort der untersekte, breitschulterige Geselle mit dem dunklen, finsternen Gesicht, das aussieht, als könne es nie lächeln, und neben ihm der schwächliche, am ganzen Körper mit Schorf und Ringwurm bedeckte Junge? Freunde können die auf keinen Fall schon lange sein —, denn, hat nicht einst der ältere den Vater des jüngeren mit erschlagen? — Oder was jener Alte mit dem Gesicht voller Runzeln und den Triefaugen wohl bei sich denken mag? Er hat Ursache sich an vieles zu erinnern, was nicht schön ist. Freunde und Verwandte der anderen Besucher ließ er verzaubern, welche verriet er, welche half er mit töten. Dazu der stämmige Mann da mit dem leicht seitwärts geneigten, großen Kopf — der hat gewiß damals etliche der Herumstehenden anders angeblickt, als sie ihm ein paar von ihren Pfeilen in den Leib schoffen.

Jener Untersekte, Wohlgenährte, der mit dem etwas verschmitzten Gesicht, hat gewiß früher unter einem solchen Schwarm von Menschen nicht so sorglos wie jetzt darenin gesehen, denn da betrieb er die Zauberei als Nebengewerbe und bei diesem Beruf ging man den Leuten möglichst aus dem Weg, man wußte wohl, warum! Jener Lange, Hagere, mit dem Pharisäer-gesicht und dem scheinheiligen Blick war von Profession Regenmacher, Taromacher und Macher von vielleicht noch einem halben Duzend anderer Sachen. Ob er sich in früherer Zeit, bei einer so langen Regenzeit wie die lehtverlossene es war, auch so unangefochten wie jetzt unter den Leuten hätte bewegen können? — Und der alte Herr da, der so andächtig lauscht, scheint wirklich ein braver Mann zu sein. Seine Schwester hat er vor Jahren beim Tode ihres Mannes aber doch erdroffelt. Wie kommt es doch nur, daß leht-hin beim Tode von zwei jungen Männern in einem noch heidnischen Dorfe der Wareogegend ein solcher Antrag nicht mehr durchdrang? — Dies die Gäste. Am Baum aber funkeln die Lichter und hundertstimmig erschallt es: „Jesu mote fisika, ngi jangela ago“ (Jesus ist gekommen, aller Menschen Freund!)

Das Kindlein in der Krippe hat doch eine große Gewalt über der Menschen Herzen.

Missionar Zwanzger.

(Kinderblatt der Neuendettelsauer Mission.)

Noch eine Besuchsreise.

Diesmal reisen wir von Ranchi nach Westen und besuchen zuerst Lohardagga. Dieses und La-karna waren Jahrzehnte hindurch die am meisten nach Westen vorgeschobenen Posten der Gohnerschen Mission. Schon bald nachdem die ersten Missionare in Chota-Nagpur Ranchi ausgebaut hatten, wurde Lohardagga besetzt. Aber man gab die Station wieder auf, und erst 1871 wurde sie wieder in Angriff genommen. Viel Segen ist von dieser Station unter das Volk der Uraokols ausgegangen, auch viel äußerlicher Segen. Wir haben ein kleines Asyl dort für unheilbar Kranke. Das ist ja immer etwas trauriges, wenn ein Kranker weiß, ich kann nie mehr gesund werden. In der Heidenwelt ist das aber ganz besonders traurig, weil die Heiden kein Mitleid und keine Barmherzigkeit kennen. Solch kranke Menschen, die nicht mehr arbeiten können, werden eben fortgejagt. Ob sie dann jämmerlich zu Grunde gehen, darnach fragt der Heide nicht. Da ist unser Lohardaggaasyl eine rechte Zufluchtsstätte.

Von Lohardagga reisen wir nach Gumla. Ebenezer lest ihr unter dem Namen auf der Karte: „Bis hierher hat der Herr geholfen.“ Das deutet schon an, daß diese Station eine besondere Bedeutung hat. Als im Jahre 1895 die Gohnersche Mission das 50-jährige Jubiläum der Kolmission feierte, glaubte man, das Andenken an den Anfang der gesegneten Arbeit nicht besser ehren zu können, als daß man einen neuen Mittelpunkt gesegneter Missionsarbeit schuf und so wurde die Gedächtnisstation in Gumla gegründet. Gumla ist ein wichtiger Ort, das steht ihr schon an dem stattlichen Gerichtsgebäude auf dem Bild. Zum Gericht kommen die Leute von weit her, und der Missionar muß oft den bedrängten Leuten in ihren schwierigen Rechtsfragen behilflich sein.

Nun weiter nach Westen, nach Chainpur. Ums Jahr 1890 zog ein katholischer Missionar durch Barwe und verkündigte den Heiden, daß er der jüngere Bruder der Königin von England, also auch der Kaiserin von Indien sei und daß seine Schwester gebiete, die Heiden sollten Christen werden. Dabei versprach er den Leuten, wenn sie Christen würden, dann brauchten sie keine Steuern mehr zu zahlen. Das gefiel den Heiden und sie kamen zu Tausenden und ließen sich taufen. Bisweilen stellte der Jesuitenmissionar die Leute in Reihen neben dem Weg auf und ritt an ihnen vorbei und sprengte aus seinem Weis-tessel Wasser über sie und gab ihnen christliche Namen, das war die Taufe. Als dann der Jesuit weg war und niemand sich nach den neuen Katholiken umjah, da sandten sie eine Botschaft nach Ranchi und baten unsre Missionare: „Nehmt euch doch unser an, wir sind getauft, sind also keine Heiden mehr, aber Christen sind wir auch nicht, unterrichtet uns.“ Da wurde im Jahre 1892 der damals junge Missionar Edert nach Chainpur geschickt, und mit großer Liebe und Treue hat er 21 Jahre unter den ehemaligen Katholiken in Barwe gearbeitet und über 5000 Christen gesammelt. Im Frühjahr 1913 mußte er zur Erholung nach Deutschland zurückkehren, und da hat Gott seinen treuen Knecht von der Arbeit abberufen und zu sich ge-

nommen. Am 13. September haben wir ihn begraben müssen.

Durch das Königreich Jaspur, in dem wir schon fast 6000 Gemeindeglieder wohnen haben, und wo wir, wills Gott, bald eine neue Station bauen dürfen, ziehen wir nun nach Kondra. Damit sind wir schon in das Gebiet gekommen, das Ende der 90er Jahre jene große Bewegung erlebt hat, die Tausende von Uraotols zur christlichen Kirche führte und den Ausbau von vier Missionsstationen, Rhutitoli, Kinkel, Koronjo und Kondra, nötig machte. Also in Kondra sind wir nun; da mußte der Missionar jahrelang in einem kleinen Hasthaus wohnen, jetzt ist das Häuschen ausgebaut und ein hübscher Garten trägt die ersten Früchte, viel schöner und erfreulicher aber ist der Garten Gottes, der ringsum blüht und Früchte bringt, besonders nach Westen zu im Lande Jaspur. Da gibts viel zu reisen und zu predigen, zu mahnen und zu trösten, denn der König und noch mehr seine Beamten und die Besitzer der Dörfer machen den Christen das Leben recht sauer.

Von Kondra gehts nach Süden, nach Kinkel. Das ist die bestausgebauete Station im Westwinkel, im Lande Biru. Eine stattliche Kirche mit hohem Turm, ein

schönes großes Wohnhaus für den 1. Missionar und noch ein zweites,

festes Haus für den Kinkel-Jaspur-Missionar, das alles auf einem weiten, gut gepflegten Grundstück, wahrlich ein erfreulicher Anblick für den Besucher. Die beiden Missionare haben tüchtig zu arbeiten, denn die Zahl der Gemeindeglieder ist sehr groß, über 11 000.

Durch die breite Biruebene reisen wir nach Osten, überschreiten den Sanhfluß und kommen nach Rhutitoli. Von dort hat euch ja erst im September Schwester Auguste von ihrer Arbeit an den Kranken und Missionar Jesche, der gegenwärtig über Java wieder nach Indien reist und im Januar seine alte

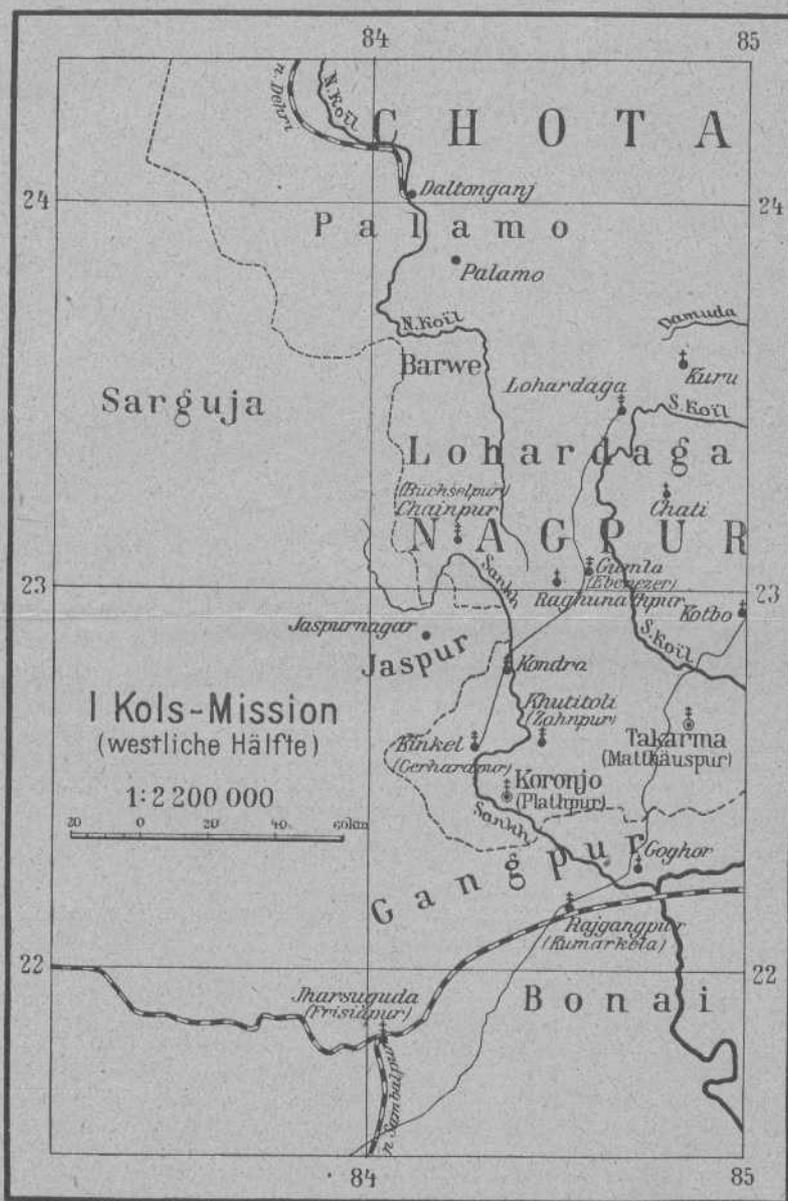
Station Rhutitoli wieder übernimmt, von der Aufnahme in die christliche Gemeinde erzählt. Von der Rhutitoligemeinde, die fast 6000 Seelen zählt, gehört fast die Hälfte zum Kolsstamm der Aharia. Das sind ebenso wie die Munda und Urao meist Bauern. Aber sie haben doch ihre besonderen Eigenheiten. So legen sie großes Gewicht auf ihre Stammessitten und halten es für ein großes Verbrechen,

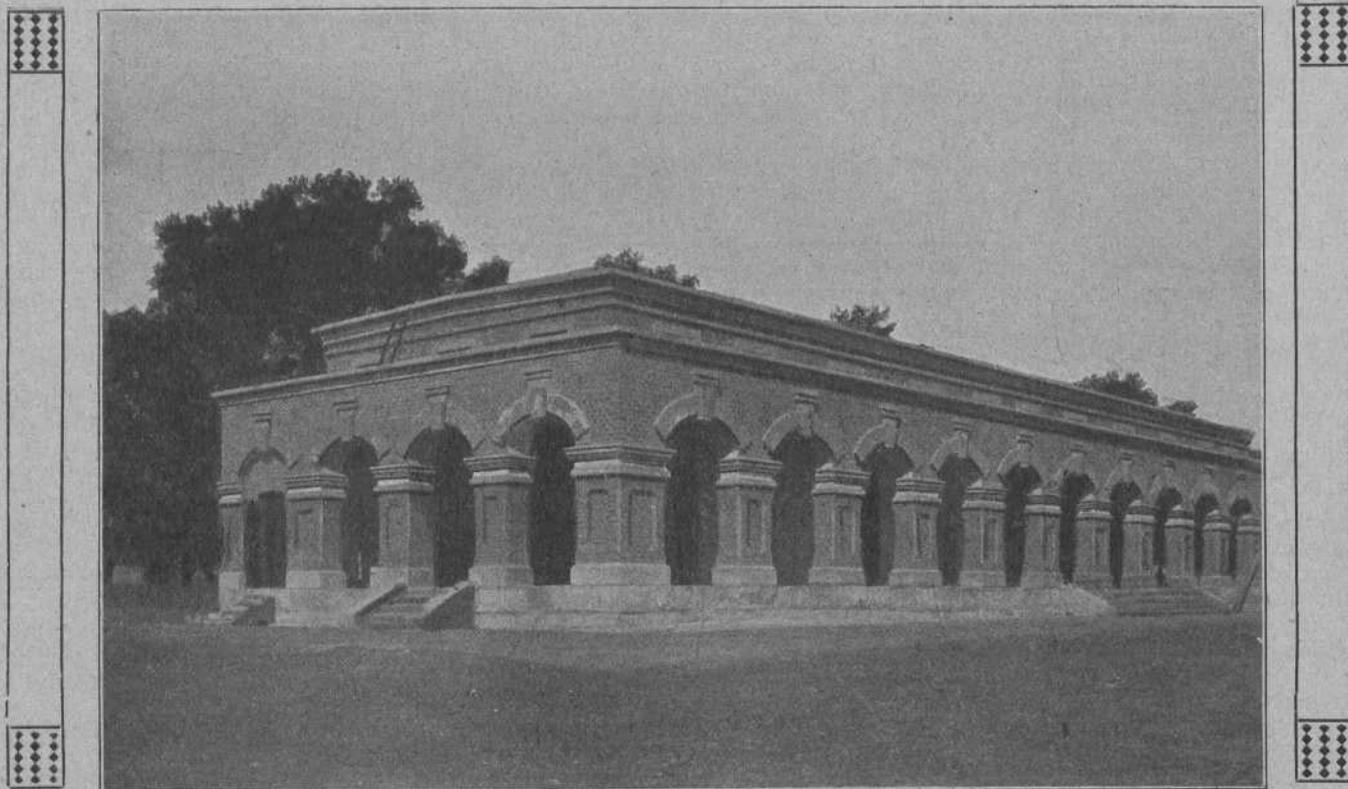
wenn ein Aharia sich mit einem Urao zum Essen niedersetzt. Auch sind sie noch weit mehr als die andern Kolsstämme dem Trunk ergeben. Und da sie auch eine eigene Sprache reden, ist die Arbeit an ihnen nicht leicht. Aber doch sind auch von ihnen schon viele gläubig geworden.

Im Süden von Rhutitoli liegt Koronjo, in der Nähe eines vielbesuchten Marktplazes, aber doch ziemlich einsam, denn sonderbarerweise ist der Markt nicht in einem Dorfe angelegt. Auch Koronjo hat alles, was zu einer richtigen Station gehört, Missionarswohnung, Schulhaus und Kirche; die ist ganz neu, erst im Frühjahr 1912 ist sie eingeweiht worden. Das war aber auch nötig, daß eine Kirche gebaut wurde, denn Koronjo ist der Mittelpunkt einer Gemeinde von fast 9000 Seelen, die rings im Land in den Bergen und Wäldern wohnen.

Eigentlich müßten wir jetzt nach Süden an die Eisenbahnstation reisen,

aber wir versuchen uns doch einen Weg zu bahnen nach Osten und besuchen Takarma. Das ist, wie ich vorhin schon erzählte, mit Lohardagga die älteste Station im Westen und wer sie besucht, hat seine Freude an den 20 Gemeinden, die zur Station gehören. Die Christen dort haben sich recht tief in die Herrlichkeit des Evangeliums führen lassen und freuen sich ihres Christenstandes. Aber es bleibt noch sehr viel zu tun; besonders ersichtlich wird hier auch an den Christenfrauen gearbeitet. Unre liebe Schwester Ida reist oft wochenlang in ihrem Zelt durch die Dörfer,





Gerichtsgebäude in Gumla.

und besucht die Frauen, die selten zur Station kommen und unterweist sie und betet mit ihnen. Das sind manchmal recht gefährliche Reisen, wenns durch die von Tigern und Leoparden bewohnten Bergwälder im Süden des Stationsbezirktes geht. Da wo ihr auf der Karte im Süden von Latarna die Grenzlinie seht, ist das Gebirge am höchsten und wildesten, und südlich des Gebirges im Lande Gangpur wohnen viele Christen, die ursprünglich auch noch nach Latarna gehörten. Da war es für den Missionar von Latarna zu anstrengend und zu gefährlich, die Christen jenseits der Berge auch noch zu pflegen und zu versorgen, und darum wurde jener Teil vom Stationsbezirk Latarna abgetrennt und erhielt eine eigene Missionsstation, Karimatti. Ihr erinnert euch, daß ihr in der Novembernummer auf der Karte ganz in der Südwest-Ecke die Station Karimatti gefunden habt. Das ist also der Ableger von Latarna. Wenn ihr nun ganz genau wissen wollt, wie es in der Gemeinde Karimatti aussieht, wenn ihr euren Besuch dort auf einige Wochen ausdehnen und mit dem Missionar eine Reise durch das ganze Gebiet machen wollt, so braucht ihr euch nur das schöne Heftchen zu 10 Pf. schicken zu lassen: Eine Reise im Distrikt mit Weib und Kind.

Ich sagte vorhin, daß Karimatti in Gangpur liegt. Da fällt euch wahrscheinlich die schöne Geschichte ein, die euch der Kindergruß erzählt hat: „Wie das Evangelium nach Gangpur kam.“ Da habt ihr von Rajgangpur gelesen, das ist die andere Station

im Lande Gangpur und die besuchen wir nun von Karimatti aus. Et wie freuen wir uns da, daß wir wieder die Eisenbahnschienen sehen und die Lokomotive pfeifen hören. Wenn auch die Reise durch den indischen Wald, den Dschungel, im Busch-Busch oder in der Doli oder Dandi am Anfang ganz hübsch und eigenartig ist, auf die Dauer kriegt mans doch satt und ist froh, wieder mit der Bahn fahren zu können. Nun, das können wir, wenn wir jetzt von Rajgangpur aus die letzte, südwestlichste Station der Gohnerischen Mission besuchen, Jharsuguda. Den Distrikt zuleb, die die Station als die ihrige ansehen, ist sie Trijiapur genannt. An ihr kann man sehen, wie eine Station aussieht, wenn sie gerade fertig gebaut ist; da hat der Missionar in den letzten Jahren oft Baumeister sein müssen und dabei sollte er immer unterwegs sein, denn auch in Jharsuguda ist's so, daß die Gemeindeglieder meist sehr weit von der Station weg wohnen; nun ist er froh, daß er jetzt ein festes Haus hat. Darinnen ruhen wir uns nun gründlich aus und dann treten wir die Heimreise an.

Jetzt möchte ich aber doch gerne wissen, ob ihr auf unsrer Besuchsreise auch etwas gelernt habt. Könnt ihr mir sagen, wieviel Stationen wir in Chota-Nagpur haben? Und wenn ihr sie mir nun alle aufzählen und von jeder etwas sagen könnt, dann würde ich mich sehr freuen, dann ist unsre Besuchsreise nicht vergeblich gewesen. F ö r t s c h.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an vortofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F ö r t s c h., Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Sandkryststr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. J. Meisen), Berlin C. 18, Ballin 17/18.



Was soll ich tun?

Luc. 12, 17.

Kinder, so haben wir uns manchesmal schon gefragt, wenn wir miteinander von der Arbeit für die Mission redeten. Und allerlei Antworten haben wir uns schon darauf gegeben: Beten, sammeln, geben, arbeiten. Heute wollen wir uns auf noch etwas besinnen, das ganz besonders wichtig ist.

In einem Eisenbahnwagen saß ein Mann, der hatte ein kleines Kindchen bei sich. Dem mochte wohl die Fahrt schon zu lange dauern, es schrie jämmerlich. Alle Mühe gab sich der Vater, das Kleine zu beruhigen, vergeblich. Immer aufs neue kam ein Ausbruch gellenden Geschreis. Ein Herr saß mit im Wagen; man sah es ihm an, daß er sich sehr über den kleinen Schreier ärgerte. Endlich sagte er zu dem Vater des Kindes: „Das ist doch eine rechte Rücksichtslosigkeit von Ihnen, ein so kleines Kind auf die lange Reise mitzunehmen und den Mitreisenden die Fahrt so zu vergällen. Das Kind gehört heim, zur Mutter!“ „Ja, sagte der Vater, und sein ernstes Gesicht wurde sehr traurig, Sie haben recht; aber gestern haben wir die Mutter des Kindes begraben, da muß ich es doch mit mir nehmen.“ Der Herr war ganz erschüttert und entschuldigte sich: „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht so lieblos gewesen.“

Ja, wenn ich das gewußt hätte! So kann man auch in bezug auf die Mission sagen: Wenn ich das gewußt hätte, daß die Mission wirklich so wichtig, so herrlich, so schön ist, daß die Heiden wirklich so verwirrt und verschmachtet sind, daß die Heiden und Christen draußen wirklich unsere Gebete und Gaben so notwendig brauchen, dann hätte ich auch schon lange mitgetan. Seht, darauf kommt sehr viel an, daß ihr wirklich wißt, wie es in der Mission ist. Und wenn

du nun fragst: Was soll ich tun, um für die Mission etwas ordentliches leisten zu können?, so gebe ich dir die Antwort: Verschaffe dir tüchtige Kenntnisse von der Mission. Dies, was du nur über Mission finden kannst, und merke auch, was du liest. Der Kindergruß hat in diesem Jahre viel von der Kolonialmission erzählt und führt dich heute und das nächste Mal auf alle Stationen: das mußt du aber auch behalten. Und nun kommen die Wintersonntagnachmittage, wo man gern etwas lesen möchte. Da will ich dir ein paar schöne Sachen verraten, die gut und nützlich zu lesen sind: „Kommt, ich will euch was erzählen;“ zwei ergreifende Lebensbilder aus der Hindumission, „Haru der Ausfällige“, eine hübsche Geschichte, „An den Ufern des Ganges“, Schilderungen aus dem Leben der heidnischen Hindu. Das sind alles Hefte zu 10 Pf. Und ein feiner Kindermissionskalender ist wieder gekommen für 1914, der kostet 15 Pf. Und wer ein größeres, herrliches Buch zu Weihnachten sich bestellen darf, es kostet 1,20 M., der wünsche sich: „Ins Innerhochland von Kamerun.“ Wie ihr die Bücher kriegen könnt? Da braucht ihr nur euren Vater, Pastor oder Lehrer zu bitten, eine Karte an die Buchhandlung der Gossnerschen Mission zu schreiben nach Friedenau, Sandjersstr. 19-20, dann bekommt ihrs gleich. Und wenn ihr dann viel lest und wißt, wie es in der Heidenwelt aussieht, dann werdet ihr fröhlich mitarbeiten, dann werdet ihr gerne kleine Missionare sein.

Besuchszeit.

Jetzt solltet ihr Kinder einmal draußen in Chota Nagpur bei unseren Kols sein! Die Regenzeit ist vorbei, die Ernte wird eingebracht, das meiste ist schon daheim, die Weizenkörner sind in große Strohförbe zu

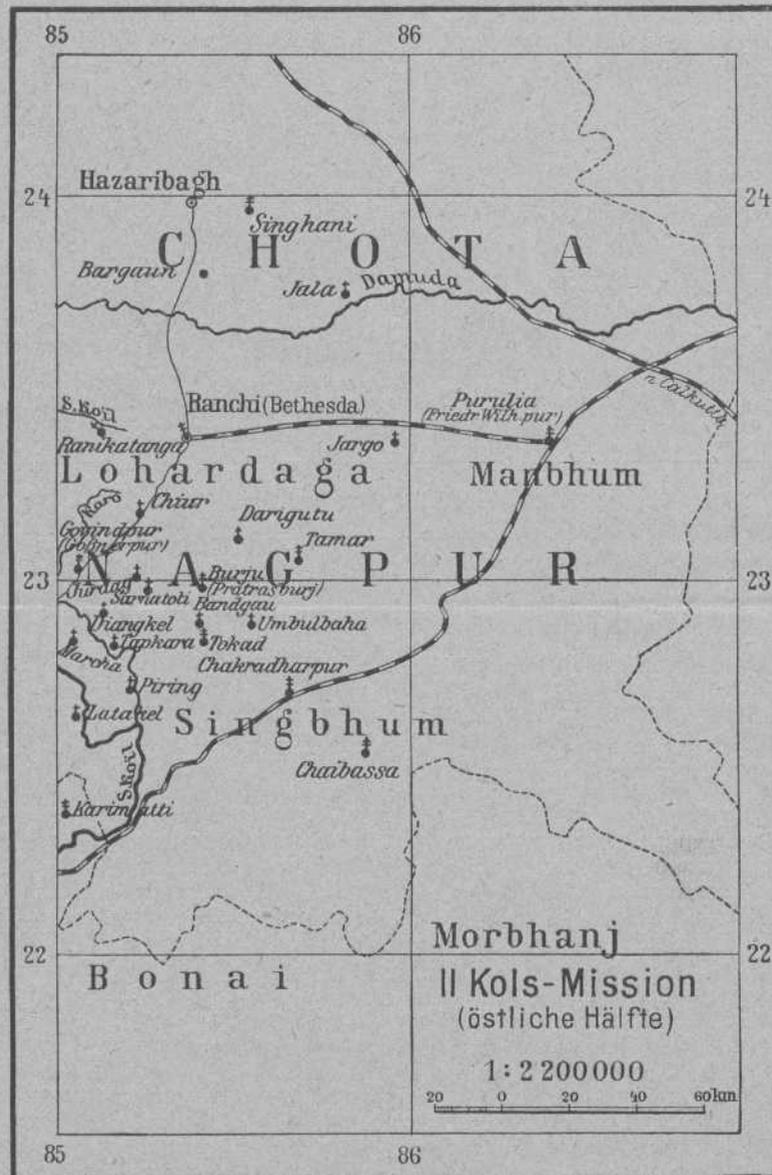
fammengebunden, und die Vorräte stehen in der Bauernhütte; links vom Eingang hinter der Lehmmauer, das ist die Scheuer. Und die Kolobauern freuen sich und essen sich tüchtig satt. Und da sagt der Vater zu seinem Sohn: „Wir haben schon lange nicht mehr nach unserem Onkel in Ppsilon-tola gesehen. Wir wollen ihn einmal besuchen.“ Und so was ähnliches sagt man in gar vielen Kolshäusern, denn das ist eine alte Sitte: nach der Regenzeit, wenn die Ernte daheim ist, da muß man die Verwandten besuchen, da ist Besuchszeit. Es geht lebhaft zu in dieser Besuchszeit; da kann man auf der Straße oft die Reisenden sehen, und oft hört man vor den Häusern freudige Begrüßung. Und wo sonst vielleicht nur 3 Leute in einem Hause waren, da sind jetzt 6, und die fröhlichen Gäste helfen den lieben Verwandten, daß der geerntete Reis bald alle wird.

Besuchszeit ist jetzt. Was meint ihr Kinder, wollen wir nicht auch einmal eine Besuchsreise durch Chota-Nagpur machen? Im Oktober seid ihr ja so schon in Ranchi, der Hauptstation, gewesen, da werdet ihr wohl wissen wollen, wie siehts denn auf den anderen Stationen aus und wieviel Stationen sinds denn eigentlich in der Kolsmission? Gut, wir wollen diesmal alle Stationen der Gohnerschen Mission in Chota-Nagpur besuchen. Freilich nur auf der Karte. Aber

ihr kennt euch ja auf Karten tadellos aus, da wirds auch ohne Dampfschiff und Eisenbahn gehen. Also sucht euch einmal auf der Karte Ranchi, die Hauptstation, wo wir uns schon ganz genau auskennen. Von da machen wir zuerst eine Reise mit dem Tragstuhl (Dandi) oder im Tragbett (Doli) nach Hazaribagh, im Norden. Das ist eine Reise! Zuerst gehts ganz gut, bis Pitoria; aber dann kommen hohe Berge, eine wilde Gegend ist's, auch wenn man die ersten Höhen überwunden hat; dann kommt ein großer Wald und auf einmal stehen wir vor einem brei-

ten Fluß, dem Damuda. Von Flußübergängen hat euch der Kindergruß schon manches erzählt. So etwas erleben wir also hier auch. Und drüben gehts wieder in die hohen Berge hinein. Endlich kommen wir in Hazaribagh an, aber da bleiben wir nicht. Unsere Station liegt weit draußen vor der Stadt, in Singhari. Da grüßt uns schon das hübsche Kirchlein, sehr schön ist es, mit einem spitzen Turm und es ist so groß und schön geworden, weil damals, als es gebaut wurde, Hungersnot war. Hungersnot? Ja werden denn davon die Kirchen schön und groß? Ja, die Leute hatten nichts geerntet, sie hatten aber auch kein Geld, um sich Reis zu kaufen, da hat die Mission die Kirche gebaut, damit die Leute beim Bau sich Geld verdienen können, und so ist die Kirche viel größer und schöner geworden, als es für die kleine Gemeinde nötig gewesen wäre. Hazaribagh ist freilich unsre zweitälteste Station. Schon im Jahre 1853 ist sie angelegt worden. Aber es ist nie so recht vorwärts gegangen. Nach der Zahl der Gemeindeglieder ist sie die kleinste von allen unseren Stationen, sie zählt nur 428 Seelen. Das kommt daher, weil im Hazaribaghdistrikt ein ganz besonderer Stamm der Kols wohnt, der Stamm der Santhal. Das sind wilde, scheue Gefellen, so wild wie die wildzerklüftete Gebirgswelt, in

der sie wohnen, so scheu, wie das Wild, das in den Wäldern ringsum hau't. Es ist nicht leicht, das Vertrauen der Santhals zu gewinnen, sie sind so gar mißtrauisch. Wollt ihr noch mehr von den Santhals wissen? Da kann leicht abgeholfen werden. In unserer Buchhandlung gibts ein schönes rotes Heft zu 10 Pf.: „In den Wäldern der Santhals“ mit einem mächtigen Tiger vorn darauf. Laßt euch das nur schicken, ihr habt ja eben vorne auf der ersten Seite gelesen, wie man das macht. Mitten im Wald liegt unsrer Pastorat Jala, von da aus reisen wir nun wieder zurück nach Ranchi.



In Ranchi sehen wir uns in die Eisenbahn und fahren nach Purulia, vorbei an Jargo, wißt ihr, das ist das Pastorat von dem in einem hübschen lila Heftchen unser Bruder Bartich so schön erzählt hat: „Wie das Evangelium nach Jlu-Jargo kam.“ Purulia, das kennt ihr schon. Dort ist das große Ausfäzigenasyl, eine ganze Stadt in einem Wäldchen verborgen, mit einer hohen Mauer ringsum, und über die Bäume ragt ein spitzes Kirchtürmchen und zeigt, daß der lebendige Gott unter den armen Kranken wohnt und ihnen ihr furchtbares Los tragen hilft. Der Ausfäz ist ja eine unheilbare Krankheit mit entsetzlichen Qualen, bei lebendigem Leib verfaulen die Armen; die brauchen viel Trost und der wird ihnen dort geboten; wie viel glückliche Gesichter gibts unter diesen Kranken, weil sie die Liebe unsres Heilands an ihren Herzen verspürt haben und weil sie den Heiland wieder lieben. Außer dem Asyl haben wir noch in der Stadt eine Station mit einer Kirche, die ganz merkwürdig aussieht, kein Turm, kein hohes Dach, es ist eine breite Halle mit einem Säulengang ringsum, so ganz eine Kirche, wie sie nach Indien hineinpakt, ich glaube den Indiern gefällt die Kirche besser, als eine mit einem stattlichen Turm und europäischem Aussehen. Auch ein Krankenhaus haben wir in Purulia. Unre Diakonissin Schwester Marie hat gar viel zu tun mit Verbinden und Heilen, mit Pflegen und Trösten und sie freut sich sehr darauf, wenn jetzt im November eine zweite Schwester zu ihr kommt.

Lange können wir uns in Purulia nicht aufhalten. Wir fahren mit der Bahn weiter nach Chaikradharpur. Da ist von Christen und christlicher Gemeinde nicht viel zu sehen; die Gemeindeglieder wohnen zum weitaus größten Teil sehr weit von der Station weg, der vierte Teil der Gemeinde wohnt sogar in Bonai; wie ihr auf der Karte seht, liegt das ganz tief im Süden; die Katechistenschaft Takra in Bonai ist zum Beispiel 300 km. von der Missionsstation entfernt; was ihr aber auf der Karte nicht seht, das ist die Tatsache, daß das ganze Land ungeheuer bergig und mit hin von dichtem indischen Urwald bedeckt ist. Ein Christendorf liegt so in den bergigen Wäldern, daß man es kaum für möglich halten sollte, daß Menschen den Mut haben, in einer so unheimlichen, von Tigern und Leoparden bewohnten Gegend sich niederzulassen. Es ist auch schwer, für diese Gemeinden Lehrer und Katechisten zu bekommen, es ist ihnen zu weit weg und sie fürchten sich vor den wilden Tieren, die so sehr oft schon über Menschen hergefallen sind. Da seht ihr schon, das ist kein leichter Posten, Missionar in Chaikradharpur zu sein. Dazu gehört viele Liebe zum Herrn, starker Mut und kräftige Gesundheit. Den Distrikt, so nennt man das zur Station gehörige Gebiet, den Distrikt von Chaikradharpur wollen wir weiter nicht besichtigen, wir reisen vielmehr zu Fuß weiter nach der nächsten Station, nach Chaibassa.

Wie Ranchi, Sagaribagh und Purulia ist auch Chaibassa eine ganz alte Station. 1865 ist sie gegründet worden. Die alten Gohnerischen Missionare wollten als fluge Menschenfischer das Netz gleich recht weit ausspannen, und darum haben sie die ersten Stationen so ganz weit von Ranchi weggebaut und merkwürdigerweise haben sie da jedesmal ein Gebiet herausgesucht, in dem gar nicht mehr die eigentlichen Kols wohnen, mit denen sie es in Ranchi zu tun hatten. In Sagaribagh, das erzählte ich euch schon, fanden sie die wilden und scheuen Santihals, in Pu-

ruha gibts überhaupt keine Kols, dort wohnen die sogenannten Bengalis, das sind Hindus, und in Chaibassa haufen die Hos, das sind wohl auch Kolsstämme, aber ganz andre als die Munda und Urao, die im übrigen Chotar Nagpur wohnen. Die Hos sind nie in drückender Not gewesen; sie waren nicht von Hindus geknechtet, sondern freie Bauern sind sie, ein stolzes, starkes und frohgemutes Geschlecht. Und stolze und starke Menschen wollen es immer nicht glauben, daß sie einen Gott nötig haben, und so haben auch die Hos nicht viel vom Evangelium hören wollen. Und wiewohl in den 50 Jahren von den Missionaren in Schule und Kirche, in Predigt und Unterricht viel gearbeitet worden ist, so ist doch die Gemeinde sehr klein geblieben, nur 625 Seelen gehören zur Station. Das ist recht schwer für den Missionar, wenn er mit stets neuer Geduld den Aderboden der Menschenherzen bearbeitet, wenn er immer den Samen des göttlichen Wortes austreut, und doch so wenig, oft gar keine Frucht sieht. Da freut er sich wenigstens über die Schulkinder, die bei ihm auf der Station wohnen und denen er recht viel vom Heiland erzählen darf, vielleicht werden das einmal fromme, treue Christen. Die Kirche müssen wir uns noch besonders ansehen. Im Turm hängen zwei Glocken, die eine ganz besondere Geschichte haben. Als unser lieber Präses D. Rottrott vor fast 50 Jahren nach Indien gesandt wurde, bekam er eine wohl 300 Jahre alte Glocke mit. Eine „Eva von Falkenstein“ hatte sie dereinst ihrer schlesischen Dorfkirche gestiftet und, da die Kirche neu gebaut wurde und ein neues Geläut bekam, schenkte man die Glocke unserer Mission. In Chaibassa, Rottrotts erster Station, wurde sie aufgehängt. Sie hieß natürlich „Eva“. Da fehlte also der Adam dazu. So schrieb Rottrott ein hübsches Gedichtchen in die Kleine Biene, er brauche einen Adam zu seiner Eva. Das las die Prinzessin Alexandrine von Preußen, ein Liebling unseres alten Kaisers Wilhelm. Am Weihnachtsabend las sie ihm das Gedichtchen vor und bat um eines der vielen Kanonenrohre, die die Deutschen im Krieg 70 erobert hatten. Dem Kaiser gefiel die Geschichte, er versprach gleich ein schönes und meinte: Da wollen wir doch heute abend gleich sammeln, damit dein Missionar auch die Glocke gießen lassen kann. Dazu kam leider nicht, weil noch hoher Besuch dazukam. Aber bald darauf traf im Missionshaus eine Anfrage vom Kriegsministerium ein, wohin das französische Kanonenrohr gesandt werden solle. Nach Stettin kam und dort wurde der „Adam“ gegossen, ein mächtig großer und schwerer Herr. Und nun hängt er neben seiner Eva; die ziemlich klein und breit ist, und das verschiedene Paar, aus Frankreich und aus Schlesien stammend, läutet nun zur Ehre Gottes im Kirchturm von Chaibassa.

Chaibassa hatte früher einen viel größeren Stationsbezirk als heute. Aber weil so viele Gemeinden gar soweit entfernt waren und weil diese Gemeinden nicht aus Hos bestehen, sondern aus Munda, wurde dieser Teil des Bezirkes abgetrennt und erhielt eine eigene Missionsstation, Tokad. Habt ihr die Station gefunden? Da ist noch nicht viel von einer Station zu sehen; ein Kasthaus, das früher für den ab und zu reisenden Missionar gebaut worden war, ist zum festen Wohnhaus erweitert, und ein Schulhaus ist da, aber keine Kirche. Schulkinder wohnen auf der Station noch nicht sehr lange. Eines Tages kam in Berlin ein Brief von Tokad an, in dem die Christen der Ge-

meinde baten, wir möchten ihnen doch eine Stations-
schule geben. Und dieser Bittbrief war von allen
Männern der Gemeinde unterzeichnet. Sie wollten wohl
zeigen, wie nötig es ist, daß sie eine Schule kriegten.
Denn viele konnten nicht schreiben, da haben sie dei
Daumen in die Tinte getunkt und den Daumen aufs Pa-
pier gedrückt und der Missionar hat dazu geschrieben, wesen
Daumendruck das ist. Das war also eine merkwürdige
Unterschrift. Wir aber haben uns das zu Herzen genom-
men und haben den Totadern die Schule bewilligt.

Wenn wir auf der Station Totad sind, befinden
wir uns bereits auf dem früheren Gebiet der Station
Burju. Diese hat auch etwas hergeben müssen zu
der neuen Station. Und nach Burju gehen wir jetzt.
Patrasburj steht ihr unter dem Namen auf der Karte
gedruckt. Es ist euch vielleicht schon aufgefallen, daß
öfter neben dem Stationsnamen noch ein anderer
Name steht. Das kommt daher, weil früher die Goh-
nersche Mission ihren Stationen draußen besondere
Namen hat geben wollen, aber diese Namen haben
sich nicht eingebürgert und weder die Leute draußen
in Indien, noch wir hier in Deutschland gebrauchen
den zweiten Namen; die meisten kennen ihn überhaupt
gar nicht. Patrasburj wurde Burju genannt, weil ein
alter Freund Gohners in Petersburg das Geld zum
Bau der Station geschenkt hat. Burju ist auch eine
von den ganz alten Stationen, 1869 ist sie gegründet
und sie liegt mitten unter den Munda-Tols und hat
von alters her reiche Garben einernten dürfen. Fast
8000 Gemeindeglieder gehören zur Station und 7 ein-
geborene Pfarrer stehen dem Missionar zur Seite und
helfen ihm, die große Gemeinde zu weiden. Einmal
hats fast so ausgesehen, als ob die ganze Gemein-
de vernichtet würde, als ein Glied der Gemeinde, Daud
Wirsa, sich als Propheten, ja als den wiedergekomme-
nen Christus ausgab und einen Vernichtungskampf
gegen die Christen und einen Befreiungskampf gegen
die englische Regierung begann. Aber der Aufstand,
durch den unsre Burjumissionsgeschwister in ernste Le-
bensgefahr kamen, wurde überwunden und die Ge-
meinde erholte sich bald wieder.

Von Burju aus machen wir zwei Ausflüge. Zu-
erst reisen wir nach Westen, auf teilweise recht schlechten
Wegen nach Govindpur. Das ist eine ganz
ähnliche Station wie Burju. Schon vor dreihundert
Jahren zum zweiten Male gegründet, hat sie unter
der zahlreichen Mundabevölkerung jene großen Bewe-
gungen erlebt, die alljährlich Tausende von Kols der
christlichen Kirche zuführten. Gegenwärtig ist Govind-
pur mit fast 12 000 Seelen unsere größte Gemeinde.
38 Kirchen und Kapellen liegen rings im Land und
5 schön ausgebaute Pfarreien, die mit Kolspfarrern
besetzt sind, sind ein Zeugnis dafür, daß Christus
unter dem Volk der Kols seine Herrschaft aufgerichtet
hat. Besondere Bedeutung hat Govindpur dadurch,
daß im dortigen Lehrerseminar die zukünftigen Lehrer
der ganzen Kolsmission ausgebildet werden.

Nach Burju zurückgekehrt, treten wir noch eine Reise
nach dem Osten an, um der Station Tamar einen
Besuch abzustatten. Diese Reise ist aber keine Ver-
gnügungstour; bergauf, bergab, über Flüsse und durch
Wälder, auf schlechten Wegen und durch tiefe Schluch-
ten gehts dahin. Und doch haben wir dabei viel

Freude, denn wir kommen durch viele Mundachristen-
dörfer und werden überall mit dem freundlichen
Christengruß Jisu Sahai, Jesus ist Frieden, begrüßt.
Nach langer Wanderung kommen wir an den Rand
des Gebirges und vor uns breitet sich die Ebene von
Tamar aus. Auf einem kleinen Hügel in der Ebene
lugen die roten Dächer und die weißen Wände einer
Europäeriedelung aus dem Grün der Bäume hervor,
das ist unsere Station Tamar. Die Ausstattung der
Station ist recht dürftig, man sieht dort ganz beson-
ders, daß die Gohnersche Mission nie genug Geld hat,
um ihre Arbeit so auszubauen, wie es nötig wäre.
Die so dringend notwendige Kirche ist erst im De-
zember 1912 eingeweiht worden, aber es ist eigentlich
nur eine Kapelle. Groß braucht sie auch nicht zu sein,
weil die Christen in den Bergen ihre eigenen Kirchen
und Kapellen haben, und in der Ebene sind keine Chris-
ten, da wohnen frühere Munda, die aber hinduisiert
wurden, also die Religion und die Sitten der Hindu
angenommen haben; daher kommt es auch, daß die
Leute noch Heiden sind. So ist der Missionar von
Tamar ein rechter Heidenmissionar. Und wenn wir
Zeit hätten, könnten wir ihn einmal auf eine
Heidenpredigt auf dem Marktplatz begleiten; aber
unserer Zeit ist um, wir müssen unsere Reise ab-
brechen und nach Ranchi zurückkehren. Bevor wir
uns da ausruhen, seht euch nochmal die Karte
an, und sucht in der Südwestecke die Station
Karamatti. Die gehört zur westlichen Hälfte unfres
Kolsmissionsgebietes, und die besuchen wir im De-
zember. Also haltet euch bereit, da kommt die Fort-
setzung unserer Besuchstour. F ö r t s c h.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben.
Es gingen ein:

Briefmarken u. Staniol: 1000 Stück von Eina und Grete Schneider
in Schöneberg. 1 Paket von Wfr. Süßwager in Wusterwitz. 1 Paket von Un-
genannt-St. gl. 1. 1 Paket von Fr. Eise Pfaff-Charlottenburg. 1 Paket von P.
Griese-Berlin. 1 Paket von Lehrer S. Zumbach-Rhinigberg i. W. 24.000 Stück
von Lehrer Garbis-Bumbinnen. 600 Stück Anneliese Rühnt-Friedenan. 1 Paket
Briefmarken und Staniol Richard Löwe-Gr.-Richterfelde. Desgleichen Kinder in
Nürnberg-Steinbühl d. Katechet Klingler. 1 Paket Briefm. und Staniol und
1 M. von Helga Gröning-Graubenz, Grabenstr. 5. 79 Pf. Briefm. 1 Paket Aus-
sänder und 5 M. Wfr. Diekmann. 1 Paket Staniol von 4 Sonntagsmädel im
Pfarrhaus Hiddingen.

Gelbgaben: D. Miss. G. Wape 71.82 M. u. zw.: Lydia Löwe-Gr.-Richter-
felde 7 M. Lehrer Wagenführer-Großenmünden 2.62. Kantor Weiß-Rotkirch
19.52 M. Lehrer Mohr-Altsch 8.07 M. Fr. Kindrich-Gindenburg 3.35 M.
Fr. Irmgard Brunner-Sieglitz 16 M. Lehrer Heinemann-Werbe 5 M. Lehrer
Waher-Holtensee 4.20 M. Kantor Jabel-Pinnow 5.90 M. Grete Siebert-Parten-
tal 5.85 M. Kinder der Gem. Badem d. Wfr. Dr. Wohlen 7.31 M. Durch Dia-
konissen im Kinderheim-München 15 M. Schulförder in Briefen d. Wfr. Schiffer-
decker 9.26 M. Konfirmandengabe 6.66 M. und Sammelbuchgaben 40.60 M. durch
Wfr. Krüger Walbau d. Frau Kindergottesdienst D. d. Wfr. Feuß 11.58. Kin-
dergottesdienst Schönsee d. Wfr. Krebs 11.51 M. Kindergottesdienst Briefen 2.45 M.
Kindergottesdienst Emden d. P. Friedrich für Totad 68.35.

Es grüßt Euch herzlich Euer

Missionsinspektor F ö r t s c h.

Nachfolger gesucht!

Aus E. kam alljährlich ein hübscher Betrag, es war der
Ertrag eines der Mission geweihten Baumes. Nun mußte der
Garten verkauft werden. Der neue Besitzer hat die Verpflich-
tung des Baumes, für die Mission zu tragen, nicht übernommen;
so mußte der Baum aufhören, Missionsbaum zu sein. Das tut
ihm aber sehr leid und er möchte gerne einen Nachfolger haben.
Wer von den lieben Lesern wüßte in seinem Garten einen
Baum, der Missionsbaum werden könnte? Um freundliche
Meldungen bittet das Sekretariat des Gohnersch. n. Mission.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat
und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F ö r t s c h., Steglitz, Lindenstraße 5, 1.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerschen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Illffen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/19



3. Jahrgang

August 1913

Nummer 8

Diese arme Witwe hat mehr denn sie alle eingelegt.

Lut. 21, 3.

Das Missionsfest war vorüber. Draußen am Ausgang standen die Kollektbüchsen, und jeder legte seine Gabe ein. Da kam eine sehr arme Witwe und mit leuchtenden Augen wollte sie eben ein 20-Markstück in die Büchse werfen. „Aber Mütterchen, sagte der Missionar, der dabei stand und der die Frau kannte und wußte, wie sie uns tägliche Brot ringen mußte, das ist zuviel für Sie; wenn Sie etwas opfern wollen, geben Sie ein Viertel oder die Hälfte!“ „O nein, erwiderte die Witwe, das ist nicht zuviel, das ist Gebetserhöhung. Ich habe Gott gebeten, mich solange am Leben zu erhalten, bis ich nur ein einzigmal dem lieben Heiland ein Goldstück geben kann. Ich habe mir manches abgespart; oft ging ich ohne Licht ins Bett, damit das Licht, das ich sparte, in den Missionshäusern weiterbrenne und das ewige Licht zu den Heiden käme. Und nun bin ich so weit; bitte, nehmen Sie das Goldstück!“ Wie leuchteten nun des Missionars Augen; es war ihm, als dürfte er Zeuge sein jener heiligen Stunde, da Jesus am Gotteskasten stand und die Gabe der Witwe pries: ja, diese arme Frau hat mehr gegeben als sie alle. Das war ein wirkliches Opfer, eine Gabe, die durchweht war mit heißen Gebeten, die eine ungeheure Segenskraft in sich trug. Und herrlich hat sich die Segenskraft entfaltet. Der Missionar schickte die Gabe an einen Freund in Armenien mit der Bitte, sie nur in einer ganz besonders dringenden Not herzugeben. Nun war da ein Tischler in große Not gekommen, die Türken hatten ihn ausgeraubt; mit seinen sechs Kindern war er dem bittersten Elend preisgegeben. Da kaufte jener Freund ihm für die 20 M. Werkzeuge.

Drei Jahre waren vergangen; da bekam der Missionar folgenden Brief:

Lieber Herr Missionar!

Vor drei Jahren bekam ich unerwartet einige Werkzeuge in sehr schwerer Zeit, als mir kaum eine Hoffnung blieb, durchzukommen. Ich danke dir, daß du dich meiner annahmst, als ich in Not war. Durch die Werkzeuge bin ich wieder vorwärts gekommen und bin jetzt der reichste Tischler in der Stadt. Aber, lieber Herr Missionar, ich habe noch etwas bekommen, das mehr wert ist als all dieses Geld. Ich habe meinen Heiland kennen gelernt und bin jetzt nicht nur der reichste, sondern auch der glücklichste Mann in dieser Stadt. Ich möchte dir nun hierdurch den Zehnten von dem schicken, das ich durch diese Werkzeuge verdient habe. Gott segne dich und deine Arbeit.“

Und im Brief lagen 200 M.

Warum ich diese Geschichte erzählt habe? Weil sie uns das rechte Geben lehrt. Denn Geben für die Mission ist, das wissen wir alle, neben dem Gebet für die Mission die wichtigste Arbeit, die wir daheim für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden tun können. Aber geben und geben ist zweierlei. Es kann einer vielleicht 1000 M. stiften und Gott sieht die Gabe gar nicht an, weil sie nicht von Herzen kommt und nicht in Glaube und Liebe gegeben ist. Und da bringt einer eine kleine Summe, aber das Herz liegt dabei und Gebete sind mit den einzelnen Gaben verbunden und Gebetsmacht und Glaubenskraft liegt in dem Opfer, und dann wird Großes durch das Geld erreicht. Nicht wahr, lieber Leser, du willst doch auch etwas Großes mit deiner Gabe erreichen, ein tüchtiges Stück mitbauen am Reiche Gottes. Nun, dann lerne von jener Witwe, freudig, opferfro, gläubig geben und dann bete über deiner Gabe: Lieber Gott, segne du die Gabe reichlich! Amen.

Und die Kinder?

Ihr lieben Leser des Kindergrußes wißt recht wohl, daß unser Heiland die Kinder besonders ins Herz geschlossen hat, „denn ihrer ist das Himmelreich.“ Wenn da nun die Missionare draußen im Heidenland das Evangelium verkündigen und wenn auch der Kindergruß in den letzten Nummern so manches vom Werk der Mission an den Kols erzählt hat, so kommt euch wohl ganz unwillkürlich die Frage: Und die Kinder? Was ist mit denen? Wird an ihnen auch gearbeitet? Freilich! Und davon will ich euch diesmal etwas erzählen.

Es sind manchmal recht struppige Kerlchen, die Kolskinder. Draußen auf der Dorfstraße tummeln sie sich und Federvieh und Vorkientier ist da oft ihr Spiel. Bald heißt's, die Tiere auf die Weide treiben. Und wenn dabei auch aufgepaßt werden muß, so bleibt doch noch manche schöne Zeit zum Streuen und Wildern übrig. Hütejungenleben ist bisweilen ähnlich dem, was unser schönes Lied sagt: „Ein freies Leben führen wir.“ Aber dabei darfs natürlich nicht bleiben. Wenn die Kolskinder nicht schmutzig und dumm bleiben wollen, und das ist doch eigentlich bei Christkindern selbstverständlich, dann müssen sie etwas lernen. Und dazu sind unsere Schulen da.

Manche von euch können sich noch daran erinnern, wie sie als ganz kleine Stümper in die Kleinkinderschule gegangen sind. Wißt ihr noch, was ihr da alles gespielt habt? Wie ihr Lieder gesungen, Ringelreihn gesprungen, kleine Handarbeiten gemacht, dazwischen einmal tüchtig gelacht habt? Seht, gerade so ist's in Indien bei den Kols auch. Auf unseren Stationen haben wir auch unsere Klein-Kindergärten und da geht's so fröhlich zu; grade wie hier in Deutschland; nur, daß die Kleinen alle braun sind, andere Kleidchen tragen und auf ganz merkwürdige Namen hören.

In der eigentlichen Schule ist's schon ein wenig anders als bei uns. Wenn ihr in das Schulzimmer draußen eintretet, so werdet ihr zu allererst fragen: Ja, wo sitzen denn die Kinder? Sind ja keine Bänke da! Ja, das stimmt; Bänke haben unsre Schulkinder nicht. Wozu auch? Sie hocken oder liegen auf dem Boden, das Heft oder die Tafel liegt vor ihnen; auf den Ellbogen aufgestützt oder das Bein ganz sonderbar gestellt, schreiben sie. Ihr würdet wohl bald krenzlahm dabei; aber die Kolskinder sind das gewöhnt. Ebenso sonderbar möchte es euch wohl vorkommen, daß die Schulkinder nach der Schule nicht heimgehen. Sie wohnen auf der Missionsstation, weil sie oft weither von den Dörfern kommen, um die Missionsstationschule zu besuchen. Da verginge bei manchem der Tag mit lauter Schulweg-Lausen. So dürfen sie nur zu den Ferien heim. Da wollt ihr nun natürlich den Schlaffaal sehen, wo die Kinder alle die Nacht zubringen. Aber ihr steht ja schon drin, der Schulsaal ist auch gleich der Schlaffaal. Bänke brauchen keine hinausgeräumt zu werden, weil keine da sind. Nun fehlen also für die Nacht

blos die Betten. Das ist auch wieder recht einfach. Jedes Kind erhält abends eine Matte und sucht sich im Schulzimmer einen Platz, wo es schlafen will. Da wird die Matte hingelegt, das Kleid, das lange Tuch, das die Kols so mamerisch um sich zu schlingen verstehen, wird abgenommen, dann wickelt man sich in das Tuch, legt sich auf die Matte und — die regelmäßigen Atemzüge verraten bald, daß die ganze Schülerschar schläft. Früh morgens, wenn die Sonne eben ihre ersten Strahlen über das Land sendet und mit ihrem feurigen Blick in das Schulzimmer schaut, wird's lebendig. Ein Kleiner, der zuerst aufgewacht ist und die anderen nicht zu grob weden will, hat ein Morgenlied angestimmt und die andern sind mit eingefallen und nun geht's hinaus; am Brunnen ist große Wäsche und Zähneputzen, dann gibts allerlei Aufträge, die zu erledigen sind; der eine hat Holz zu holen, der andre das Schlafzimmer zu kehren, der dritte dies, der vierte das; ei, wie dann das Frühstück schmeckt, ein tüchtiges Blatt voll Reis. Teller gibts nämlich bei den Kols nicht, schöne große Blätter tun ja dieselben Dienste. Und wenn dann die Morgenandacht gehalten ist, geht's ins Schulhaus zum Unterricht.

Was es da für Stunden gibt? Katechismus und biblische Geschichte, auch Lieder; Lesen und Schreiben und Rechnen; Geographie und Naturkunde. Im großen und ganzen ist's in der Kolschule gerade wie bei euch. Blos das Rechnen ist schwerer. Denkt euch nur, was man da alles im Kopf ausrechnen muß, wenn man mit indischen Mark und Pfennig arbeiten soll. Bei uns ist's einfach; da hat die Mark 10 Zehner oder Groschen, der Groschen 10 Pfennige, die Mark also 100 Pfennig. Aber die indische Mark, Kupie genannt, hat 16 Anna und die Anna 12 Paisa (Pfennige). So, nun rechne schnell einmal aus: Einige Bananentrauben haben zusammen 288 Bananen. Die einzelne Banane kostet 1 Paisa. Wieviel kosten die Bananentrauben zusammen? Jetzt merkt ihr schon, das Kopfrechnen ist bei den Kols schwerer als bei uns. Und die braunen Kinder seufzen auch manchmal schwer in der Rechenstunde. Von der Schule wäre gar viel zu erzählen. Aber ihr wißt ja schon viel davon. Könnt ihr euch noch erinnern, was euch im vorigen Jahr im Juni Frau Missionar Wüste alles feines erzählt hat? Nein? Nun, dann denkt einmal ein wenig darüber nach, vielleicht fällt's euch wieder ein. Förtsch.

Etwas vom Lesen und Schreiben.

Von Missionar P. Wagner in Purulia.

Vom „Lesen und Schreiben“, das denkt ihr gewiß, wird recht langweilig werden, und besonders, wenn ihr hört, daß ich euch nur von einem Mann erzählen will, der nur einige Buchstaben malen konnte, als er ein kleiner Junge war, und die Kunst nachher doch wieder verlernt hatte. Wer nicht zuhören will, der brauchts ja auch nicht zu lesen oder zu hören, aber den andern denke ich, wird es Spaß machen.

Lesen und Schreiben können hier in Indien lange nicht so viele Leute,



Zwei Freunde.

wie zu Hause. Noch immer, denkt euch nur, ist es, wenn man von dem ganzen großen Indien reden will, von 20 Menschen nur einer, wirklich nur ein einziger, der lesen kann. Es gibt ganze große Dörfer, in denen nicht ein einziger Mensch lesen und schreiben kann. Viele haben große Angst vor den Buchstaben, weil sie so wunderbar aussehen und so viel erzählen können, ohne daß einer spricht. Ich denke noch mit Vergnügen daran, wie ich einmal einen Mann schickte, um mir von meiner Frau, die daheim war, etwas zu holen. Ich schrieb es auf einen kleinen Zettel auf und sagte zu dem Mann: „Gehe jetzt hin zu meinem Haus und gib dies Papier der Mem Sahiba.“ Er erwiderte: „Ich sollte doch etwas holen, sagtest du!“ Ich antwortete: „Gewiß, das steht auf dem Papier.“ „Und ich soll gar nichts sagen? Nur zu deinem Hause soll ich gehn?“ „Ja, gewiß.“ „Aber ich soll dir doch etwas bringen?“ „Nun ja, das steht auf dem Papier!“ Bögernd sagte er: „Aya paneri“ d. h.: „Wer weiß?“ Und dann erklärte ich es ihm: „Bruder, du gehst zu meinem Haus. Das kannst du doch? Schön. Dann gehst du dahin und rufft die Mem Sahiba und sagst zu ihr „Friedel!“ (Es war ein Heide, die Christen gebrauchen den Gruß „Jisu jahav“ d. h.: „Jesus sei deine Hilfe“). Dann wird sie dich fragen: Was willst du hier? — Gib ihr dann den Zettel und der wird es ihr sagen.“ — Er wollte noch immer wissen, wer denn etwas sagen sollte, wenn ers nicht täte, und konnte es garnicht glauben, daß das Papier ein Votum sein könnte. Da erinnerte ich ihn an ein Sprichwort: „Sage einmal, was sagt ihr von den Buchstaben?“ Er gab die richtige Antwort, die jedes Kind hier gibt, ohne recht zu verstehen, was sie bedeutet: „Die Schrift ist schwarzer Reis, auf weißem Feld gefät.“ „Siehst du wohl“, sagte ich zu ihm, „ich habe den schwarzen Reis gefät auf dies weiße Feld“ (dabei zeigte ich ihm das Papier); „während du gehst, da geht der schwarze Reis auf, ohne daß man es merkt, und wenn du bei der Mem Sahiba ankommst, dann macht sie es gerade so, wie du, wenn der Reis reif geworden ist. Was tust du dann?“ „Ich schneide ihn mit der Sichel.“ „Diesen schwarzen Reis aber kann man nicht mit der Sichel schneiden“, sagte ich, „und doch kann man die Frucht ernten. Das ist das Geheimnis vom Schreiben und Lesen. Was ich hier geschrieben habe, das kann man auch lesen, d. h. wer es gelernt hat. Und meine Mem Sahiba hat es gelernt.“ „Ja, ich weiß schon“, meinte er, „bei euch Weissen, da lernen die Frauen auch sehr viel, aber — kann die Mem Sahiba es auch richtig lesen? Vielleicht schickt sie dir etwas andres, als was du haben willst.“ Ich zerstreute aber schließlich alle seine Zweifel, als ich ihm sagte: „Bruder, wenn du Reis gefät hast, werden dann Maiskolben dort wachsen?“ — Wegen diese Weisheit konnte er nicht mehr an. „Richtig“, sagte er, „wenn man Reiskörner sät, können daraus keine Maiskolben werden.“ Und damit trollte er ab mit dem Brief. Seither hat er manchen Brief getragen, denn, daß er damals das Richtige bekam, ohne ein Wort zu sagen, nur als er das Papier vorzeigte, hat er nie vergessen. Er hat aber die große Kunst niemals gelernt. Als ich ihn vor einiger Zeit wieder sah — 10 Jahre waren seitdem verfloßen, — erinnerte er mich wieder daran, aber auf meine Frage, ob er denn jetzt die Kunst gelernt hätte, zu schreiben und zu lesen, meinte er, das könnte er niemals, aber sein Junge könnte schon einige Buchstaben und so würde der gewiß ein gelehrter Mann

werden, denn schon dreimal habe er ihm ein A-B-C-Buch kaufen müssen, da er so eifrig lernte!

Der Junge war darauf ebenso stolz, wie sein Vater, und dem gings ebenso, wie so vielen andern: sie meinten etwas Großes zu können, wenn sie einige Buchstaben lesen und schreiben können, auch wenns noch nicht dazu langt, Wörter, oder gar Sätze zusammenzureihen.

Der junge Mann, von dem ich erzählen will, konnte auch nicht viel mehr. Als er ein Junge war, hatte er Buchstaben zu lesen und zu schreiben gelernt, ebenso wie es alle die andern Kinder tun, die zur Schule kommen. Sie lernen es mit Stäbchen, oder mit kleinen Steinen, die sie selber suchen, die Form der Buchstaben zu legen, und dann, wenn sie weiter fortgeschritten sind, lernen sie auch, die Buchstaben mit Kohle oder mit Kreide auf den Fußboden zu malen. Sie fangen mit großen Buchstaben an, die dann allmählich kleiner werden, bis dann die ganz klugen Kinder sie so klein machen können, daß sie sie auf Papier schreiben können.“ So weit kommen aber lange nicht alle. Die Buchstaben sind im Hindi und Bengali aus einem Quadrat oder in einem Quadrat gezeichnete Bilder mit mannigfachen Formen, Strichen, Häkchen und Kreisformen, so etwa, wie die hebräischen Buchstaben.

Von Zeit zu Zeit bei den großen Volkszählungen, die alle 10 Jahre in ganz Indien vorgenommen werden, ist dann auch eine Rubrik auszufüllen: „Wer kann lesen und schreiben?“ Eigentlich soll das heißen: „Wer kann einen Brief lesen oder einen Brief verständlich schreiben?“ — aber es meldet sich auch manch einer, der nicht mehr kann, als einige Buchstaben malen. Damit nämlich kommt er in die Rubrik der „Gebildeten“!

Jener junge Mann machte es auch so. Woher er seine große „Bildung“ hatte, wußte zwar niemand, aber er kleidete sich besser, als die andern, trug Strümpfe, die freilich eine bedenkliche ständige Neigung nach den Füßen hatten, es sich dort bequem zu machen, hatte auch eine längere Dhoti (Hüfttuch) als die andern seiner Gespielen, und an den Füßen trug er Schuhe, die freilich — wahrscheinlich gesundheits halber — verschiedene Luftlöcher hatten. So konnte man ihm seine Bildung ja ansehen und diese Kleidung machte ihn zu einer begehrenswerten Partie, besonders auch, weil die Eltern ganz wohlhabend waren. Als für ihn eine Braut gesucht wurde, machten die Eltern besonders seine Bildung geltend und es gelang ihnen auch, eine passende Gefährtin zu finden, die sehr reich war. Nun mußte nach der Hochzeit Ingol, so hieß der junge Mann, dem guten Brauch nach eine Zeit lang im Hause der Schwiegereltern wohnen. Anfangs behagte ihm das auch, aber allmählich sehnte er sich nach dem eignen Dorfe wieder zurück. Und dann kam eines Tages eine recht trübe Stunde für ihn. — Die Schwiegereltern hatten eine Anzahl Bäume, auf denen sie Lark zogen, und der Ertrag war so reich gewesen, daß alle helfen mußten, zu tragen, die Brüder der jungen Frau, und ihre Schwestern und ebenso mußte der Vater mitgehen, um einen guten Preis für den Lark zu bekommen. So waren sie dann, ein ganz langer Zug, nach Jhalda hingegangen, um dort ihren Lark dem Armenier, der eine große Faktorei besitzt, zu verkaufen. Es war ein ganz langer Weg. — Die Mutter und eine alte Frau, eine entfernte Verwandte waren zurückgeblieben mit dem jungen Paar. Sie warteten nun, daß die Reisenden zurückkommen sollten, aber sie kamen nicht an dem Tag,

an dem sie erwartet wurden und auch am nächsten Tage nicht. Man tröstete sich damit, daß sie sicher einige der umliegenden Märkte, Tulin, Silli oder sonstwo besucht haben möchten. — Da am frühen Morgen kam ein Kuli mit einem kleinen Zettel. Ein Mann aus Thalda, der aber wieder weiter gegangen war, hatte ihn abgegeben. Da war nun zuerst Holland in großer Not, denn die alte Frau, der das Papier übergeben war, konnte nicht lesen, und die Schwiegermutter auch nicht. „Aber der Schwiegersohn kann's ja,“ sagte die Alte. Sie rief ihn und er kam. Sie gab ihm den Zettel und bat ihn, nachzusehen, was denn drin stünde, da ihr ältester Sohn sonst doch nicht viel schriebe, und der war der einzige, der schreiben konnte. Ei, wie der Ungal erschrak! Zwar war's ein schöner klarer Morgen, aber er mußte doch, sagte er zu seiner Schwiegermutter, wo anders hingehen, wo er „besser sehen“ könnte. Er ging denn auch ganz weit weg von ihr, und wußte doch nicht, was er machen sollte, denn da standen eine ganze Menge Buchstaben auf dem Papier und er konnte doch nicht einmal sämtliche Buchstaben erkennen, geschweige denn, solche langen Wörter lesen! — Plötzlich ertönte aus der Ecke, in der er saß, ein Wehklagen mit „Baba re“, „bap re bap“, „hah hah“ usw., lauter Ausrufe großer Trauer. Die junge Frau nahm auch gleich Teil an dem Wehklagen und die Mutter und ihre alte Freundin ebenso, denn nun wars ja klar, es mußte etwas Furchtbares geschehen sein. Der junge Mann ging mit dem Zettel auf und ab und rief nur immer „baba re“ und „bap re bap“. Es war ein solches Geschrei, daß die Nachbarn zusammenliefen und fragten, was denn geschehen wäre. Sie kriegten jedoch keine ordentliche Antwort als nur das „baba re“ des jungen Mannes und das Schluchzen der drei Frauen. Da ergriff ein Polizist, der hinzugekommen war, den Zettel und sagte, als er ihn las: „Aber warum heult ihr denn so, das ließe ich mir nicht zweimal sagen.“ Und damit las er ihnen den Zettel vor: Es war eine Botschaft von dem Vater, der ihnen sagte, sie sollten alle zum großen Deslamarkt kommen, und sich selbst die Kleider aussuchen, die sie haben wollten. „O, ist es das,“ rief nun der junge Mann aus, „ich dachte an Unglück, großes Unglück!“ Als man ihn fragte, ob er denn nicht den Zettel gelesen hätte, da mußte ers nur bekennen: einige Buchstaben kannte er wohl, aber nicht alle. Große



Ein Götzenfabrikant.

Schwabild werden. Soll man es denn für möglich halten, daß Heiden ruhig zusehen, wie aus Erz gegossen, in Stein gehauen, aus Holz gezimmert allmählich eine Götterfigur entsteht, und dann dies Werk menschlicher Hände mit kunstvoller Hand zu einem richtigen Götzen wird, ohne daß ihn das Lachen überkommt, ohne daß er sich sagen muß: Da kann man ja die ganze Wichtigkeit des Heidentums mit Händen greifen?! Ja, ja, dieselben Leute, die da auf dem Bilde neben dem Meister stehen, und wohl auch der Meister selbst, werden schließlich vor dem selbstgemachten Metallklumpen anbetend niedersinken und ihr Opfer darbringen. Freilich, so ein wenig hat auch der Heide ein Gefühl dafür, daß der schön verzierte Stein- oder Metallgötze doch wohl ein wenig taub sein könnte. Deshalb hat ihm der Götzenfabrikant gleich eine Glocke um den steinernen Hals gemacht. Und wenn dann das Bild an seinem Platz steht im Tempel oder im Hof des Hauses und ein frommer Hindu kommt, um anzubeten, dann wird der Vetter zuerst die Glocke am Hals in Bewegung setzen, damit er den Steintoloß aufmerksam mache: nun höre aber auch, was ich dir zu sagen habe und was ich von dir will. Ja, das Spotten und Lachen könnte einem manchmal ankommen, wenn man den Götzenfabrikanten bei der Arbeit sieht. Aber es ist doch zu traurig. Größer und besser als der Spott ist das herzliche Mitleid: Ihr armen Heiden, verblendet und verirrt. O, daß ihr Gott schauen und loben könntet!

Buchstaben konnte er (wohl erkennen, aber nicht kleine. Er dachte an die großen Buchstaben, die er früher mit Stäbchen und Steinchen gelegt hatte, und mit großer Anstrengung hatte er in dem ersten Buchstaben einen eben solchen wiedererkannt, wie er ihn als Junge gelernt hatte, aber nur viel, viel kleiner. Und darum wehklagte er? Ja, freilich, denn er hatte gedacht, daß es den Seinen doch recht, recht kümmerlich gehen müßte, wenn sie nur so ganz, ganz kleine Buchstaben fertig brächten!

Er ist seither damit weidlich geneckt worden, aber die Buchstaben hat er doch nicht weiter gelernt, und lesen und schreiben kann er auch heutzutage noch nicht!

Der Götzenfabrikant.

Da sitzt er, der Meister, der kunstfertige, brillenschmückte, und macht — einen Gott. Und was für einen merkwürdigen! Ein Stierbild ist's; den Nandi soll's vorstellen, das heilige Rindvieh des Gottes Schiwa; und damit soll's selbst ein

Der Kinderquart erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Illgen), Berlin C. 19, Ballstr. 17/18



3. Jahrgang

September 1913

Nummer 9

Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.

Wißt ihr noch, was euch der Kindergruß im letzten Monat erzählt hat? Die Geschichte von der armen Witwe, die Gott hat, er möchte sie so lange am Leben lassen, bis sie ein Goldstück für die Mission sparen könne? Und wie ist dann diese Gabe so unendlich reich gesegnet gewesen, weil sie von treuem Gebet begleitet war! O wenn wir doch alle es lernen und üben möchten, recht von Herzen unserem Gott für sein großes Werk auf Erden Opfer darzubringen und diese Opfer zu einem wahren Segen für die Heidenwelt zu machen dadurch, daß wir die Gaben mit unseren Gebeten begleiten. Und wenn wir es gelernt haben, dann bleibt nicht dabei, daß wir einfach Gaben darreichen, nein, dann besinnen wir uns, was wir denn alles für die Mission tun können, ob wir nicht noch etwas anderes geben können als Geld. Wollt ihr euch auch besinnen? Es war an jenem denkwürdigen Tag, als Jesus die Tausende, die sich rings um ihn scharten, in so wunderbarer Weise gespeist hatte. Alle waren satt geworden von den reichgesegneten fünf Bröckchen und zwei Fischlein, mehr als genug hatte es gegeben, es war übrig geblieben. Da sagte Jesus: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.“

Kinder, wenn ihr euch besinnt, was ihr tun und was ihr statt Geld noch geben könnt, und ihr hört dieses Herrenwort, nicht wahr, dann fällt euch all das wieder ein, was ihr schon so manchemal gehört und was euch der Kindergruß auch schon öfter ans Herz gelegt hat, zum Beispiel das von den Briefmarken. Einige von euch haben tüchtig ausgeschnitten und Marken eingesandt. Ein ganzer Zentner ist geworden. Und als ich es neulich verkaufte, erhielt ich

12 M. dafür. Und für die ausländischen Marken, die ihr gestiftet habt, bekam ich 3 M. Seht, das sind übrige Brocken gewesen. Wer hat denn sonst auf die Briefmarken im Papierkorb acht gegeben? Und doch haben sie 15 M. eingebracht. Was wir uns dabei merken wollen? Sammelt weiter diese übrigen Brocken! Aber einen Rat möchte ich euch geben: wenn ihr Marken sammelt, so schickt nicht immer gleich, sobald ihr ein paar hundert habt, sondern sammelt gleich ein tüchtiges Palet zu 9–10 Pfund. Auf das zusammenbinden und Abzählen legt mein Markenhändler kein Gewicht; das ist also nicht nötig. Nun will ich sehen, was im nächsten Jahre für alte Marken eingeht!

Zu den übrigen Brocken gehört auch das Staniol, das Silberpapier, das von vielen Leuten weggeworfen wird. Viele allerdings sind klüger. Sie heben es auf. Auch von euch haben einige fleißig Staniol gesammelt und eingeschickt. Das gibt allerdings mehr aus, als Briefmarken. Ratet einmal, was wir für das an uns gesandte Staniol bekommen haben? Fast 60 M. Ich lenne einen Kindergottesdienst, der ist ganz besonders fleißig im Geben und im Sammeln. Der bringt soviel Staniol zusammen, daß er schon eine ganze Reihe von Abendmahls- und Taufgeräten hat gießen lassen können und diese schönen, silberhellen Kelche und Kannen und Schüsseln stehen nun draußen in Chota Nagpur auf den Altären der Holz- und erzählen davon, wie der Herr auch die übrigen Brocken so herrlich segnen kann. Nicht wahr, das macht euch gleich Lust, tüchtig weiterzusammeln. Tuts nur! Ihr seid dann ebenso wie die Jünger damals, gehoramt gegen des Herrn Wort: Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.

Was eine Missionschwester erleben kann.

Von Schwester Auguste Friz, Kuttitoli.

1. Schwer genießbare Dankbarkeit.

Im Februar mußte ich von Kinkel nach Kuttitoli reisen. Eisenbahn gibts da keine, da mußte ich mich von Trägern in einer sogenannten Dandy tragen lassen. Ihr könnt auf dem Bilde sehen, daß sich ganz bequem drin sitzt; aber stundenlang so getragen werden, das ist kein Genuß, zumal wenn der Weg auf einmal durch einen Fluß geht und die Dandy die Brücke ist und die Träger die Brückenpfosten darstellen.

Unser Weg führt an einer Polizeistation vorbei. Der Polizeieinspektor, ein höflicher, freundlicher Hindu, trat an die Dandy heran, fragte nach woher? und wohin? und unterhielt sich eine Zeitlang ganz trefflich mit mir. Endlich rückte er mit der Sprache heraus, und sagte, was er wollte: „In unserem Dorf ist eine schwertrankte Frau. Wollen Sie die nicht einmal ansehen?“

Natürlich war ich bereit, und der Polizeieinspektor führte mich an das Haus, in dem die kranke Hindu-Frau lag, eintreten durfte er nicht, denn fremde Männer dürfen bei den Hindus nie ein Frauengemach betreten. Ein echt indischer Anblick bot sich mir: Die Kranke lag auf einer Bettstelle, eingehüllt in unsagbar schmutzige Gewänder. Hohes Fieber quälte die Frau. Die Stirne war ganz entzündet, das eine Auge konnte sie nur noch etwas öffnen, das andere war dick zugegeschwollen, und dabei hatte sie einen Ausschlag im Gesicht. Der war schon ärztlich behandelt, allerdings nur mit indischer Medizin: Kuhmist war dick aufgetragen.

Da ging's natürlich zunächst ans Säubernmachen. Weiter konnte ich vorläufig nichts tun, da die Träger mit meinem Gepäck noch nicht da waren. Doch hatte das wenige schon genügt, um die Leute zutraulich zu machen. Sie wollten mir nun eine Ehre antun. Und so befahl der Hausherr, mir etwas zu essen zu geben. „Wir sind arme Leute, sagte er, und wir können nichts anderes geben als zu essen für dich und deine Leute.“ Energisch wehrte ich ab, denn ich wußte nur zu gut, daß die vor Schmutz starrende Krankensube zugleich die Küche abgeben muß, und daß es keiner der herumstehenden Frauen, die offenbar den Gebrauch des Wassers nur zum Kochen, höchstens noch zum Trinken, nicht aber zum Waschen kannten, einfallen würde, vor dem Kochen die Hände zu reinigen. Aber mein Sträuben half nichts. Mit Eifer erfüllten die Frauen den Befehl des Hausherrn und mit Grausen mußte ich zusehen, wie der für mich bestimmte Kuchen entstand: Dort in der Ecke des Zimmers lag in buntem Durcheinander ein Stoß von ausgehöhlten Früchten, da waren Gewürze aller Art

darin und Bündelchen getrockneter Kräuter lagen daneben am Boden. Davon nahm die eine und richtete die Gewürze zu; eine andere rührte Mehl in ein Gefäß, dort wurde Feuer angemacht und hier scheuerte jemand einen Messingteller in nicht ganz einwandfreier Methode. Eine Frau, die die Kranke pflegte, die also mit dem Ausschlag in nächste Berührung kam, fuhr ohne weitere Umstände und ohne eines der vielen Gelenk- und Armbänder abzulegen, fröhlich in die Teigschüssel und rührte mit den ungewaschenen Händen, daß die vielen messingnen und gläsernen Arminge lustig aneinanderklapperten. Und nun war der braune Teig fertig und das Baden ging an. In Dell! Was das roch! Die Düste, die bald den Raum durchströmten, waren keineswegs angenehm. Bald prangte das fertige Gebäck auf einem blanken Messingteller vor mir. Lüchtig wurde zum Zugreifen eingeladen. Was halbs, daß ich ihnen erklärte: Ich habe ja schon unterwegs gegessen. Was halbs, daß ich ihnen klar zu machen suchte: Ich werde krank, wenn ich schon wieder esse. Sie stellten sich alle um mich herum und sagten: „Aber Ihnen zu Ehren haben wir doch alles gebaden, da müssen Sie es doch essen.“ So brach ich denn ein Stückchen ab und versuchte zu kosten. Aber es ging mit dem besten Willen nicht. Da kam mir eine Idee! „Darf ich es auf die Reise mitnehmen?“ „Aber freilich!“ Und nun war die Freude groß. Schnell waren grüne Blätter zusammengesteckt, der Kuchen eingepackt und in die Dandy gelegt. Und damit es mir ja recht schmeckte, taten die guten Leute noch ein Schälchen mit Del hinzu.

Inzwischen waren die Frauen recht zutraulich geworden. Fragten allerlei komische Sachen. Auch meinten sie, ich wohne doch sicher in einem schönen, großen Hause in Ranchi. Sie konnten es nicht verstehen, als ich ihnen erzählte, daß ich mitten im Urwald wohne, ebenso wie sie, und daß ich gerne zu ihnen komme und ihnen helfe. Als ich ihnen vom Heiland erzählte, merkte ich, daß sie von Jesus noch nie etwas gehört hatten. Aber lesen konnte ein Junge. Ich schenkte ihm ein Neues Testament in Hindi, und er versprach mir, den andern daraus vorzulesen.

Endlich kamen auch die Träger mit meinen Sachen.

Ein Verband war bald fertig. Für einige Tage ließ ich noch Arzneien und Verbandzeug da und zog fröhlich weiter.

Das mitgegebene Ahana (Essen) habe ich allerdings nicht gegessen.

Drei Tage später sandten die Leute einen Boten mit einem Brief, indem sie freudig und dankbar mitteilten, daß kein Fieber mehr vorhanden und die Entzündung auch fast verschwunden sei.

2. Eine glückliche Operation.

Es war an einem Aprilsonntag. Die



Wie mich die Leute in der Dandy tragen.

Kirche war eben aus. Da kommen immer allerlei Kranke auf meine Veranda mit den mannigfaltigsten Schmerzen und Wünschen. Diesmal waren zwei Gesunde dabei. Und doch mußte ihnen etwas fehlen: Zwei Männer, von denen einer eine große Flasche an einer dicken Schnur trug, fielen auf durch ihr trauriges Aussehen. Es waren Vater und Sohn. Sie erzählten dann von Monika, des Sohnes Frau, daß sie eine böse Krankheit habe. Mehrere Wochen habe sie schon große Schmerzen an einer Hand. Seit vier Tagen hätte sie nun auch nicht mehr geschlafen und könne auch nichts essen, nur etwas trinken. Der Arm sei schon bis zum Ellenbogen dick und sie weine Tag und Nacht vor großen Schmerzen.

Da redete ich den Leuten zu, daß es besser wäre, wenn sie die Kranke für einige Tage auf die Station brächten, da es sonst sehr ernst werden könnte. „Ja“, meinten sie, „der Weg ist doch so weit und dazu heiße Zeit, da ist es recht schwierig herzukommen.“ Schließlich wurde doch beschlossen, sie herzubringen. Als Reisezeit wurde gleich die Nacht in Aussicht genommen. Verbandzeug und Lonerde gab ich ihnen mit, damit sie gleich einen Verband antun sollten. Auch Sicherheitsnadeln und eine Schlinge gab ich ihnen und zeigte, wie sie den Arm auf dem Wege in der Schlinge befestigen sollten.

Den nächsten Morgen erschienen sie richtig auf der Station. Doch wie schwerfällig sind unsere Kols! Alle Sachen, die ich mitschickte, gaben sie mir ungebraucht zurück. Sie meinten, nun haben wir ja die Frau gebracht, deshalb wollten wir lieber gar nichts daran machen.“ Allerdings, die Sache sah böse aus. Die Frau wimmerte fortwährend.

Zuerst wurde ein warmes Handbad gegeben und der Arm mit Seife und Epsol gründlich gereinigt. Mehrere tiefe Einschnitte in und auf der Hand und an einem Finger waren nötig. Die beiden Männer waren recht verständlich; sie mußten etwas mithelfen. Die Patientin saß auf einem Stuhl. Der Vater drückte die Hand fest auf den Tisch und ihr



In der Dandy durch den Fluß.

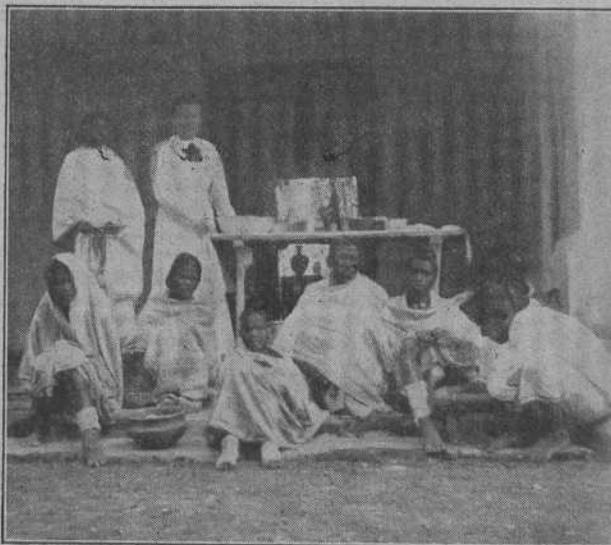
sehr schmerzhaft, denn es mußte langsam massiert werden, daß die Finger allmählich wieder gerade wurden. Die waren krumm zusammengezogen. Nach jedem Verbandwechsel gab es zur Belohnung und Erfrischung ein Glas Wasser mit Citrate of Magnesia, das in der großen Hitze sehr angenehm und erfrischend ist.

Nach zehn Tagen zogen sie wieder sehr fröhlich in ihr Dorf zurück. Die Wunden waren bis auf ein Unbedeutendes geheilt, die Finger wieder gerade und beweglich.

In Worten können unsere Kols ihre Dankbarkeit nicht recht ausdrücken, aber dennoch liest man ihnen deutlich die Freude aus den Augen, wenn sie zum Abschied, mit einem kräftigen Händedruck, ihr „Kisu Sahai“ sagen.

3. Zum Leben und zum Tod.

Ende Mai, früh morgens, kamen vier Leute zu mir nach Khotitoli mit der Bitte, in ihr Dorf zu kommen. Sie wollten gleich Träger für meine Dandy sein. Zwei Schwerkranke hätten sie im Orte, denen ich Medizin geben sollte. Gerne ging ich mit. Die nötigen Sachen, die ich zu gebrauchen gedachte, packte ich in eine Tasche zusammen. Bald war ich reisefertig und saß in dem Tragsstuhl und fort ging's. Der Weg führte uns bald in den Wald. Hohe Berge ringsum. Eine schöne, aber unheimliche Gegend, in der erst vor kurzer Zeit Frau Missionar Grätzel beinahe einem Tiger zum Opfer gefallen wäre. Auf einer Distriktsreise, die sie im April mit ihrem Mann machte, war hier das Zelt aufgeschlagen worden. An



Schwester Auguste und ihre Kranken.
Vor dem Tisch in der Mitte Paulus.

einem schönen Vormittage bekommt sie Luft, die herrliche, romantische Gegend etwas näher anzusehen. Herr Missionar Grätisch war seiner Arbeit in der Gemeinde nachgegangen. Die Leute hatten schon erzählt, daß ein Tiger sich dort aufhalte. Deswegen geht sie lieber nicht weiter. Läßt sich auf eine Felsplatte nieder und genießt so den wunderschönen Anblick des steilen Abhanges, in eine tiefe, unheimliche Schlucht. Und was hört sie am andern Tag? Zur selben Stunde, als Frau Grätisch am Abhang saß, lag der Tiger einige Schritte weiter hinter einem Felsblock und fraß einen Büffel auf. Die Leute zeigten mir die Stelle. Ghosra hieß der Ort wohin es ging. Vier englische Meilen ist er etwa von der Station entfernt. Am Fuße riesiger Berge liegt das kleine Dörfchen mit seinen armseligen Lehnhütten.

Zuerst wurde ich in das Haus des alten Paulus geführt. Er saß zusammengekauert vor der Tür seines Hauses. Ein unerträglicher Geruch strömte mir entgegen. Nach meiner Frage, was ihm denn fehle, entblökte er seinen Rücken, und welch ein Anblick! Fast die Hälfte des Rückens war eine wunde Fläche, buchstäblich verfault. Das übrige war bis zum Halswirbel und Hüften dick geschwollen. Die Wundfläche war mit Strohasche bedeckt. Ohne einen schützenden Verband trug er sein Kleid darüber, das davon schon hart und krustig war. Wochenlang hatte der Arme in diesem jammervollen Zustande zugebracht. Mit schwerem Herzen ging ich ans Werk. Viele, viele kleine Strohsplittchen, die nicht vollständig verbrannt waren, steckten in den Hautgeweben. Doch bald merkte ich, daß das Herausziehen der Halme keine Schmerzen verursachte, denn die Gewebe waren abgestorben.

Zuerst gab es ein langes Waschen mit warmem Wasser und Karbolsäure. Dann schnitt ich große Stücke abgestorbenen Fleisches mit der Schere herunter. Von dem Reinigen schienen die Eitergänge geöffnet und die Herde unversiegbar zu sein, der Eiter floß nur so weg. Endlich war auch ein Verband fertig. Dann fragte ich ihn, ob's ihm nun nicht wohler wäre. „Ja,“ sagte er und streckte mir die Hand entgegen. Ich verabschiedete mich und versprach, den nächsten Tag wieder zu kommen.

Dann ging es zum nächsten Hause, wo ich auch erwartet wurde. Es hieß, Dulari ist sehr krank, sie könne keinen Reis mehr essen.

Die Frau war schon sehr alt. Wie alt, weiß niemand und sie selbst am wenigsten. Ihr Haar war ganz weiß und hing wirr und wüßte um ihren Kopf herum. Schlappe runzlige Haut bedeckte den knochigen Körper. Sie hatte die Wassersucht. Hände und Füße waren hoch mit Wasser angefüllt und auf den Händen zeigten sich hier und da Wasserbläschen. Aber gewaschen schien sich die Alte sehr lange nicht mehr zu haben. Sie kämpfte mit schwerer Atemnot, und Hustenreiz quälte sie dazu. So lag sie, ohne jede Bequemlichkeit, auf einer zerfetzten Grasmatte, auf dem Lehmboden am Feuerplaz. Man sah sofort, daß das Ende nahe war. Den Angehörigen sagte ich, daß da keine Medicinen mehr helfen, sondern wir wollen für sie beten, daß der Herr ihr das Sterben leicht mache. Sie brachten eine neue Grasmatte herein. Schnell hatten sie auch die Nachbarn gerufen, taten ihre Kleider um, (vorher waren sie nur mit einem Hüft-

schurz bekleidet) und versammelten sich zum Gebet. Einer unter ihnen sprach dann etwa folgendes: „Lieber Vater im Himmel, wir wollen zu dir beten. Sei uns gnädig. Aus deiner Hand gibst du uns Freude und Leid. Gib, daß auch diese alte Kranke wieder etwas essen kann. Vergieb ihr alle ihre Sünden. Wohne du in ihrem Herzen und laß sie und uns alle nach diesem Leben bei dir in deinem himmlischen Reiche wohnen. Amen.“ Nach einigen Tagen hatte sie ausgelebt.

Zum alten Paulus ging ich nun mehrere Tage nacheinander zum Verbinden. Und welche Freude! Den nächsten Tag war die Geschwulst fast verschwunden. Am vierten Tage machte er sich schon auf und kam mit Paulina, seiner Frau, auf die Station. Sie blieben gleich da. Was sie zum Leben gebrauchten, brachte Paulina in einem Bündel auf dem Kopfe tragend mit. Nach vierzehn Tagen war der alte Mann soweit hergestellt, daß er täglich den Weg nach der Station gehen konnte. Eine helle Freude war es, zu sehen, wie die Wunde alle Tage besser und kleiner wurde.

Vor einiger Zeit überreichte er mir, sehr glücklich aussehend, ein Huhn und sagte: „Einige sind noch zuhause, die sollen aber erst etwas wachsen.“ Einige Tage später brachte er wieder eins, es war scheinbar schnell groß geworden. Noch kommt er täglich zum Verbinden, aber es ist nur noch eine unbedeutende Wunde übrig, die in einigen Tagen verheilt sein wird. Wollt ihr ihn einmal sehen? Guckt euch nur einmal das Bild an; das ist meine Poliklinik, d. h. meine Veranda, auf der die Kranken zusammenkommen, um sich Arznei geben und sich verbinden zu lassen. Vor dem Tisch, der Alte, das ist Paulus aus Ghosra. Neben ihm sitzt ein Junge, der böß gefallen ist. Er wollte sich Früchte holen, war auf einen Baum gestiegen und heruntergestürzt. Schwer verletzt wurde er zu mir gebracht. Jetzt ist er wieder so weit, daß er das Vieh hüten kann.

Es stimmt doch allemal recht dankbar, daß man mit Hand anlegen darf; und wenn es auch nur ein einziges Körnchen von dem großen Berg des Elends ist, das wir wegräumen dürfen, der Herr segnet doch in Gnaden auch das kleine Werk.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein:

Briefmarken: 15000 Stück von Kindern vom Haus IV in Germannswerder d. Fr. Collier. 312 Stück von Andreas und Marie vom Berg, Wiesendronn Unstr. Größt für verkaufte Briefmarken 15 M.

Staniol: Ein Paket von Kindern vom Haus IV in Germannswerder d. Fr. Collier. D. Miss. Bape von Fr. Löwe, Gr. Richterfelde.

Gaben: Kinder-sonntagschule Waldenburg (Wriemö.) 6 M. Kindergrußkarte Landshut d. Hq. von Köffelholz 5 M. Konfirmandengabe Agerburg d. Fr. Wolter 9.61. Konfirmanden-ammelverein Landberg Land (Distr.) Fr. Dr. Schad 43.88. Kleinkinderschule Brandberg d. Schw. B. Zimmerling 3.50. Konfirmanden Malwischen d. Fr. Bobeth 5.69. Handarbeitschule Friedenau d. Schw. Marie 20 M. D. Miss. Bape aus Hammermühle: A. Warste 1.40, G. Laube 3 M., M. Warmbier 5.80, G. Schröder —.60, G. Potray 2 M., G. Fint 5.30, F. Reichard 1.10, M. Potray —.40, G. Laube 3 M., M. Warmbier 5.80, Frau Wood 11.20, G. Schröder 1.10, G. Fint 3.60, M. Potray —.45. Kinder von Lodgen (Kirchengem.) d. Fr. Dr. Wosten 8.97. M. Einzel-Freiwille 3.46. Lehrer Geht. Bentwich 3.68. Kantor Buchholz-Wanglow 2.45. G. Bach-Kleinow 2 M. P. Rudolf-Dischowen 1.50. Summa 67.61. Kleinkinderschule und Sonntagschule Seehelm von Schwester Käthen durch P. Bogel 10.20. Schulförder Käpper d. P. Pathe 16.73. Kindergrußkarte in Wunsdorf d. Fr. Rühringer 24.80. Kindergrußkarte in Streggow (Bez. Stettin) d. P. Schneider 89.20. Konfirmandengabe Budowitz (Kr. Schwib.) d. Fr. Staffel 7 M.

Es grüßt Euch herzlich Euer

Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5. L.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C. 19, Bismarckstr. 17/18.



3. Jahrgang

Juli 1913

Nummer 7

Alle Heiden werden ihm dienen.

Rf. 72, 11.

Welch herrliche Verheißung! Es wird also dahin kommen, daß die Heiden auch unserem Gott dienen. Und das ist doch unser sehnlichster Wunsch. Aber wann wird es wohl so weit sein, daß die Heiden den Heiland lieb haben? Das geht uns eigentlich gar nichts an, für uns kann die Frage nur lauten: Was kann ich tun, damit diese Verheißung in Erfüllung gehe? Und die Antwort darauf wißt ihr recht gut: Beten; für die armen Heiden beten.

Es ist so schön, daß wir unserem Gott alles sagen dürfen. Wenn deine Mutter krank ist, nicht wahr, dann bist du nicht nur traurig, sondern du sagst es im Abend- oder Morgengebet deinem Gott. Obwohl er alles weiß, will er doch haben, daß wir vor ihm unser Herz ausschütten. Und nun seht die Heiden an. Gewiß, sie haben Götter. Aber sie haben, so erzählen die heiligen Geschichten der Heiden, dieselben Fehler und Schwächen wie die Menschen, sind launisch und tyrannisch und können sich selbst nicht helfen. Aus den Göttergeschichten der Hindu sieht man deutlich, Allmacht und Liebe kennen die Heiden an ihren Göttern nicht. Und nun erst gar die jammervolle Verirrung der Heiden: aus Holz oder Eisen oder Edelmetall machen sie sich Götter. Freilich wollen sie nur Bilder von ihren unsichtbaren Göttern machen; aber sie verwechseln Bild und Wirklichkeit und beten die selbstgemachten Bilder an. Und darauf sollen sie sich verlassen! Das merken die Heiden selbst, daß ihre Götter nichts sind, daß sie arme Betrogene sind. Und dazu kommt die beständige Angst vor den bösen Geistern. Die ganze Welt ist ja nach der Heiden Meinung voll von den Geistern, die beständig darauf ausgehen, die Menschen zu quälen. Mit der Geisterfurcht hängt aufs engste die Angst vor Hexen und Zauberern und Teufelstänzlern zusammen. Ein

ganzes Meer von Sorgen und Nöten braust über die Heiden dahin. Kinder, sagt es doch immer wieder eurem Gott: Siehe erbarmend auf die Heiden.

Nun ist aber gar nicht einmal so, als ob die Heiden bloß darauf warten, daß jemand kommt und befreit sie aus dem Heidentum. Nein, sie hängen oft sehr fest am Heidentum; sie haben sich so an das Elend gewöhnt, daß ihre Augen wie zugehalten sind. Die Herzen sind oft fest verschlossen und alles Sinnen und Trachten so aufs Irdische gerichtet, daß sie die Güte Gottes und die Herrlichkeit des Reiches Gottes nicht einmal beachten. Da muß Gott selber eingreifen und muß ihnen, wie Paulus einmal sagt, die Tür des Glaubens aufstun. Kinder, bittet Gott darum, daß er die Herzen der Heiden zu sich bekehrt.

Manchmal wollen die Heiden ganz gerne Christen werden und die Seligkeit erlangen. Aber ihre Freunde und Nachbarn halten sie zurück. Oder die Sitten des Volks sind, wie Fesseln, die ihnen die Füße binden und die Bewegungsfreiheit inebeln. Oder dem Heiland nachfolgen, würde schwere Opfer an äußeren Gütern kosten, vielleicht sogar eine Trennung von lieben Eltern und Verwandten. Oder irdische Macht, der König, will es nicht leiden. Wenn ihr die folgende Geschichte vom Reiche Gangpur gelesen habt, könnt ihr es verstehen, wie auch Fürsten und Gewaltigen, die gerne Christen werden wollen, furchtbare Schwierigkeiten machen können. Ja Schwierigkeiten gibts oft viele; große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Und doch müssen sie überwunden werden. Gott kann sie überwinden. Aber er will gebeten sein. Darum, Kinder, fleht Gott an: Führe die Heiden siegreich durch alle Schwierigkeiten.

Schon die beiden letzten Kindergrüße haben euch kurze Gebeten gelehrt. Diesmal kommt ein drittes dazu; merkt es euch und betet es fleißig: Lieber Gott, erbarme dich der Heiden, schenke ihnen den Glauben und mache sie selig, o Herr! Amen.

Wie das Christentum seinen Einzug in das Königreich Gangpur hielt.

Von Missionar Carl Pape in Steglitz.

Christentum und Heidentum passen nicht zusammen. Sie stehen zu einander wie Licht und Finsternis, wie Feuer und Wasser, und wenn sie zusammenkommen, da gibt's heiße Kämpfe. In diesem Kampf dringt das Christentum immer siegreich vor. Aber es gibt auch Wunden und schwere Tage. Von solchem schweren, aber siegreichen Kampf will ich euch erzählen.

In Gangpur, einem kleinen Lande mit 90 000 Einwohnern im Süden von Tschota Nagpur, wollte der König nichts vom Evangelium wissen. Als der erste Missionar in einem Dorfe Gangpurs eine Außenstation errichtete, wurde er verjagt. Da aber viele Heiden Christen werden wollten, sandte die Goshnerische Mission im Jahre 1900 wieder einen Missionar hin, und dieser begann da, wo jetzt unsre Station Nadschgangpur steht, sein Haus zu bauen; aber auch ihn vertrieb der König. Nun wurde ich gesandt. Kaum war ich in Nadschgangpur oder Kumatfela, wie der Ort hieß, angekommen, merkte ich, daß die Schar unsrer Feinde groß war. Alles schien sich mit dem Könige gegen uns verbunden zu haben. Zuerst wohnte ich in dem kleinen Eisenbahnrastrahuse unseres Dorfes, wozu ich die Erlaubnis hatte, aber der Bahnhofsvorsteher, ein Feind unserer Sache, versuchte nach Kräften mir den Aufenthalt in dem Rastrahuse zu verleiden. In der Polizei hatte er treue Bundesgenossen; die Polizisten ließen sich unsern Christen gegenüber viel Ungerechtigkeiten, ja sogar Grausamkeiten und Erpressungen zu Schulden kommen. Wenn ich mich bei dem Polizei-Inspektor beschwerte, dann hörte ich nur harte Worte: „Werden Sie sich doch an den König, wir können Ihnen nicht helfen. Man wußte nämlich ganz genau, wenn ich das tun würde, dann würde es mir erst recht schlecht gehen. Sogar die Dorfjugend wollte sich vom Bündnis gegen uns nicht ausschließen. Ging ich durch das Dorf, um mir meine Nachbarn genauer anzusehen, dann kamen die kleinen, nackten Heidenkinder hinter mir hergelaufen, zeigten mit Fingern auf mich und riefen: „Seht, dort ist der neue Missionar, auch er wird unser Land verlassen müssen!“ Bald sollte ich mit dem Könige selbst in Berührung kommen und wahrnehmen, daß seine Feindschaft gegen uns wie ein helles Feuer brannte. Eines Morgens konnte ich vor der Menge der Menschen kaum vorwärts kommen. So etwas hatte ich in Kumatfela noch nicht erlebt. „Was ist denn los?“, fragte ich. „Der König von Gangpur ist eben gekommen“, antwortete ein Heide. Der König war in unserem Ort! Gemischte Gefühle gingen durch meine Seele. Ihn, den König, mußt du kennen lernen, dieser Gedanke war mir recht angenehm, aber wie wirst du vor unserem größten Feinde bestehen? Diese Frage schraubte doch meine Freude bis zum Verschwinden zurück. Ich sollte heute einen für mich und meine Arbeit wichtigen Tag erleben. Nachdem ich auf dem Missionsgrundstück alles geregelt und in den Gang gebracht hatte, machte ich mich auf den Weg zum Könige. Bald hatte ich sein Haus erreicht; es war ein größeres Haus mit einem Strohdach, inmitten eines Hofes, der von einem Bretterzaun umgeben war. Eintreten konnte ich nicht, denn an der Pforte stand ein Posten mit aufgespiztem Seitengewehr und hielt

Wache; so sandte ich dem Könige durch einen Diener meine Karte und hoffte die erwünschte Audienz bald zu erhalten. Aber meine Geduld sollte doch sehr auf die Probe gestellt werden. Ich ging in der Dorfgasse auf und ab, die Pforte immer im Auge behaltend, mit dem Gedanken, bald gerufen zu werden. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wie lang wird doch die Zeit, wenn man warten muß. Eine Stunde war schon vergangen, und der König hatte sich noch immer nicht gemeldet. Die Eingeborenen, die an mir vorübergingen oder die neugierig aus ihren Häusern mich beobachteten, sahen mich groß und verwundert an. Was sie gedacht haben, weiß ich nicht. Ich war mit meinen Gedanken nur mit dem Könige beschäftigt. Wenn doch da ein Baum oder sonst ein schattiger Ort gewesen wäre, aber nichts von alledem; nur die staubige Dorfstraße. Die Maisonne meinte es recht gut mit mir; sie brannte und stach so heftig, daß ich oft dachte, am Ende meiner Kraft zu sein, denn auf die erste vergeblich durchwartete Stunde folgte die zweite und noch immer war nichts zu sehen. Und denkt euch, während dieser Zeit beobachtete mich der König von seinem Hause aus, wie ich später erfahren habe, und freute sich über meine nicht beneidenswerte Lage. Wohl versuchte ich hin und wieder, mich aufs Neue beim König in Erinnerung zu bringen, aber es gelang mir nicht. Endlich, nachdem der König, nach seiner Meinung, mich lange genug gequält hatte, setzte er seiner Unfreundlichkeit noch die Krone auf, indem er, anstatt mich zu rufen, mir meine Karte zurücksandte mit der Nachricht, ich könne wieder nach Hause gehen, er könne mich nicht empfangen; wenn ich wolle, so könne ich später wiederkommen, aber es sei ihm an meinem Besuch nichts gelegen. Betrübt ging ich nach Hause. Ihr könnt mir glauben, daß mir das Mittagessen nicht geschmeckt hat und mir alle Lust zur Arbeit vergangen ist. Am Abend desselben Tages versuchte ich meinen Gang zum Könige noch einmal, nachdem ich diesen Schritt meinem Gott ans Herz gelegt hatte. Als ich wieder vor dem Wachposten stand und überlegte, wie ich wohl am besten zum Könige gelangen könnte, da sah ich, wie zwei vornehme Indier ungehindert am Posten vorbei in den Hof eintraten; ei, dachte ich, das könnte dir auch gelingen, und kurz entschlossen ging ich hinterher und ließ mich von dem Wachposten, der mein Eintreten verhindern wollte, in meinem Vorhaben nicht aufhalten. „Ich will zum Könige“, sagte ich energisch vordringend zu ihm, und er ließ mich durchgehen. Im Hofe sah ich viele Menschen, die, als sie mich bemerkten, in ihrer Unterredung innehielten und mich verwundert ansahen. In der Veranda des Hauses entdeckte ich auf einem Sessel sitzend einen mit einer schönen „Mhoti“ (Beintuch) bekleideten Eingeborenen, und es kam mir der Gedanke, wer weiß, das wird wohl der König sein. Es war eine allgemeine Stockung in dem, was im Hofe vorging, eingetreten; so durfte ich nicht lange zögern, mußte schnell handeln, eh' über mich gehandelt wurde. So ging ich hin zu dem Manne in der Veranda und entbot ihm meinen Gruß. Anstatt denselben zu erwidern, ließ er nur die schroff klingenden Worte vernehmen: „Wer bist du?“ Nun mußte er, wer ich war, denn ich stellte mich ganz ausführlich vor. Und da eine Liebe der anderen wert ist, so knüpfte ich gleich die Frage an, mit wem denn ich die Ehre hätte, und wirklich, ich stand vor dem Könige von Gangpur, Raghunath Silar Deo mit Namen. Es sollte mir aber

alle Lust vergehen, mich mit ihm weiter zu unterhalten, denn der König ließ mich nicht nur draußen vor seinem Hause stehen, sondern er sprach so unfreundlich mit mir, daß mein Herz zu Wasser wurde, wie der Funder sich auszudrücken pflegt, wenn er sehr traurig ist. Er drohte mit Gefängnis, mit abermaliger Ausweisung und dergl. mehr. Ich las in seinen Augen nur Haß und bittere Feindschaft und verspürte die größte Lust nach Hause zu gehen, aber der Sache wegen, die ich in Gangpur vertrat, mußte ich aushalten und ruhig bleiben und versuchte nun auch, den König zu beruhigen, indem ich ihm in kurzen Worten schilderte, was die Christen eigentlich für Leute seien, solche, die ihren König lieben und ihm gehorchen. Mein Plan gelang mir zu meiner Freude; der König ließ sich besänftigen und hörte dem ruhig zu, was ich ihm sagte. Er ließ dann noch seinen Minister rufen und teilte ihm alles mit, was ich ihm vorher gesagt hatte. Dann entließ er mich, allerdings mit barschen Worten, aber ich freute mich doch, daß der erste Zusammenstoß mit dem Könige so verlaufen war. Auf dem Heimwege wurde ich von dem heidnischen Minister des Königs eingeholt, der mich mit in sein Haus nahm und mir dankenswerte Ratschläge für mein ferneres Verhalten gab. Das war recht freundlich von ihm. — Die Sonne war untergegangen, die Arbeit ruhte, die Abendglocke war verklungen, und so viel Christen wie in Kurnakela waren, sammelten sich zum Gebet im schönen Ambahaine vor unserem Hause, und dann war alles ruhig auf dem Missionsgrundstück. Tiefer Friede umgab uns. Nur hie und da wurde die Stille der Nacht durch das Geschrei der Eulen, das Geheul der Schakale und der wilden Hunde unterbrochen. Strahlend standen die Sterne am indischen Himmel, hell leuchtend stieg der Mond aus dem Horizont empor, so freundlich und so mild, als wollte er mir erzählen von kommender Freude, vom Sieg des Evangeliums im heidnischen Lande.

Aber so schnell ging's nicht mit dem Siegen. Wir mußten erst noch recht traurige Zeiten durchmachen. Durch den günstigen Ausgang meines ersten Besuches mutig gemacht, wollte ich ihn wiederholen, um dem König zu erklären, was wir Christen für Leute seien. Als ich aber an den „Palast“ kam, da war alles leer und es hieß: Der König ist abgereist. Ach, diese Reise des Königs sollte ein Feldzug gegen die Christen sein! Viele, viele Klagen liefen bei mir ein; ich sollte raten, helfen, überall, denn wo auch immer der König auf seiner Reise Christen antraf, die bedrohte er recht hart und forderte sie auf, wieder Heiden zu werden. Und die Dorfbesitzer, die Polizei und andere Leute machten es dem Könige nach. Da gabs natürlich keine Gerechtigkeit. Wie ging's z. B. unserem armen Wasserträger, dem Baghu, so schlecht. Er mußte das Wasser weither holen, weil die Heiden ringsum nicht erlaubten, daß wir aus ihrem Brunnen schöpften. Eines Tages kam der Baghu so lange nicht; es wurde sogar Mittag. Sollte er uns im Stich gelassen haben, davon gelaufen sein? Das konnten wir nicht glauben. Da, was sahen wir? Da drüben kommt er ja, in gebückter Stellung, langsam herangeschlichen, hin und wieder lange Pausen machend, ohne Wassergefäße. Was mag da wohl vorgefallen sein? Da hören wir ihn jammern, und als er herbeigekommen war, entdeckten wir auf seinem Körper dicke, blutunterlaufene Striemen. Baghu konnte sich kaum mehr aufrichten. Und was war geschehen? Auf dem Wege zum Brun-

nen wurde Baghu von der Polizei gefaßt und sollte gezwungen werden, Lasten nach Biou (2 Tagereisen) zu tragen. „Das kann ich nicht,“ meinte Baghu, „denn ich muß für meinen Missionar Wasser holen.“ „Ach was,“ sagte man ihm, „dein Missionar geht uns nichts an. Wenn du nicht willst, dann gibts Prügel“, und ehe er es sich versah, sauste der Stod auf seinen Körper nieder. Man schlug ihn so, daß er zu Boden fiel. Netze Polizei, nicht wahr, liebe Kinder? Wäre Baghu der Wasserträger des im Dorf bekannten heidnischen Boothoo-Babu gewesen, die Polizei hätte ihn gewiß laufen lassen. Aber eben, er stand mit der Mission in Verbindung, war vielleicht wohl selbst ein Christ, nun, da war wohl eine solche Behandlung am Platze.

Für unsere Gangpurchristen kam eine schwere Verfolgungszeit. Sie hatte zur Folge, daß viele, die sich Christen nannten, sich nur als Mitläufer offenbarten, die lieber wieder Heiden werden wollten, als um Christi willen Schmach und Verfolgung zu erdulden. Die aber treu blieben, und ihre Zahl war erfreulicherweise eine große, wurden immer fester im Glauben an den Herrn Jesus. Da mochten die Wellen der Not noch so hoch gehen, sie haben ihren Glauben nicht verleugnet; wurden sie auch gezwungen, am Sonntage Frohndienstleistungen zu verrichten, sie gehorchten und haben es ihrem Heiland gesagt; da mochten die Heiden auch einen Prediger mit einem Schuh blutig schlagen, er hat seine Herde nicht verlassen und hier und da wurden schöne Zeugnisse über den christlichen Glauben laut. Der König hatte mir früher den Vorwurf gemacht, daß wir Missionsarbeiter seine Untertanen zum Ungehorsam gegen ihren König erzögen, aber er mußte im Laufe der Zeit doch einsehen, daß wir Christen nicht seine Feinde, sondern nur seine Freunde sein könnten. Das wollte er doch einmal selber untersuchen und äußerte mir deshalb den Wunsch, unseren Gottesdienst zu besuchen, um über unsere Lehre zu hören. Das war mir eine große Freude, und da ich gerade an jenem Sonntage über Matth. 22, 15—22 zu predigen gedachte, so wollte ich ihm an der Hand dieses Evangeliums zeigen, was der Herr Jesus gemeint hat, als er seinen Feinden sagte: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Aber leider wurde der König krank und konnte sein Vorhaben nicht ausführen. Das war recht schade. Aber er hat sein Versprechen insofern doch gehalten, als er seinen Sohn, den Kronprinzen von Gangpur, zu uns sandte, der uns einen Besuch machte und sich sehr lange bei uns aufhielt und recht freundlich mit uns verkehrte. Er nahm unsere Kinder auf seinen Schoß und spielte mit ihnen. Als das jüngste Töchterchen sich vor ihm fürchtete und weinte und von dem älteren Schwesterchen mit den Worten getröstet wurde: „weine nicht, der Kronprinz ist ein guter Mann, der uns nichts zuleide tut,“ da meinte er, du hast recht, ich habe euch lieb. Mir gab er sogar das Versprechen, uns ein Tigerfell zu schenken, denn als Einwohner von Gangpur mußten wir ein solches Fell besitzen. Wohl hat er sein Versprechen nicht gehalten und kann es auch nicht mehr halten, denn er ist vor kurzen Wochen gestorben, aber sein Besuch hatte doch eine große Wendung in unserer Missionsarbeit zur Folge. Die offensibare Feindschaft des Königshauses mit der Gohner'schen Mission war seit dem Tage gebrochen. Man ließ uns ruhig unsere Wege ziehen und Gottes Wort in Gangpur ohne Hindernis predigen. Das bestätigte der König einmal öffentlich auf der Plattform



Der englische Beamte, der Kronprinz, der König von Gangpur, Missionar Pape.

der Eisenbahnstation Jharjaguda, wo wir uns zufällig trafen. Er erkannte mich, ließ mich rufen und nannte mich vor seinem Gefolge seinen Missionar, der in seinem Lande zum Wohl und zum Besten seiner Untertanen arbeite. Er lud mich sogar ein, mit in einem Wagenabteil nach Kurnarkela zu fahren, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, noch weiter über Gottes Reich mit ihm zu reden und ihn zu bitten, seinem Lauf nicht hindernd im Wege zu stehen. Und welche Freude hatte ich, als ich ihn zum letztenmal besuchte, ehe ich in die Heimat zurückkehrte; das war ein herrlicher Empfang. Der beste Elefant des Königs wartete an der Eisenbahnstation. Da wurde der 20 englische Meilen lange Weg schneller zurückgelegt, als zu Fuß. Und so freundlich war der Empfang. Der König drückte mir sein Bedauern aus, daß ich sein Land verlassen wollte, erbat sich von mir ein Andenken und stiftete mir ein schönes Andenken. Wollt ihr das Andenken sehen? Ei, seht euch nur das Bild an: photographieren ließ sich der König mit mir. Für den Heimgang sorgte er auch in liebenswürdiger Weise.

Wie hat doch Gott der Herr unser Bitten erhört, da wir oft in unserer Not mit dem Psalmlisten ausgerufen haben: „Mache dich auf, Gott, und führe aus deine Sache.“ Jetzt finden wir im Reiche Gangpur eine blühende Christengemeinde; sie grünt und gedeiht zur Ehre unseres Gottes. Und ihr Kindergrußleser habt schon mancherlei aus Radschgangpur vom jetzigen Missionar Diller gehört. Nun soll in Kurnarkela eine Kirche gebaut werden, da die von Luftsteinen hergestellte Kapelle zu klein geworden ist. Welches Zeugnis hat sich dabei die Gangpurgemeinde

ausgestellt! Alle Missionsarbeiter haben sich zusammengetan und beschlossen, zu Gunsten des Kirchbaues auf ein Monatsgehalt zu verzichten und sind einig geworden, daß jede Gemeinde aus ihrer Mitte jeden arbeitsfähigen Mann auf die Station sende, damit er eine Woche lang unentgeltlich für den Kirchbau arbeite. Wills Gott, so wird es nicht mehr lange dauern und es steht eine stattliche Kirche in Kurnarkela-Radschgangpur als ein lebendiges Zeugnis, daß der Herr selbst sein Reich baut und daß keine Feindschaft das Wachstum des Reiches Gottes hindern kann.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein:

Briefmarken: Eva u. Annelise Rüttig 100 St. Schullinder Niederhausen und Winterborn ein Paletchen. Fr. C. Hell-Stettin ein Paletchen.

Staniol: 1 Palet d. Fr. Wolfram-Schöneberg.

Geldgaben: R. G. d. Paul Gerhard-Kirche-Schöneberg Gruppe Brunsing 3.50. Sammelbüchse der Konfirmanden d. P. Klein-Friedenau 17.46. Durch Miss. Pape-Steglich; Käthe Pape-Steglich 3 M., Lehrer Müller-Baum 3.26, Lehrer Wagenführer - Groß-Wieden 3.02, Lehrer Müß-Büthen 1.73, Lehrer Grulles-Sadow 2.69, Lehrer Wilmann-Werder 5 M., Lehrer Wilmann-Moriental 5.85, Summa 24.55. Konfirmanden Mochau d. Pfr. Schmückel 19.40. R. G. d. Steinbühl-Kirche-Christst. d. Pfr. Dea 15 M. Kleinkinderschule Angerburg d. Pfr. Wolter 8 M. Konfirm. Wellin d. Bollnow d. P. Newald 57.90. Selene Witte-Zweibrücken 2 M. Konfirm. der Kaiser Blth. Ged. R. d. Geh. R. A. Courab 90 M. R. G. d. Gruppe Kieblod Paul Gerhard-Kirche-Schöneberg 3 M. Neger des R. G. d. Friedenau 25 M. R. G. D. von Seltig Kreuz-Berlin d. P. Gries 96.90. Kindergabe Diakonisse Juliane Frede Kl. Tarpn 10 M. Schullinder Winterborn d. Pfr. Bus 1.50. Kindergabe Braunsberg d. Diakonisse A. Zimmerling 3 M. R. G. Schlawa d. P. Treichel 12.08. Missionsbantopferbüchlein R. G. D. Gollnow d. Ew. Moehr 12 M. Missionskollekte R. G. D. Gollnow 11.50. Konf. Angerburg National-Spende 80 M. Ruth Schmidt-Danwig-Langfuhr, Riederisweg 13, 13.50. Kinderkollekte Salem-Stettin 7.76. R. G. D. Wendisch-Silkow 1.42. Missionsfest d. R. G. D. Matthäi-Berlin 13.55. Kinder Tempelhof Birkenberg d. Pfr. Singler 3 M., Konfirm. Bengenbrand d. Pfr. Schrenpf 4 M., Kindergrußleser Murrhardt d. Pfr. Straub 4 M., Kinder Wolfratshaulen d. Pfr. Ritter 5 M., Konfirm. Sammelbüchse Friedenau P. Klein 6 67.

Es grüßt Euch herzlich Euer

Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, L.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Blößen), Berlin C. 19, Markstr. 17/18.



3. Jahrgang

Juni 1913

Nummer 6

Haltet an am Gebet und betet zugleich auch für uns.

Rol. 4, 2 u. 3.

Der Apostel Paulus ist ein großer Missionar gewesen, ja der größte von allen. Mit unermüdblichem Eifer zog er immer wieder hinaus in die Heidenwelt bis ans Ende der damals bekannten Welt. Und mit stets neuer Kraft hat er oft in leiblicher Schwachheit und unter viel Anfechtung und Gefahr das Evangelium gepredigt. Denn er wußte, wo die Quelle war, aus der er neue Kraft schöpfen konnte, wenn er müde und matt, wenn er traurig und krank war: Gott ist in dem Schwachen mächtig; sein Herr konnte ihn aufrichten. Aber der Herr will gebeten sein, und je öfter und je kräftiger er gebeten wird, desto reicher gibt er. Das wußte Paulus und darum hat er seine Freunde immer wieder gebeten: Betet für uns, betet für mich. In seinen Briefen kehrt die Mahnung immer wieder; und Pauli kraftvoller Siegeszug durch die Welt beweist, daß eine treue Veterschar hinter ihm gestanden hat.

So ist's bei allen Missionaren. Sie wissen, aus eigener Kraft können sie nichts tun, keine Gefahren bestehen, keine Versuchungen überwinden, keine Seelen retten, kein Opfer bringen; immer muß Gott ihnen die Kraft schenken und Gott will gebeten sein. Darum sehen sie sich um nach Christen, die für sie beten. Und siehe, ihr lieben Leser, heute wenden sich unsere Missionare an euch mit der dringenden Bitte: Betet für uns und haltet an am Gebet, hört nicht auf zu beten.

Mancher Missionar hat mir schon erzählt, daß er es oft draußen bei der Arbeit gespürt hat, jetzt haben meine Freunde für mich gebetet, und daß es ihm eine wunderbare Beruhigung war zu wissen, in der Heimat wird für ihn gebetet. Einst fuhren vier Missionare nach Indien. Es war ein furchtbarer Sturm auf dem

Meer; die wilden Matrosen waren blaß bis in die Rippen, ein solches Unwetter hatten sie noch nicht erlebt. Und der Kapitän sagte zu den Missionaren: „Das Schiff wird untergehen.“ „O nein, sagte fröhlich einer der Brüder; das kann nicht sein. Heute ist ja der erste Montag im Monat und da haben unsere Freunde in Berlin ihre Gebetsstunde für uns; sie stehen jetzt eben vor Gottes Thron mit Gebet und Flehen, da kann kein Unglück geschehen.“ Und wirklich, der Sturm legte sich, ohne daß die Wellen das Schiff verschlang.

Da wißt ihr nun gleich, an was ihr denken müßt, wenn ihr für die Missionare beten wollt: an die vielen Gefahren, von denen sie umgeben sind. Ihr wißt ja, die wilden Tiere und die reißenden Flüsse auf der Reise, und das böse Fieber und die furchtbaren Krankheiten. Und wenn ihr dieses ganze Blatt gelesen habt, dann merkt ihr auch, wie der Missionar so viel zu tun hat, daß er nur fertig wird, wenn er Kraft von oben erhält und wenn Gott ihm Geduld schenkt. Und wenn dann gar schwere Opfer von ihm verlangt werden, wenn er sich trennen muß von seinen lieben Kindern, dann ist es ihm bisweilen, als wäre sein Herz ein dürres Land, das nach Regen lechzt; wie schaut er da aus nach segenspendenden Wolken, wie sehnt er sich darnach, daß Gott ihn erquide, und diese Erquickung könnt ihr auf ihn herabschicken. Vor allem aber bittet Gott, daß er die Arbeit der Missionare segne, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Und damit ihr gleich recht genau wißt, wie ihr es machen sollt, will ich euch wieder wie im vorigen Monat ein Gebetchen lehren: „Vieher Gott, behüte die Missionare, gib ihnen Kraft und Geduld, und segne ihre Arbeit. Amen.“ Und nun haltet an am Gebet und betet zugleich auch für die Missionare.

Ein Tag beim Missionar.

Nach Briefen von Frau Missionar Wagner und Missionar Diller.

Gar oft hört man: „Das muß doch für einen Missionar recht einsam und langweilig sein, so weit weg von den Lieben in der Heimat auf einsamer Missionsstation zu sein. Nun, so einsam pflegen die Missionsstationen nicht zu sein; wenn auch nicht überall die Eisenbahn vorüberrollt, wie es in Parulla und Rajgangpur ist, einige Dörferlein liegen doch um die Station herum. Und von Einsamkeit spürt der Missionar nichts, und die Längeweile vertreiben ihm schon die lieben Eingeborenen, die den Sahab, den Missionar, als mabap, das heißt als Mutter — Vater, als Helfer in aller Not, ansehen. Schnell genug breitet sich das Gerücht aus: „Der Missionar, der Sahab, ist wieder auf der Station, zurück von seiner Reise durch die Dörfer.“ Und nun gibts keine Ruhe mehr am Tag.

Wenn der Missionar früh morgens um 6 Uhr die Türen seines Studierzimmers öffnet, grüßt ihn ein Chor von Stimmen: Jisu-Sahail (Jesus ist Hilfe.) Salam! (Friede.) Namastar! (Ich grüße dich.). Da will einer Arbeit haben, der andre sich Geld borgen, dieser möchte einen Streit geschlichtet haben, jener will eine Empfehlung als Postbeamter, hier soll ein Paar verlobt werden. Wenn die Hausfrau zum Morgenkaffee ruft, ist schon ein großer Teil von Anliegen erledigt; auch die Visitation der Schulkinder. In langer Reihe zu zweien und zweien sind sie angetreten. Zwei fehlen wegen Krankheit; sonst ist alles in Ordnung. Prüfend gleitet der Blick des Missionars über Hände und Gesichter; es soll nämlich auch in Indien manchmal vorkommen, daß die Kinder beim Waschen nicht allzu gründlich sind und ein wenig Schmutz übersehen. Einige haben noch besondere Wünsche, sie kaufen Bücher, Stifte und — Seife; die soll sehr nötig sein. Dann rechts um! Vorwärts marsch! Zur Schule!

Nach dem Frühstück geht die Arbeit weiter. Da bringt einer einen Brief von seinem Katechisten. Dieser schreibt: „Der Ueberbringer hat sich dem Trunk ergeben.“ Da giltz ein ernstes Wort zu sprechen, und der Mann gelobt Besserung. Ob er von seinem Laster loskommt? Ein anderer klagt seine Not: „Die Mauen-seuche, die gegenwärtig überall unter dem Vieh wüthet, hat auch meine Ochsen dahingerafft; kann ich aus der Bank Geld haben?“ Da steht einer unter dem Baum mit einer schmutzigen, großen alten Wunde am Bein. Er klagt und bittet; man möge ihm doch helfen; es ist ein neuer Kaufsweiber, der sich den 4 Stunden weiten Weg bis hierher geschleppt hat. Die Wunde sieht böse aus, ja gar wie Aussatz. Sie wird tüchtig mit einer Spritze ausgespritzt und gereinigt, dann mit Arznei behandelt und ordentlich verbunden. Es hat sich unterdes ein ganzer Kreis von Leuten gebildet, die aber alle etwas vom Missionar wollen. Da hat jemand Fieber, der andere das, der dritte jenes und für jeden gibts Medizin. Eigentlich soll sie bezahlt werden; aber die Armen bekommen sie umsonst. Da auf einmal sieht der Missionar, wie Männer und Frauen und Kinder auf die Kapelle zugehen. Was, schon so spät?! Da kommen ja schon die Taufbewerber und die Konfirmanden zum Unterricht. So muß er denn alle die, deren Anliegen er noch nicht hat anhören, besprechen und erfüllen können auf später vertrösten und rasch gehts zum Unterricht in die Kapelle. Dieser ist nicht immer erfreulich. Die guten Leuten können zwar ihre Hauptstücke wie am Schürchen hertragen. Aber —, berstehst

du auch, was du liefst?“ Da siehst oft schlecht aus. Da muß der Missionar erst gewissermaßen Fenster in ihre Gewissen und Herzen machen, damit es bei ihnen licht werde.

Kommt der Missionar nach zwei Stunden zurück in sein Studierzimmer, so findet er auf dem Schreibtisch die Morgenpost; da gehts gleich ans Antworten, denn wenn einmal etwas anfängt, liegen zu bleiben, bleibts gar lang liegen. Da auf einmal erscheint ein Bote, der den Vielbeschäftigten zu einem Schwerkranken ruft. Einen Augenblick zuckt es im Missionar; aber er ist ja an Störungen gewöhnt; „ich komme“; und durch Mittagsglut und Sonnenbrand radelt er in das schmutzige Dorf in eine armelige Hütte, um dem Kranken Trost zu spenden.

Wie rasch die Stunden eilen; die Mittagspause ist gleich vorüber und der Nachmittag bringt wieder viel Neues; da ist eine Bibelstunde für Lehrer und Angestellte, ein andermal Konfirmandenstunde für die großen Schüler. Und dann geht's an das „Teegeschäft“. Ihr wißt ja, daß bei den Kols das Laster des Trunks eine furchtbare Rolle spielt, und wir kämpfen mit Macht dagegen. Da muß den Leuten ein anderes Getränk geboten werden und das ist der Tee, der ja in Indien so gern getrunken wird; da gehts aus und ein beim Missionar, der die Teeniederlage hat: „Für ein paar Pfennige Tee, bitte!“ Aber noch andere kommen, die etwas Ernstes mit dem Missionar zu reden haben; und gar manchmal wird die Stube des Missionars zum Beichtkammerlein. Welche Freude, wenn nach langem eindringlichen Reden das erstockte Herz des Besuchers gebrochen und geöffnet ist, wenn sie miteinander niederknien und beten können.

Da kommen ein paar Leute aus einem Dorf: „Wir wollen gerne eine Schule einrichten, wie müssen wir denn das machen? Woher bekommen wir einen Lehrer?“ Da giltz mit ihnen den Bau eines Schulhauses, oder sagen wir besser einer Schulhütte, und eines Lehrershauses zu besprechen und das geht langsam, bis sie das alles richtig verstanden haben. Da meldet auf einmal ein Schulknabe: „Ein Paar ist eben gekommen, das will verlobt werden; und eine Frau ist auch da mit einem kranken Kinde, das will sie getauft haben.“ Also rasch den Talar angezogen und in die Kirche gegangen. Und dann noch einen Gang durch die Station, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist; und die Ausgaben müssen noch in die Kassenbücher eingeschrieben werden und dann, ach die leidigen Klagen. Da hat der Pferd knecht das Futter des Pommis selbst aufgeessen, der Schneider, der Faden für die Kranken nähen sollte, hat ein Stück eingesteckt; der Gärtner ist beim Früchteschmausen ertappt worden und hat die prächtige Entschuldigung: „Wir Christen sind alle Brüder, was dir gehört, gehört auch mir!“

Wie eine befreiende Stimme aus höherer Welt rufen die Klänge des Harmoniums mal für eine halbe Stunde von der angestrengten Tätigkeit. Auch ist ein gutes Buch und wichtige Zeitschriften Wohltat und Auffrischung für den Ermüdeten.

Nach dem Abendbrot klingt freudig mahnend der Gongschlag über den Stationsplatz und lädt zur Abendandacht in die Kirche ein. Von allen Seiten kommen die Christen, auch aus dem nahen Dorf und die Bewohner der Station, und sammeln sich um Gottes Wort und singen ein kräftiges Lied und beschlen sich und alle Brüder und Schwestern in Gottes Hut. Und dann wirds still, auf der Station und an des Missionars Seele zieht der Tag vorüber mit seiner bunten Vielgeschäftigkeit. Was soll doch alles der Missionar! Er soll den braunen Brüdern ein verständnisvoller Ratgeber in ihren alltäglichen Schwierigkeiten, ein Helfer

und Zurechtweiser in ihrer geistigen Armut und Not, vor allem aber ein Wegweiser zum ewigen Leben sein. Er soll Bescheid wissen in der Werkstatt und beim Bau, bei Krankheiten und Unglücksfällen, in den schweren Fragen der Seele. „Und was hast du heute für Gottes Reich geleistet?“, so fragt sich ernst der Missionar. Gewiß, er sieht nicht viele Früchte und kann nicht mit der Hand hinweisen: siehe, das ist heute meiner Hände Werk. Aber er weiß, es ist heiße Arbeit in einem heißen, aufreibenden Klima und es ist gesegnete Arbeit, wenn man, sich selbst vergessend, den Mitmenschen helfen darf, hineinzuwachsen in Gottes Reich.

Das Schwerste im Leben des Missionars.

Was ist heute für eine Aufregung auf der Station! Alles rennt hin und her, ein Wagen ist gerichtet und steht zur Abfahrt bereit, und die kleine Ruth sieht so erwartungsboll aus. Freilich, sie darf ja heute ihre erste Reise antreten, auf vier Wochen zu Besuch zum lieben „Onkel“ auf die Station drüben über Berg und Fluß und Wald. So viel Neues wartet ihrer und sie hat sich so schön ausgemalt, was sie alles auf der Reise durch den Urwald erleben, auf der fremden Station sehen wird; und die Erwartung der kommenden Herrlichkeit nimmt sie so gefangen, daß sie gar nicht merkt, wie traurig die Eltern sind. Sonderbar; warum sind sie denn traurig? Das ist doch nicht schlimm, wenn einmal ein Kind auf ein paar Wochen zum lieben

Onkel geht? Ganz recht, aber es ist ja keine gewöhnliche Reise! Dieser Besuch beim Onkel ist nur eine kleine Probe. Im nächsten Monat wird der „Onkel“, der nach Deutschland zur Erholung geht, die kleine Ruth mit nach Deutschland nehmen, ganz von den Eltern weg, auf viele, viele Jahre. Und da soll Ruth nur einmal sehen, wie es bei andern Leuten ist, soll zunächst nur auf ein paar Wochen von den Eltern getrennt sein, und soll sich an Onkel und Tante gewöhnen, mit denen sie dann die große Reise über Land und Meer macht. Ruth weiß ja das alles, aber — „es sind ja nur vier Wochen, noch dazu vier schöne Wochen und dann bin ich wieder bei euch, Vater und Mutter“, und weiter denkt sie nicht. Und jauchzend winkt sie zurück und schwenkt das Tüchlein, bis der Wald die kleine Reisegesellschaft aufnimmt.

Die Eltern bleiben zurück in trüben Gedanken. Gewiß, die vier Wochen sind bald vorüber und Ruth ist wieder da; aber dann die große Trennung! Wie oft schon haben sie darüber nachgedacht: Warum müssen wir Missionare unsere Kinder hergeben? Ist denn wirklich so notwendig? Aber immer wieder ist es ihnen gewiß geworden: es geht nicht anders. Es sind doch rings so viele Heiden, und das Heidentum ist so häßlich und wirkt wie ein Gift auf das Kindesherz. Was müßte das heranwachsende Kind alles sehen an offener Heidensünde und an heidnischen Greueln; da ist die Gefahr für die Seele zu groß. Und der Geist! Das Kind muß doch etwas lernen, muß in die Schule gehen.



Noch vereint! Missionarsfamilien in Purulia.

Fr. Wenzlaff u. Lutschen. Wenzlaff. Presh. Parisch.
Paul u. Ruth Wenzlaff. Wagner u. Frau u. Berner. Fr. Hahn.

Ruth und Berner sind in diesem Frühjahr nach Deutschland gekommen.

Nun ist freilich auch auf der Station eine Schule, aber da lernen sie doch zu wenig, und dann ist da alles in fremder Sprache, nicht im lieben schönen Deutsch. Oder auf europäische Schulen in Indien schicken? Ja aber die sind englisch, und die Missionarskinder sollen deutsche Kinder bleiben. Kann nicht der Missionar selbst seine Kinder unterrichten? Die Antwort könnt ihr lieben Leser selber geben; ihr habt ja eben gehört, wie der Missionar den ganzen Tag vollauf zu tun hat. Nein, da hilft schon nichts, die Kinder müssen nach Deutschland. Und wenn doch noch Zweifel aufsteigen wollten, der Körper der Kinder verlangt's gebieterisch. Es ist ja so heiß in Indien, eine richtige Treibhausluft. Und gerade heranwachsende deutsche Kinder würden bald krank werden und langsam dahinsiechen; auf Körper und Geist der heranwachsenden Jugend wirkt die indische Luft verderbenbringend. Also die Trennung muß sein. Angstvoll sehen die Eltern ihr entgegen; wie ein Gespenst schleicht sie unhörbar und doch so unerbittlich näherkommend heran. Aber — Ruth ist ja noch in Indien; sie ist ja nur beim Nachbar-Missionar, sie kommt ja bald wieder!

Was war das für eine Freude, als Ruth wieder kam. Wie hat sie die Eltern so stürmisch begrüßt, was hatte sie alles zu erzählen: Onkel und Tante waren so lieb, und Kinderchen hatten sie auch, und wie fein hatten sie immer gespielt; und von der großen Reise übers Meer redete sie auch, wie schön würde das werden! Sie ahnte kaum, daß dieser Gedanke den Eltern wie ein Dolchstich durchs Herz ging. Allmählich aber wurde Ruth doch kleinlaut. Immer näher rückte der Tag. Und auf einmal war er da. Onkel und Tante von der Nachbarstation kamen und die Kinder mit und Ruths Sachen waren alle gepackt, ach so viel; es sollte ja ein Abschied auf viele Jahre sein. Und dann gingen fort von der Station; die lieben braunen Gefährten reichten nochmal die Hand und die Ma, das Kinder-mädchen, streichelte ihr nochmal die Wange; von allen andern hat sie schon Abschied genommen, vom Haus und vom schönen Schulplatz und von der Kuhherde. . . Ein Glück nur, daß die Eltern die zwei Tage noch mitreisten bis zur nächsten Bahnstation. Da stand der Zug. Ein letzter Kuß. Der Zug setzte sich in Bewegung. Was half es, daß Klein Ruth die Händchen ausstreckte und ganz verzweifelt rief: Mutter, Vater, ich will bei euch bleiben! Der Zug rollte weiter und Meile auf Meile legte sich zwischen Eltern und Kind.

Ein paar Wochen später. Da stand Ruth im Hause lieber Verwandter in Deutschland. Sie waren alle so freundlich. Gewiß, sie nannten sich Onkel und Tante. Aber sie waren doch so fremd. Und das war alles so anders in Deutschland als draußen in Indien. Was Wunder, wenn das kleine Mädchen auf einmal in Tränen ausbrach: ich will heim. Aber schließlich vergeht auch das Heimweh. Doch wenn auch die Jahre vergehen, es vergeht doch nicht ganz die Bitterkeit der Trennung.

Und draußen in Indien, da sitzen Vater und Mutter in ihrem Missionshaus. Wie ist alles so einsam! Ruth war die jüngste, die andern Kinder waren schon in Deutschland. Nun war es gar still geworden auf der Station. Die kleine Sechsjährige hatte doch tüchtig Leben gebracht. Wie wird es ihr gehen, was wird aus ihr werden? Vielleicht in 8 Jahren werden die

Eltern auch nach Deutschland kommen, zur Erholung. Dann ist Ruth ein großes Mädel. Ob sie dann die Eltern wieder erkennen wird oder ob es so geht wie bei jenem Missionar, der sein nun fast erwachsenes Kind nach 10jähriger Trennung wieder sah und auf die Frage: Kennst du mich wieder? nur einen fragenden, verlegenen, fast ängstlichen Blick empfing? Und ob sie wohl in der langen Zeit den Heiland recht lieb gerinnen und ihm die Treue halten wird? Was für schmerzliche Fragen tauchen in den Elternherzen auf; nur gut, daß wir Christen alle diese Fragen nicht selbst zu beantworten brauchen, sondern daß wir einen treuen Gott haben, einen Vater im Himmel, der in seiner unendlichen Liebe seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns dahingegeben; der alle unsre Not kennt und trägt und der durch seinen Knecht die Verheißung gegeben hat: Alle eure Sorge werfet auf ihn, er sorgt für euch.

Seht, liebe Kinder, das ist wohl das Schwerste, was Missionare draußen in Indien durchmachen müssen: von den Kindern getrennt sein, so viele Jahre. Es ist ein Opfer, das sie dem Heiland bringen. Wenn sie den Heiden das Evangelium bringen wollen, dann muß eben der Heiland ihnen mehr sein und lieber sein als die Kinder. Aber leicht ist das nicht. Da brauchen sie stets neue Kraft und die muß Gott ihnen schenken; aber nicht wahr, ihr könnt helfen, daß Gott ihnen diese Kraft schenkt. Ihr habt es ja vorn auf der ersten Seite gelesen. Vergeßt es mir nicht! Förtisch.

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Von Missionar Diller, Radschgangpur.

Ein armer Bauer geriet in große Not, weil ein Dorfbesitzer ihm den Besitz seines Feldes streitig machte. Alles Bitten war vergebens. Das Feld grenzte an das des reichen Mannes, darum mußte es mit dem andern zusammengetan werden. Es blieb darum nichts übrig, als den Dorfbesitzer zu verklagen. Auf dem Gericht schwor der reiche Mann den für Heiden vorgeschriebenen Schwur und fügte noch zur Befristung hinzu: wenn ihm das Feld nicht gehöre, und er einen Meineid geleistet, er noch denselben Tag sterben wolle. Der Richter sprach infolgedessen das Feld dem Dorfbesitzer zu und der arme Mann ging über den Verlust seines Feldes betrübt von dannen.

Beide hatten einen längeren Weg an der Bahnstrecke entlang bis zu ihrem Dorfe. Der Arme lief so schnell er konnte nach seinem Dorfe, während der Reiche im Bewußtsein seines Sieges gemächlich dahin schritt. Auf seinem Wege hatte er eine Eisenbahnbrücke, die über einen breiten Fluß führte, zu überschreiten. Diese Brücke ist nicht für Fußgänger berechnet, eine fußbreite Platte nur führt darüber, daneben rechts und links die gähnende Tiefe. Aber er ist schon so oft darüber geschritten. Schwindel kennt er nicht, und so geht er auch diesmal darüber. Da kommt von hinten eine Lokomotive herangefahren. Der Mann hört sie nicht und geht ruhig weiter. Mit einem Male wird er erfasst und zugleich zermalmt, so daß die einzelnen Stücke von ihm in die Tiefe fallen. Wie schnell oft gehen Gottes Gerichte an den Menschen in Erfüllung! Die Söhne, erschüttert von dieser göttlichen Entscheidung, haben dann sogleich das Feld dem armen Mann zurückgegeben.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtisch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18



3. Jahrgang

Juni 1913

Nummer 6

Haltet an am Gebet und betet zugleich auch für uns.

Kol. 4, 2 u. 3.

Der Apostel Paulus ist ein großer Missionar gewesen, ja der größte von allen. Mit unermüdetem Eifer zog er immer wieder hinaus in die Heidenwelt bis ans Ende der damals bekannten Welt. Und mit stets neuer Kraft hat er oft in leiblicher Schwachheit und unter viel Anfechtung und Gefahr das Evangelium gepredigt. Denn er wußte, wo die Quelle war, aus der er neue Kraft schöpfen konnte, wenn er müde und matt, wenn er traurig und krank war: Gott ist in dem Schwachen mächtig; sein Herr konnte ihn aufrichten. Aber der Herr will gebeten sein, und je öfter und je kräftiger er gebeten wird, desto reicher gibt er. Das wußte Paulus und darum hat er seine Freunde immer wieder gebeten: Betet für uns, betet für mich. In seinen Briefen kehrt die Mahnung immer wieder; und Pauli kraftvoller Siegeszug durch die Welt beweist, daß eine treue Beterschar hinter ihm gestanden hat.

So ist es bei allen Missionaren. Sie wissen, aus eigener Kraft können sie nichts tun, keine Gefahren bestehen, keine Versuchungen überwinden, keine Seelen retten, kein Opfer bringen; immer muß Gott ihnen die Kraft schenken und Gott will gebeten sein. Darum sehen sie sich um nach Christen, die für sie beten. Und siehe, ihr lieben Leser, heute wenden sich unsere Missionare an euch mit der dringenden Bitte: Betet für uns und haltet an am Gebet, hört nicht auf zu beten.

Mancher Missionar hat mir schon erzählt, daß er es oft draußen bei der Arbeit gespürt hat, jetzt haben meine Freunde für mich gebetet, und daß es ihm eine wunderbare Beruhigung war zu wissen, in der Heimat wird für ihn gebetet. Einst fuhren vier Missionare nach Indien. Es war ein furchtbarer Sturm auf dem

Meer; die wilden Matrosen waren blaß bis in die Lippen, ein solches Unwetter hatten sie noch nicht erlebt. Und der Kapitän sagte zu den Missionaren: „Das Schiff wird untergehen.“ „D nein, sagte fröhlich einer der Brüder; das kann nicht sein. Heute ist ja der erste Montag im Monat und da haben unsere Freunde in Berlin ihre Gebetsstunde für uns; sie stehen jetzt eben vor Gottes Thron mit Gebet und Flehen, da kann kein Unglück geschehen.“ Und wirklich, der Sturm legte sich, ohne daß die Wellen das Schiff verschlangen.

Da wißt ihr nun gleich, an was ihr denken müßt, wenn ihr für die Missionare beten wollt: an die vielen Gefahren, von denen sie umgeben sind. Ihr wißt ja, die wilden Tiere und die reizenden Flüsse auf der Reise, und das böse Fieber und die furchtbaren Krankheiten. Und wenn ihr dieses ganze Blatt gelesen habt, dann merkt ihr auch, wie der Missionar so viel zu tun hat, daß er nur fertig wird, wenn er Kraft von oben erhält und wenn Gott ihm Geduld schenkt. Und wenn dann gar schwere Opfer von ihm verlangt werden, wenn er sich trennen muß von seinen lieben Kindern, dann ist es ihm bisweilen, als wäre sein Herz ein dürres Land, das nach Regen lechzt; wie schaut er da aus nach segenspendenden Wolken, wie sehnt er sich danach, daß Gott ihn erquide, und diese Erquickung könnt ihr auf ihn herabflehen. Vor allem aber bittet Gott, daß er die Arbeit der Missionare segne, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Und damit ihr gleich recht genau wißt, wie ihr es machen sollt, will ich euch wieder wie im vorigen Monat ein Gebetchen lehren: „Lieber Gott, behüte die Missionare, gib ihnen Kraft und Geduld, und segne ihre Arbeit. Amen.“ Und nun haltet an am Gebet und betet zugleich auch für die Missionare.

Ein Tag beim Missionar.

Nach Briefen von Frau Missionar Wagner und Missionar Diller.

Gar oft hört man: „Das muß doch für einen Missionar recht einsam und langweilig sein, so weit weg von den Lieben in der Heimat auf einsamer Missionsstation zu sein. Nun, so einsam pflegen die Missionsstationen nicht zu sein; wenn auch nicht überall die Eisenbahn vorüberrollt, wie es in Furukta und Rajgangpur ist, einige Dörflein liegen doch um die Station herum. Und von Einsamkeit spürt der Missionar nichts, und die Vageweile vertreiben ihm schon die lieben Eingeborenen, die den Sahab, den Missionar, als mabap, das heißt als Mutter — Vater, als Helfer in aller Not, ansehen. Schnell genug breitet sich das Gerücht aus: „Der Missionar, der Sahab, ist wieder auf der Station, zurück von seiner Reise durch die Dörfer.“ Und nun gibts keine Ruhe mehr am Tag.

Wenn der Missionar früh morgens um 6 Uhr die Türen seines Studierzimmers öffnet, grüßt ihn ein Chor von Stimmen: Jisu-Sahai! (Jesus ist Hilfe.) Salam! (Friede.) Namaskar! (Ich grüße dich.). Da will einer Arbeit haben, der andre sich Geld borren, dieser möchte einen Streit geschlichtet haben, jener will eine Empfehlung als Postbeamter, hier soll ein Paar verlobt werden. Wenn die Hausfrau zum Morgenkaffee ruft, ist schon ein großer Teil von Anliegen erledigt; auch die Visitation der Schullinder. In langer Reihe zu zweien und zweien sind sie angezogen. Zwei fehlen wegen Krankheit; sonst ist alles in Ordnung. Prüfend gleitet der Blick des Missionars über Hände und Gesichtchen; es soll nämlich auch in Indien manchmal vorkommen, daß die Kinder beim Waschen nicht allzu gründlich sind und ein wenig Schmutz übersehen. Einige haben noch besondere Wünsche, sie taufen Bücher, Stifte und — Seife; die soll sehr nötig sein. Dann rechts um! Vorwärts marsch! Zur Schule!

Nach dem Frühstück geht die Arbeit weiter. Da bringt einer einen Brief von seinem Katechisten. Dieser schreibt: „Der Ueberbringer hat sich dem Trunt ergeben.“ Da giltz ein ernstes Wort zu sprechen, und der Mann gelobt Besserung. Ob er von seinem Laster loskommt? Ein anderer klagt seine Not: „Die Klauenfische, die gegenwärtig überall unter dem Vieh wüthet, hat auch meine Ochsen dahingerafft; kann ich aus der Bank Geld haben?“ Da steht einer unter dem Baum mit einer schmutzigen, großen alten Wunde am Bein. Er klagt und bittet, man möge ihm doch helfen; es ist ein neuer Taufbewerber, der sich den 4 Stunden weiten Weg bis hierher geschleppt hat. Die Wunde sieht böse aus, ja gar wie Ausfaß. Sie wird tüchtig mit einer Spritze ausgespritzt und gereinigt, dann mit Arznei behandelt und ordentlich verbunden. Es hat sich unterdes ein ganzer Kreis von Leuten gebildet, die aber alle etwas vom Missionar wollen. Da hat jemand Fieber, der andere das, der dritte jenes und für jeden gibts Medizin. Eigentlich soll sie bezahlt werden; aber die Armen bekommen sie umsonst. Da auf einmal sieht der Missionar, wie Männer und Frauen und Kinder auf die Kapelle zugehen. Was, schon so spät?! Da kommen ja schon die Taufbewerber und die Konfirmanden zum Unterricht. So muß er denn alle die, deren Anliegen er noch nicht hat erledigt, besprechen und erfüllen können auf später vertreiben und rasch gehts zum Unterricht in die Kapelle. Dieser ist nicht immer erfreulich. Die guten Leute können zwar ihre Hauptstücke wie am Schnürchen herfagen. Aber — „verstehst

du auch, was du liefst?“ Da siehts oft schlecht aus. Da muß der Missionar erst gewissermaßen Fenster in ihre Geistes- und Herzen machen, damit es bei ihnen Licht werde.

Kommt der Missionar nach zwei Stunden zurück in sein Studierzimmer, so findet er auf dem Schreibtisch die Morgenpost; da gehts gleich ans Antworten, denn wenn einmal etwas anfängt, liegen zu bleiben, bleibt gar lang liegen. Da auf einmal erscheint ein Bote, der den Vielbeschäftigten zu einem Schwerkranken ruft. Einen Augenblick zuckt es im Missionar; aber er ist ja an Störungen gewöhnt; „ich komme“; und durch Mittagsglut und Sonnenbrand radelt er in das schmutzige Dorf in eine armselige Hütte, um dem Kranken Trost zu spenden.

Wie rasch die Stunden eilen; die Mittagspause ist gleich vorüber und der Nachmittag bringt wieder viel Neues; da ist eine Bibelfunde für Lehrer und Angestellte, ein andermal Konfirmandenstunde für die großen Schüler. Und dann geht's an das „Teegeschäft“. Ihr wißt ja, daß bei den Kols das Laster des Trunks eine furchtbare Rolle spielt, und wir kämpfen mit Macht dagegen. Da muß den Leuten ein anderes Getränk geboten werden und das ist der Tee, der ja in Indien so gern getrunken wird; da gehts aus und ein beim Missionar, der die Teenieiederlage hat: „Für ein paar Pfennige Tee, bitte!“ Aber noch andere kommen, die etwas Ernstes mit dem Missionar zu reden haben; und gar manchmal wird die Stube des Missionars zum Beichtkammerlein. Welche Freude, wenn nach langem eindringlichen Reden das verstaubte Herz des Besuchers gebrochen und geöffnet ist, wenn sie miteinander niederknien und beten können.

Da kommen ein paar Leute aus einem Dorf: „Wir wollen gerne eine Schule einrichten, wie müssen wir denn das machen? Woher bekommen wir einen Lehrer?“ Da giltz mit ihnen den Bau eines Schulhauses, oder sagen wir besser einer Schulhütte, und eines Lehrhauses zu besprechen und das geht langsam, bis sie das alles richtig verstanden haben. Da meldet auf einmal ein Schullnabe: „Ein Paar ist eben gekommen, das will verlobt werden; und eine Frau ist auch da mit einem kranken Kinde, das will sie getauft haben.“ Also rasch den Talar angezogen und in die Kirche gegangen. Und dann noch einen Gang durch die Station, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist; und die Ausgaben müssen noch in die Kassenbücher eingeschrieben werden und dann, ach die leidigen Klagen. Da hat der Pferd knecht das Futter des Ponny selbst aufgeessen, der Schneider, der Jaden für die Kranken nähen sollte, hat ein Stück eingesteckt; der Gärtner ist beim Früchteschmausen ertappt worden und hat die prächtige Entschuldigung: „Wir Christen sind alle Brüder, was dir gehört, gehört auch mir!“

Wie eine befreiende Stimme aus höherer Welt rufen die Klänge des Harmoniums mal für eine halbe Stunde von der angestrengten Tätigkeit. Auch ist ein gutes Buch und wichtige Zeitschriften Wohltat und Auffrischung für den Ermüdeten.

Nach dem Abendbrot klingt freudig mahnend der Gongschlag über den Stationsplatz und lädt zur Abendandacht in die Kirche ein. Von allen Seiten kommen die Christen, auch aus dem nahen Dorf und die Bewohner der Station, und sammeln sich um Gottes Wort und singen ein kräftiges Lied und befehlen sich und alle Brüder und Schwestern in Gottes Hut. Und dann wirds still auf der Station und an des Missionars Seele zieht der Tag vorüber mit seiner bunten Vielgeschäftigkeit. Was soll doch alles der Missionar! Er soll den braunen Brüdern ein verständnisvoller Ratgeber in ihren alltäglichen Schwierigkeiten, ein Helfer

und Zurechtweiser in ihrer geistigen Armut und Not, vor allem aber ein Wegweiser zum ewigen Leben sein. Er soll Bescheid wissen in der Werkstätt und beim Bau, bei Krankheiten und Unglücksfällen, in den schweren Fragen der Seele. „Und was hast du heute für Gottes Reich geleistet?“, so fragt sich ernst der Missionar. Gewiß, er sieht nicht viele Früchte und kann nicht mit der Hand hinweisen: siehe, das ist heute meiner Hände Werk. Aber er weiß, es ist heiße Arbeit in einem heißen, aufreibenden Klima und es ist gesegnete Arbeit, wenn man, sich selbst vergessend, den Mitmenschen helfen darf, hineinzuwachsen in Gottes Reich.

Das Schwerste im Leben des Missionars.

Was ist heute für eine Aufregung auf der Station! Alles rennt hin und her, ein Wagen ist gerichtet und steht zur Abfahrt bereit, und die kleine Ruth steht so erwartungsvoll aus. Freilich, sie darf ja heute ihre erste Reise antreten, auf vier Wochen zu Besuch zum lieben „Onkel“ auf die Station drüben über Berg und Fluß und Wald. So viel Neues wartet ihrer und sie hat sich so schön ausgemalt, was sie alles auf der Reise durch den Urwald erleben, auf der fremden Station sehen wird; und die Erwartung der kommenden Herrlichkeit nimmt sie so gefangen, daß sie gar nicht merkt, wie traurig die Eltern sind. Sonderbar; warum sind sie denn traurig? Das ist doch nicht schlimm, wenn einmal ein Kind auf ein paar Wochen zum lieben

Onkel geht? Ganz recht, aber es ist ja keine gewöhnliche Reise! Dieser Besuch beim Onkel ist nur eine kleine Probe. Im nächsten Monat wird der „Onkel“, der nach Deutschland zur Erholung geht, die kleine Ruth mit nach Deutschland nehmen, ganz von den Eltern weg, auf viele, viele Jahre. Und da soll Ruth nun einmal sehen, wie es bei andern Leuten ist, soll zunächst nur auf ein paar Wochen von den Eltern getrennt sein, und soll sich an Onkel und Tante gewöhnen, mit denen sie dann die große Reise über Land und Meer macht. Ruth weiß ja das alles, aber — „es sind ja nur vier Wochen, noch dazu vier schöne Wochen und dann bin ich wieder bei euch, Vater und Mutter“, und weiter denkt sie nicht. Und jauchzend winkt sie zurück und schwenkt das Tüchlein, bis der Wald die kleine Reisegesellschaft aufnimmt.

Die Eltern bleiben zurück in trüben Gedanken. Gewiß, die vier Wochen sind bald vorüber und Ruth ist wieder da; aber dann die große Trennung! Wie oft schon haben sie darüber nachgedacht: Warum müssen wir Missionare unsere Kinder hergeben? Ist denn wirklich so notwendig? Aber immer wieder ist es ihnen gewiß geworden: es geht nicht anders. Es sind doch rings so viele Heiden, und das Heidentum ist so häßlich und wirkt wie ein Gift auf das Kindesherz. Was müßte das heranwachsende Kind alles sehen an offener Heidensünde und an heidnischen Greueln; da ist die Gefahr für die Seele zu groß. Und der Geist! Das Kind muß doch etwas lernen, muß in die Schule gehen.



Noch vereint! Missionarsfamilien in Purulia.

Fr. Wenzlaff u. Luischen.
Paul u. Ruth Wenzlaff.

Wenzlaff.
Wagner u. Frau u. Berner.

Bresn.
Hartsh.
Fr. Hahn.

Ruth und Berner sind in diesem Frühjahr nach Deutschland gekommen.

Nun ist freilich auch auf der Station eine Schule, aber da lernen sie doch zu wenig, und dann ist da alles in fremder Sprache, nicht im lieben schönen Deutsch. Oder auf europäische Schulen in Indien schicken? Ja aber die sind englisch, und die Missionarinder sollen deutsche Kinder bleiben. Kann nicht der Missionar selbst seine Kinder unterrichten? Die Antwort könnt ihr lieben Vater selber geben; ihr habt ja eben gehört, wie der Missionar den ganzen Tag vollauf zu tun hat. Nein, da hilft schon nichts, die Kinder müssen nach Deutschland. Und wenn doch noch Zweifel aufsteigen wollten, der Körper der Kinder verlangt's gebieterisch. Es ist ja so heiß in Indien, eine richtige Treibhausluft. Und gerade heranwachsende deutsche Kinder würden bald krank werden und langsam dahinsiechen; auf Körper und Geist der heranwachsenden Jugend wirkt die indische Luft verderbenbringend. Also die Trennung muß sein. Angstvoll sehen die Eltern ihr entgegen; wie ein Gespenst schleicht sie unhörbar und doch so unerbittlich näherkommend heran. Aber — Ruth ist ja noch in Indien; sie ist ja nur beim Nachbar-Missionar, sie kommt ja bald wieder!

Was war das für eine Freude, als Ruth wieder kam. Wie hat sie die Eltern so stürmisch begrüßt, was hatte sie alles zu erzählen: Onkel und Tante waren so lieb, und Kinderchen hatten sie auch, und wie fein hatten sie immer gespielt; und von der großen Reise übers Meer redete sie auch, wie schön würde das werden! Sie ahnte kaum, daß dieser Gedanke den Eltern wie ein Dolchstich durchs Herz ging. Allmählich aber wurde Ruth doch kleinlaut. Immer näher rückte der Tag. Und auf einmal war er da. Onkel und Tante von der Nachbarstation kamen und die Kinder mit und Ruths Sachen waren alle gepackt, ach so viel; es sollte ja ein Abschied auf viele Jahre sein. Und dann ging's fort von der Station; die lieben braunen Gefährten reichten nochmal die Hand und die Ma, das Kinder-mädchen, streichelte ihr nochmal die Wange; von allen andern hat sie schon Abschied genommen, vom Haus und vom schönen Schulplatz und von der Kuhherde. . . Ein Glück nur, daß die Eltern die zwei Tage noch mitreisten bis zur nächsten Bahnstation. Da stand der Zug. Ein letzter Kuß. Der Zug setzte sich in Bewegung. Was half es, daß Klein Ruth die Händchen ausstreckte und ganz verzweifelt rief: Mutter, Vater, ich will bei euch bleiben! Der Zug rollte weiter und Meile auf Meile legte sich zwischen Eltern und Kind.

Ein paar Wochen später. Da stand Ruth im Hause lieber Verwandter in Deutschland. Sie waren alle so freundlich. Gewiß, sie nannten sich Onkel und Tante. Aber sie waren doch so fremd. Und das war alles so anders in Deutschland als draußen in Indien. Was Wunder, wenn das kleine Mädchen auf einmal in Tränen ausbrach: Ich will heim. Aber schließlich vergeht auch das Heimweh. Doch wenn auch die Jahre vergehen, es vergeht doch nicht ganz die Bitterkeit der Trennung.

Und draußen in Indien, da sitzen Vater und Mutter in ihrem Missionshaus. Wie ist alles so einsam! Ruth war die jüngste, die andern Kinder waren schon in Deutschland. Nun war es gar still geworden auf der Station. Die kleine Sechsjährige hatte doch tüchtig Leben gebracht. Wie wird es ihr gehen, was wird aus ihr werden? Vielleicht in 8 Jahren werden die

Eltern auch nach Deutschland kommen, zur Erholung. Dann ist Ruth ein großes Mädel. Ob sie dann die Eltern wieder erkennen wird oder ob es so geht wie bei jenem Missionar, der sein nun fast erwachsenes Kind nach 10jähriger Trennung wieder sah und auf die Frage: Kennst du mich wieder? nur einen fragenden, verlegenen, fast ängstlichen Blick empfing? Und ob sie wohl in der langen Zeit den Heiland recht lieb gekrinnen und ihm die Treue halten wird? Was für schmerzliche Fragen tauchen in den Elternherzen auf; nur gut, daß wir Christen alle diese Fragen nicht selbst zu beantworten brauchen, sondern daß wir einen treuen Gott haben, einen Vater im Himmel, der in seiner unendlichen Liebe seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns dahingegeben; der alle unsere Not kennt und trägt und der durch seinen Knecht die Verheißung gegeben hat: Alle eure Sorge werfet auf ihn, er sorgt für euch.

Seht, liebe Kinder, das ist wohl das Schwerste, was Missionare draußen in Indien durchmachen müssen: von den Kindern getrennt sein, so viele Jahre. Es ist ein Opfer, das sie dem Heiland bringen. Wenn sie den Heiden das Evangelium bringen wollen, dann muß eben der Heiland ihnen mehr sein und lieber sein als die Kinder. Aber leicht ist das nicht. Da brauchen sie stets neue Kraft und die muß Gott ihnen schenken; aber nicht wahr, ihr könnt helfen, daß Gott ihnen diese Kraft schenkt. Ihr halt es ja vorn auf der ersten Seite gelesen. Vergesst es nur nicht! Fürsich.

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Von Missionar Diller, Radshangpur.

Ein armer Bauer geriet in große Not, weil ein Dorfbesitzer ihm den Besitz seines Feldes streitig machte. Alles Bitten war vergebens. Das Feld grenzte an das des reichen Mannes, darum mußte es mit dem andern zusammengetan werden. Es blieb darum nichts übrig, als den Dorfbesitzer zu verklagen. Auf dem Gericht schwor der reiche Mann den für Heiden vorgeschriebenen Schwur und fügte noch zur Bekräftigung hinzu: wenn ihm das Feld nicht gehöre, und er einen Meineid geleistet, er noch denselben Tag sterben wolle. Der Richter sprach insolge dessen das Feld dem Dorfbesitzer zu und der arme Mann ging über den Verlust seines Feldes betrübt von dannen.

Beide hatten einen längeren Weg an der Bahnstrecke entlang bis zu ihrem Dorfe. Der Arme lief so schnell er konnte nach seinem Dorfe, während der Reiche im Bewußtsein seines Sieges gemächlich dahin schritt. Auf seinem Wege hatte er eine Eisenbahnbrücke, die über einen breiten Fluß führte, zu überschreiten. Diese Brücke ist nicht für Fußgänger berechnet, eine fußbreite Planke nur führt darüber, daneben rechts und links die gähnende Tiefe. Aber er ist schon so oft darüber geschritten. Schwindel kennt er nicht, und so geht er auch diesmal darüber. Da kommt von hinten eine Lokomotive herangefahren. Der Mann hört sie nicht und geht ruhig weiter. Mit einem Male wird er erfasst und zugleich zermalmt, so daß die einzelnen Stücke von ihm in die Tiefe fallen. Wie schnell oft gehen Gottes Gerichte an den Menschen in Erfüllung! Die Söhne, erschüttert von dieser göttlichen Entscheidung, haben dann sogleich das Feld dem armen Mann zurückgegeben.

Der Kinderzweck erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Fürsich, Steglitz, Lindenstraße 5, 1.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Stieffens), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18



**Was ihr bitten werdet in meinem Namen,
das will ich tun.** Joh. 14, 13.

Es war einmal ein lieber Lehrer. Der wollte den Kindern beibringen, was Glaube ist. Vieles hatte er schon gesagt, aber verstanden hatten sie es nicht. Da zog er auf einmal seine goldne Uhr aus der Tasche, zeigte sie den Kindern und sagte: Wer nun hergeht und nimmt die Uhr, dem gehört sie. Da kicherten die Kinder und einer guckte den andern an, es war ihnen zu sonderbar. Aber Fritzchen denkt: unser Lehrer lügt doch nicht, geht hin, nimmt die Uhr und steckt sie ein. Und der Lehrer sagte: „Seht Kinder, der hat geglaubt, nun gehört ihm die Uhr. Warum habt ihr nicht geglaubt?“ Da machten sie alle lange Gesichter: Die Uhr hätte ich mir auch holen können. Aber nun ist's zu spät.

Da kommt der Herr Jesus zu uns und sagt: Ihr braucht blos zu sagen, was ihr wollt; was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun. Kinder, hier ist mehr als jener liebe Lehrer bot; Jesus bietet noch mehr als eine goldne Uhr. Wollt ihr nochmal so töricht sein und euch die Herrlichkeit entgehen lassen? Nein, zugegriffen! Tut es nur einmal, bittet Gott in Jesu Namen und es geschieht, was ihr bittet. Freilich, nicht alles! Törichte Gebete erhört Gott nicht. Es muß was gutes sein. Soll ich euch etwas sagen, was Gott gerne als Bitte hört? Wenn ihr für die Ausbreitung des Evangeliums in der ganzen Welt betet. Das scheint euch vielleicht ein bisschen viel auf einmal zu sein. Nun, so denkt einmal an die Heiden draußen. Doch wartet, davon will ich später mit euch reden. Nun, so denkt an die braunen und gelben und schwarzen und roten Christen, die früher Heiden waren. Die haben es nicht so leicht, wie wir manchmal denken. Es ist immer ein herrlicher Sieg, wenn ein Heide seinen Götzendienst aufgibt oder die Geisterfurcht fahren

läßt und ganz dem Herrn Jesus nachfolgen will. Aber der Krieg ist damit noch nicht aus. Jetzt geht das kämpfen erst recht an. Da sind die Verwandten, vielleicht der Vater: „Aber, mein Kind, willst du klüger sein als deine Eltern? Dein Vater dient den Götzen und du willst nicht mehr damit zufrieden sein?“ oder: „Was, eine solche Schande bringst du über deine Familie, daß du den Glauben deiner Väter aufgibst?“ Und dann gibts Drohungen und die Drohungen werden ausgeführt. Nicht nur Schläge, nein, Haß und Verstoßung. Da muß es der junge Heidenchrist an sich selber erfahren: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert.“ Aber auch die heidnische Umgebung macht ihm viel zu schaffen. Die Nachbarn leben noch in den Sünden des Heidentums, die er früher selbst als etwas ganz Selbstverständliches mitgemacht hat. Und nun reizen und loden sie ihn, doch wieder einmal in ihrer Weise mit ihnen fröhlich zu sein. Das ist eine schwere Versuchung. Oder es kommt eine Krankheit, und die heidnischen Nachbarn mahnen: „Siehst du, dein neuer Gott hilft dir nicht; die bösen Geister sind erzürnt, weil du ihnen nicht mehr opferst. Tue es doch, und die Krankheit wird weichen.“ So umgibt Versuchung den jungen Heidenchristen von allen Seiten. Wollt ihr ihm nicht helfen in seinen Kampfesnöten? Kommt, ich will euch ein Gebetchen lehren, ihr müßt mir aber auch versprechen, daß ihr es wirklich betet! Also merkt auf: Lieber Gott, gib den Heidenchristen Kraft, daß sie dir treu bleiben und selig werden. Amen!

Bei den Christen.

Nach Aufzeichnungen von Missionar G. Lange in Karimatti, z. B. in Berlin.

Einen reichen Segen hat unser Gott auf die Arbeit der Gossner'schen Mission unter den Kols gelegt. Alle Jahre wächst die Gemeinde um Tausende und es hat



Missionar Lange unter seinen Christen.

Jahre gegeben, in denen man über den großen Zuzug von Heiden fast hätte erschrecken können. So sind unsere Missionsstationen Mittelpunkte zahlreicher und weit zerstreuter Dorfgemeinden. Zu meiner Gemeinde Kari-matti gehören fast 4000 Christen, die in 98 Dörfern wohnen. Die kann ich natürlich nicht alle selbst bedienen, zumal ich rings im Land 13 Kirchen und Kapellen habe. Da brauche ich Helfer, das sind die Katechisten und Lehrer, von denen ich je 16, zusammen also 32 habe. Die Katechisten haben immer einige Dörfer zu versorgen. Sie wohnen im Kapellendorf, und das dazu gehörige Gebiet heißt Katechistenschaft. Am Sonntag halten sie den Gottesdienst, am Werktag Morgen- und Abendandachten, unterrichten die Heiden, die Christen werden wollen, die Taufbewerber, und die Christen, die gerne ihren Taufbund bestätigen wollen, die Konfirmanten. Die Lehrer halten ihre Schule, die in der Regel freilich recht einfach ist. Jeden Monat kommen die Helfer alle auf der Station zusammen und berichten, was in der Gemeinde vorgefallen ist und besprechen alles mit mir. Aber das genügt natürlich nicht. Wir Missionare müssen uns selbst draußen in den Katechistenschaften umsehen und die Christen in den Dörfern besuchen. Und wie es da bei den Christen zugeht, will ich nun erzählen.

Nach einer tüchtigen Reise komme ich mit meinen Trägern, dem kleinen Koch und dem Pferdefreucht am Vormittag im Kapellendorf an. Die

Träger werfen die Lasten ab und machen sich bequem und rüsten ihr Mittagessen. Auch der Kochjunge geht gleich an die Vorbereitung: Drei Steine oder auch harte Erdschollen sucht er zusammen, und der Herd ist fertig. Unterdessen ist schon im Dorf bekannt geworden: Der Sahab ist da! Und da kommt auch schon der Katechist gelaufen und streckt fröhlich die Hand entgegen mit dem treuerzigen Christengruß: „Jisu Sahai“. Auch seine Frau ist gleich da; hier ist die Begrüßung nicht so einfach. Sie hat eine Lota, ein Gefäß mit Wasser mitgebracht, ich muß die Hände hinstrecken, sie gießt das Wasser darüber und reibt meine Hände. Das ist die rechte Art einer ehrerbietigen und hochachtungsvollen Begrüßung bei den Kols. Da kommen nun immer mehr Männer und Frauen und begrüßen mich. Wenn so sechs oder acht oder noch mehr Christenfrauen mich „begrüßt“ haben, so weiß ich gewiß, daß meine Hände vom Staub der Landstraße gereinigt sind. Nun muß man sich nach dem Befinden erkundigen. Das ist bei uns in Deutschland recht einfach: „Na, wie gehts?“ „Danke, gut.“ Bei unseren Kols ist das viel umständlicher, da muß man nach allem extra fragen: „Wie seid ihr? Habt ihr Kopfschmerzen oder Leibweh oder drückt euch auf der Brust oder schmerzt es am Bein?“ „Wir haben nichts von diesen Schmerzen; und du Sahab? Hast du . . .“ und nun kommt alles noch einmal. Hat sich die laute Freude des Wiedersehens



Missionar Langes Reisebegleitung.

gelegt, so gehts an die Arbeit. Da ist zuerst die Dorfschule zu prüfen. Man muß sie lieb haben, die schokoladenbraunen Jungens und Mädels, wie sie so artig und eifrig auf Matten auf dem Boden der armseligen Dorfschule sitzen und ihre Antworten geben. Wenn es recht gut gegangen ist, gibts zur Belohnung einen tüchtigen Topf Tee. Lassen und Untersätze und Böffel sind nicht nötig; wenn nur tüchtig — Salz im Tee ist. Mit kleinen, aus einem Blatt zusammengesteckten Schlüsselchen schöpfen sie das köstliche Getränk und haben den Topf bald leer.

Unterdes haben sich Erwachsene eingefunden, die auch geprüft sein wollen; das sind die Taufbewerber, die der Katechist auf die Taufe vorbereitet hat. Es ist nicht so leicht, die Entscheidung zu treffen, ob ein Heide reif ist für die Taufe, denn wir können nicht ins Herz sehen; so müssen wir eben versuchen zu sehen, ob es ihnen wirklich Ernst ist mit dem Wunsch und Gelöbniß, von jetzt ab ganz des Heilands Eigentum zu sein. Selbstverständlich muß der Taufbewerber in Bibel und Gesangbuch, in Katechismus und biblischer Geschichte Bescheid wissen. Auch Konfirmandenprüfung findet statt und bei all dem Prüfen ist die Zeit des Gottesdienstes immer näher gekommen.

Doch der Gottesdienst dauert lange. Da muß vorher noch gegessen werden. Beim Essen sehe ich, wie von den Dörfern die Christen sich eingefunden und unter schattigen Bäumen, in den Häusern der Christen oder auch schon in der Kapelle sich niedergelassen haben. Nun tönt der Klang der Gong, der Metallscheiben, mächtig durchs Dorf; das ist das Glodengeläute, und alles strömt in die schlichte einfache Lehmkapelle, die oft nur mit Gras gedeckt ist. Sie füllt sich bis auf den letzten Platz, ja es kommt vor, daß der Raum nicht ausreicht, sodaß manche noch vor der Tür sitzen. Recht feierlich sieht der Altar aus, mit seiner großen weißen Decke mit dem großen roten Kreuz vorne und einer roten Einfassung ringsum. Man sieht gar nicht, daß unter der Decke ein recht einfacher Brettertisch verborgen ist. Auf dem Altar steht Abendmahls- und Taufgerät, liegt die Bibel und die Agende. Der Gottesdienst ist gerade wie bei uns in Deutschland, nur daß alles in der Sprache der Kolis geschieht und die Predigt recht einfach und schlicht ist. An den Gottesdienst schließt sich Taufe und Abendmahl und Verlobung und Hochzeit an; es kommt ja bei einer so weitverstreuten Gemeinde der Missionar selten, bisweilen nur einmal im Jahre ins einzelne Dorf; da häuft sich viel an. Endlich ist der Gottesdienst aus. Aber die Arbeit noch nicht. Nun setzt sich der Missionar vor die Kapelle, und da haben die Christen noch viele Anliegen; der will Arznei haben, dieser einen Rat in einer Feldstreitigkeit, jener möchte gerne ein Buch kaufen und der vierte will getröstet sein und wieder einer muß noch etwas erzählen. Es ist spät am Nachmittage geworden. Nun findet noch Gemeindeversammlung statt. Es gibt so viel zu besprechen. Die Christen sind ja vielfach noch jung im Christenstand und manch Heidnisches wohnt noch in ihrem Herzen, und zudem wohnen sie vielfach noch in heidnischer Umgebung, da gibts vielerlei Versuchung, oft auch Quälereien von Heiden. Da ist es sehr nötig, daß sie in traulichem Zwiegespräch sich aussprechen und ermahnt und befestigt werden.

Der Abend ist gekommen; die Christen aus den Dörfern wandern heim; nun habe ich ein wenig Ruhe; der Koch bringt das Abendbrot. Aber noch ist der Tag nicht zu Ende. Die Metallscheibe tönt, und die

Christen vom Dorfe sammeln sich nochmal in der Kapelle zur Abendandacht. Und dann wirds still im Dorfe. In der Kapelle, oder, wenn eine solche nicht vorhanden ist, im mitgebrachten Zelt schlage ich mein Nachtlager auf; die eiserne Bettstelle haben ja die Träger mitgebracht.

Der andere Tag ist mit Besuchen ausgefüllt; im Kapellendorf zuerst, dann in den Dörfern der Katechisten-schaft gehe ich in jedes Christenhaus, halte mit den Familien kurze Andachten, frage nach Freud und Leid, tröste und mahne. Mit großer Freude denke ich an diese Stunden der Gemeinschaft zurück; sie sind von größtem Wert für den Missionar, der so recht mit seinen Gemeindegliedern bekannt wird, und für die Christen, die innerlich gestärkt werden. Denn wahrlich, leicht haben es die Christen nicht immer, da ist ihnen trostreicher Zuspruch eine köstliche Gabe.

Sind die Dörfer der Katechisten-schaft alle besucht, so giltts Abschied nehmen und die Reise wird fortgesetzt bis zur nächsten Katechisten-schaft; das sind anstrengende, aber segensreiche Wochen.

Christenverfolgung in Jaspur.

Von Missionar Eckert in Chainpur, jetzt zur Erholung in Quedlinburg.

Es war im Jahr 1906. Da hielt das Evangelium seinen Einzug im Königreich Jaspur. Das ist ein kleines Land an der Westgrenze von Tschota Nagpur. Der König hat es nicht gerne gesehen, daß gleich Tausende seiner Untertanen sich der christlichen Gemeinde anschlossen, und am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sie wieder ins Heidentum zurückgekehrt wären. Das merkten die Beamten und die Vornehmen des Landes sehr wohl und fingen an, die Christen schmähtlich zu quälen. Die Abgaben, die sie zahlen mußten, wurden erhöht, die Tage, die sie für den König und ihre Herren arbeiten mußten, nahmen bedeutend zu. Von dem Land, das sie mit Mühe und Plage dem Urwald abgerungen hatten, wurde ihnen die Hälfte des Ertrages abgenommen. Und so gehts nun bis heute zu. Das wäre ja alles zu ertragen, wenn nur die Schläge und die Grausamkeiten nicht wären, die noch dazukommen. Da will ich euch nun erzählen, wie es im Sommer 1911 in dem Dörfchen Hari zuging.

Es war im Anfang der Regenzeit, Ende Juni. Wir hatten gewaltige Regengüsse, und die vielen kleinen Bergflüsse wurden im Augenblick so voll, daß an ein Uberschreiten nicht zu denken war. Der Helfer, der Lehrer, von Hari war gerade in dieser Zeit hier auf der Station zur monatlichen Konferenz. Der konnte auch nicht mehr heim wegen der gewaltigen Wassermassen in den Flüssen. Solch heftigen Regen haben wir seit Jahren nicht mehr gehabt. Nicht nur Menschen, die noch schnell über den Fluß wollten, sind von dem reißenden Strom mit fortgerissen worden und ertrunken, sondern auch Pferde und Ochsen und Kühe haben ihr Ende im Wasser gefunden. Ja sogar wilde Tiere konnten sich nicht retten. Ein Leopard, eine Gähne und ein Bär, sowie mehrere Hirsche wurden im Fluß treibend gesehen.

Gerade diese Zeit hatte sich ein Beamter des Königs herausgefunden, die Christen zur Rückkehr ins Heidentum zu zwingen. Er wußte wohl, daß die noch junge Christengemeinde gerade ohne Lehrer war und daß weder Lehrer noch Missionar zu Hilfe kommen konnten. So rief er die Christen zusammen und drohte: „Wenn

Ihr das Christentum nicht wieder aufgebt und Heiden werdet, so sollt ihr sehen, was ich tun werde. Zuerst nehme ich euer Feld weg und gebe es dem, der da Heide ist oder der das Christentum verleugnet. Ihr könnt ja dann zu eurem Missionar nach Chainpur gehen, vielleicht schenkt euch der ein Feld." Als die Christen nun nicht freiwillig ins Heidentum zurückkehren wollten, wurden sie geschlagen und gehindert, auf ihr Feld zur Arbeit, zum Bestellen zu gehen. „Erst müßt ihr am heidnischen Opfer teilnehmen und so wieder Heiden werden; vorher darf keiner seinen Acker bestellen.“ Nun wurde vom Beamten das Opfer vorbereitet. Natürlich wurde das Geld für den Bod und all das andere, was zum Opfer nötig ist, von den Christen erpreßt. Nur bekam das Geld nicht der Christ, dem der Bod „abgekauft“ wurde. Der Bod wurde ihm einfach genommen und das Geld behielt der Beamte. So sind nun einmal die Heiden! Nun wurde das Opfer gehalten und die Christen sollten von dem Opferblut trinken und damit ihrem Christentum abschwören. Sie sträubten sich mit aller Macht. Da wurde den ersten mit Gewalt der Mund geöffnet und ein paar Tropfen Opferblut eingegossen; aber das haben sie, wie sie nachher dem Helfer erzählten, gar nicht einmal hintergeschluckt. Bei den andern wurde dann gar nicht mehr der Versuch gemacht. Aber an der Opfermahlzeit haben die Christen teilgenommen und haben so wieder Gemeinschaft mit den Heiden gehalten. Sie fürchteten schließlich doch den Stock mehr als den Herrn Jesus. Die Heiden machten nun mit dieser Rückkehr zu ihnen gleich tüchtig Ernst und zerschlugen den Christen alle Kochtöpfe. Denn in den Augen der Heiden sind die Christen unrein, also auch ihre Kochtöpfe unrein. Wenn nun die Christen wieder „reine“ Heiden sind, dürfen sie nicht mehr aus den „unreinen“ Gefäßen essen. Das war nun wieder ein schwerer Verlust für die Christen, denn sie mußten nun lauter neues Geschirr kaufen und zwar furchtbar teuer. Kaufsäben mit festen Preisen gibts in Hari nicht; Töpfe mußten die Christen aber haben; da waren sie nun ganz abhängig von den heidnischen Töpfern und diese verlangten unverschämte Preise. Was sollten die Christen machen? Sie mußten es eben bezahlen!

Als die Regenstuten vorüber waren und der Helfer nach Hari zurückgekehrt war, meldete er mir das alles. Ich war recht traurig darüber, besonders daß sie nicht fest geblieben waren. Aber der Helfer versicherte mir, daß sie gewiß nicht Heiden sein, sondern Christen bleiben wollten. Und wirklich, sie haben nicht die Geisterbündel und Hüts der Heiden in ihre Häuser aufgenommen und haben Buße getan und kommen wieder zur Kirche. Und besonders habe ich mich über einige Knaben aus Hari gefreut, die bei uns in Chainpur in der Schule sind. Als die hörten, daß ihre Eltern schwach geworden waren, wurden sie sehr traurig und sagten: „Wie werden wir wieder Heiden. Das Wort Gottes, das wir hier hören, ist uns lieb. Wenn wir in den Ferien zu ihnen gehen, wollen wir mit ihnen darüber sprechen.“

Du siehst, lieber Leser, leicht haben es die Christen unter den Heiden nicht. Da ist dir's wohl klar, daß die Christen unsere Fürbitte sehr nötig haben. Schenke Gott ihnen Kraft, daß Gottes Reich in seiner Herrlichkeit auch an den Christen offenbar werde.

In der Aufsehung bewährt.

Von Missionar G. Eckert in Chainpur.

Mein Weg führte mich mitten in jenen Wald hinein, in dem nicht nur Bären ihren Aufenthalt haben, sondern auch vor einigen Tagen der Tiger ein paar Büffel gepackt hatte. Ja, es ist die Wildnis, von der aus der Tiger im vergangenen September mehrere Raubzüge unternommen und verschiedene Menschen umgebracht hat.

In diesem Walde suchte ich nun meine zerstreut wohnenden Christen auf. In dem Dorfe Bokratoli haben wir nur eine Familie, alle anderen Bewohner sind noch Heiden. Als ich in die Nähe des Dorfes kam, hörte ich schon das wüste Lärmen und Schreien der Heiden. Im Dorfe selbst sah es aber furchtbar aus! Männer bis zum Umfallen betrunken glogten mich an! Frauen ohne Scham fangen und wälzen sich auf der Dorfstraße im Schmutze, und — die Kinder waren auch betrunken. Was war denn eigentlich in diesem Dorfe los? Es war das „Karam“-Fest. Wie bekannt, werden alle Feste der heidnischen Volks in ähnlicher Weise gefeiert.

Doch ließ ich mich durch alles dies nicht aufhalten, sondern ging sofort nach dem Hause unseres Christen. Ich dachte ja auch erst: „Wird der junge Mann auch wohl diesen Versuchungen widerstanden haben?“ Als ich auf den Hof kam, eilte er freudestrahlend auf mich zu und reichte mir die Hand mit dem Gruße Jisu Sahai! (Jesus der Helfer!) Ich fragte ihn, wie er sich hier in dieser teuflischen Finsternis fühle. „Ach“, sagte er, „nur noch heute den Tag durch, und die Nacht vorüber, dann ist es ja mit dem Sausen der Geisterdiener vorbei! Schon gestern und in der vergangenen Nacht haben sie weiter nichts getan als getrunken!“ — „Nun sage mir doch mal, hast du nicht früher, als du Heide warst, mit diesen Trunkenbolden mitgefeiert?“ — „Freilich, Sahai, damals habe ich es auch so getan, wie diese — doch nun bin ich ja Christ, und freue mich, daß ich aus diesen Banden des Teufels befreit bin!“

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder so fleißig gesammelt haben. Es gingen ein:

Briefmarken: 2700 von Gertrud Lieh-Eibben, Kr. Dramburg.
Staniol: $\frac{1}{2}$ Pfund von Otto Werner, K. G. d. Paul Gerhardt, K. Schöneberg, 1 Paket K. G. d. Paul Gerhardt K. Schöneberg.
Geldgaben: Kinders-Gottesdienst Paul Gerhardt-Schöneberg 3.50. Gertrud Jäger-Schiltach aus der Spartasse 2 M. Ditzgabe. Kinder-Gottesdienst Friedenau d. Hr. Graustein 9.55. K. G. d. Friedenauer Missionsbüchse 7.06. Durch Pastor Kleine-Friedenau Konfirmandensammelbüchse 9.36. Einzelsammelbüchsen der Konfirmandinnen: K. Madule 6.56, J. Diezgang 6.55, G. Stoebsandt 6.47, D. Ludwig 4.23, D. Dils 1.62, M. Manger 4.53, G. Heimer 2.70, S. u. W. Schwarz 8.16, G. Feinze 1.52, R. Henningien 3.45, G. Schimmelpfeng 2.10, S. Schallst 0.79, G. Geich 1.50, Summa 58.53. Büschower Konfirmandinnen Michaelis 1912 und Oern 1913 d. Helene Riemann 21 M. Kinder in Sela d. Pfr. Seeger 3.10. Konfirmandengabe Baronowen d. Pfr. Koch 5 M. Kleinkinder-Gulmobrie Wunsiedel d. Schw. Gretchen M. 1.60. Kindergabe Ripper d. P. Rahe 18.63. Konfirmandengabe Ludwigswinkel d. Pfr. Weber 3 M. Konfirmandeneinlegungsopfer Gventin d. P. Schlitzgerber 6 M. Kindermissionsverein Debrinau d. Innere Mission Stuttgart 25 M. Durch Missionar G. Vape: Von Hauptlehrer Haag-Meste 4 M. P. Rogosinski-Zippnow 8.05. Lehrer Heil-Wantisch 3.42. Lydia Löwe-Wichterle 7.50. Lehrer Bäwert-Benzlow 4 M. Pfr. Kindfleisch-Hindenburg 4.30. Kantor Weß-Neißch 18.64. Summa 49.01. Konfirmanden-Rallwischen d. P. Sobeth 5.03. Von der Ofteriontagsschulfeier der Luth. Johanniskirche Ratrona Pa d. G. Böhmman 8 Dollar = 32 M. Schulkinder-Höringen 5 M. Kinderbewahranstalt Wiesenmühle 6. Wunsiedel 7 M. Von den Kindern in Werben d. Sup. Jopp 5.40.

Es grüßt Euch herzlich Euer

Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



**Fürchte dich nicht,
denn du sollst nicht zu Schanden werden.**

Jes. 54, 4.

Ein junger Gutsinspektor schwang sich eines Morgens aufs Pferd, um über die Felder zu reiten und nach dem Rechten zu sehen; die Zeit der Ernte war da und eine große Schar von Arbeitern war über das weite Gutland zerstreut. Da kommt der Gutsinspektor an einer Kirche vorbei und Gefang tönt an sein Ohr. Die Arbeit drängte freilich, aber der Gottesdienst zu ungewohnter Zeit? Da mußte er doch nachsehen. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ein. Missionsgottesdienst war gerade und ein Missionar redete so ernst von der Not der Heiden und der großen Christenpflicht, den Heiden zu helfen. Das ging dem jungen Reiter durchs Herz und mit einem Male war es ihm klar geworden: Du mußt zu den Heiden gehen. Mit heiligem Ernst verließ er das Gotteshaus, glücklich und fröhlich über den herrlichen Entschluß, den er gefaßt.

Aber siehe da, er konnte seinen Entschluß nicht ausführen, allerlei hinderte ihn, hinauszuziehen unter die Heiden. Aber ein Missionar, ein Sendbote Gottes ist er doch geworden und Ströme des Segens sind von ihm ausgegangen. Wißt ihr, wem das war? Der liebe Pastor von Bodelschwingh. Ihr wißt ja, was der alles getan hat: Wie er dort in Bethel bei Belesfeld die großen Anstalten für Epileptische und ähnliche Kranke gebaut hat, wie er sich der „armen Handwerksburschen“ angenommen und für sie Arbeiterkolonien errichtet hat, wie er der Heiden zeit lebens gedacht hat und ist an die Spitze der Deutsch-Ost-Afrikanischen Missionsgesellschaft getreten. Er hat nicht als Missionar hinauszuziehen können und ist doch ein großer Missionar gewesen.

Seht, liebe Leser, das habe ich euch erzählt, damit ihr nicht unglücklich seid, wenn ihr nicht als Mis-

sionare unter die Heiden gehen könnt. Viele, die gerne den Heiden helfen wollen, werden nicht berufen, oder erhalten nicht die Erlaubnis, oder sind zu schwach, kurz, sie müssen zu Hause bleiben. Ist denn damit alles aus? O nein! Fürchte dich nicht, denn du sollst nicht zu Schanden werden! Gott kann dich auch daheim gebrauchen. Freilich, ob du denn auch gleich ein so bekannter und sichtbar reichgeegneter Arbeiter im Reiche Gottes werden mußt wie Vater Bodelschwingh? Das ist gar nicht nötig. Ich kenne einen lieben schlichten Handwerker, der wäre als Jüngling auch gerne unter die Heiden gegangen, aber es wurde nichts daraus und nun ist er ein alter Mann; berühmt ist er nicht. Aber sein Gott kennt ihn genau und weiß, daß er ein eifriger Missionar ist, d. h. ein treuer Verkündiger der göttlichen Gnade unter seinen Dorfgemeinden und ein warmer Freund der Heiden, der schon manchem Heiden durch Gebet und Gaben den Weg zum Himmelreich ebnet hat. Das also können wir alle; du auch, mein lieber Leser. Auch wenn wir daheim bleiben, kann Gott uns doch als Mithelfer, als Missionare brauchen, darum fürchte dich nicht, denn du sollst nicht zu Schanden werden.

Wie ein Heidendorf sich der christlichen Gemeinde anschließt.

Von Missionar A. Jeschke, z. Bt. in Rummelsburg.

Wenn wir Weihnachten feiern, dann ist der Kolobauer mit der Ernte, dem Dreschen und dem Reinigen des Reises fertig. Ist die Ernte gut gewesen, so folgen nun ein paar Monate eines sorglosen Faulenzerslebens. Feste werden gefeiert, Hochzeiten gehalten, Besuche gemacht, oft weit fort zu Freunden und Verwandten.

Da macht sich auch ein heidnischer Kolobauer auf den Weg, Onkel und Tante im weit entfernten Dorf zu be-

fuchen. Gleich bei seiner Ankunft merkt er, daß seit seinem letzten Hiersein vor ein paar Jahren eine große Veränderung stattgefunden hat: Die Leute und auch die Familie des Onkels waren Christen geworden. Wie erschrak da der junge Mann! Da hatten sie also die Stammesgemeinschaft gebrochen! In scharfen Worten hält er den Verwandten ihr Unrecht vor, schroff weist er die Tante zurück, die nach Landessitte ihm zur Begrüßung Hände und Füße waschen will, er verschmäht die Pfeife, die der Hausherr ihm zum Willkommen darreicht. Mit keinem Wort fragt er nach dem Befinden der Verwandten und weit weist er die freundliche Einladung zurück, auf der Veranda sich bequem zu machen. Voll Schmerz über die Schande, die der Onkel über die Familie gebracht hat, voll Zorn geht er weg. Für ein paar Pfennige kauft er sich Reis, besorgt sich von einem Heiden einen Kochtopf und unter einem Baum schlägt er sein Lager auf. Wohl kommt der Onkel, redet ihn freundlich an, fragt nach dem Ergehen der Seinigen, will erzählen, wie er und das Dorf christlich wurden. Er aber beachtet ihn gar nicht, so daß der Onkel sich schließlich mit Seufzen zurückzieht. Wie nun der Heide in Gedanken versunken unter dem Baume am Feuerchen sitzt, da hört er plötzlich den Klang einer Metallscheibe, einer sogenannten Gong im Dorf. Da muß er doch hingehen und sehen, was das zu bedeuten hat. Vielleicht wird es doch noch einen Tanz oder sonst eine Belustigung im Dorfe geben, denkt er, wie er es früher so oft gesehen und mitgemacht hatte. Wie staunt er aber, als er einen Mann vor einem fauberen Häuschen stehen sieht, der die Gong schlägt. Aus allen Häusern kommen Männer und Frauen, auch Kinder und versammeln sich in diesem Hause. Auch seinen Onkel und die Tante sieht er kommen. Gespannt ist er doch, was die Leute vorhaben. Er bleibt deshalb in der Nähe stehen, um zu beobachten. Da hört er, daß sie zuerst ein Lied singen, dann wird aus einem Buche vorgelesen, das Gelesene erklärt und dann gebetet. Nach einer Stunde etwa gehen sie wieder auseinander. Aus diesem und jenem Hause hört er noch ein Lied singen, dann wird alles still. Er wälzt sich auf seinem harten Lager unter dem Baume noch lange hin und her. Endlich ist er eingeschlafen. Aber es ist ein Schlaf voll unruhiger Träume von bösen Geistern, von Gongschlägen und Christengefang. Am andern Morgen wollte er gleich in die Heimat zurückkehren, aber die Neugierde trieb ihn, noch zu bleiben, noch mehr über das so veränderte Wesen der Leute zu erfahren. Als er annehmen konnte, daß die meisten Männer in den Wald oder aufs Feld gegangen waren, geht er wieder ins Dorf zu dem Häuschen, welches er gestern gesehen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen nimmt er wahr, daß sich eine Anzahl Kinder in dem Hause befinden, die Tafeln und Bücher vor sich haben und eifrig lernen. Der Mann von gestern, es ist der Lehrer, sitzt dabei und leitet die Kinder an. Bald hat der Lehrer den Heiden entdeckt und läßt ihn freundlich ein, näher zu treten. Unter den Schülern steht er auch seinen Better, welcher einer der begabtesten Schüler ist und schon ganz flott schreiben, lesen und rechnen kann. Unser Heide denkt dabei an seine Kinder, die so dumm wie die Büffel aufwachsen. Der Lehrer erzählt ihm nun auch ausführlich, warum er in dies Dorf gekommen, wie die Dorfleute Christen geworden, schildert den Nutzen, den das Christentum für Leib und Seele bringt. Er vergißt natürlich auch nicht von dem Herrn Jesus selbst zu erzählen. Der junge Kol schlendert nun durchs

Dorf. Sonderbar, kein Betrunkener begegnet ihm, wie er sie früher so oft hier gesehen. Das gänzlich veränderte Wesen der Leute ist ihm zu auffällig, und dabei muß er sich gestehen, daß sie sich alle zu ihrem Vorteil verändert haben. Auch scheint sich der Wohlstand der Leute bedeutend gehoben zu haben. Und von Furcht vor bösen Geistern ist nichts wahrzunehmen. Da sieht er auf dem Hofe einen kranken Christen liegen. Halt, denkt er, schon rächen sich die bösen Geister (Nach dem Glauben der Heiden wird jede Krankheit und jedes Unglück irgendwie von den bösen Geistern gebracht.). Da denkt er in seinem Herzen, ich will doch einmal sehen, was die Christen nun machen werden. Und was geschieht? Nachdem die übliche Abendandacht vorüber ist, geht der Lehrer in Begleitung anderer Christen in das Haus des Kranken. Sie gebrauchen keinen Zauber, bringen dem Teufel kein Opfer dar, sondern sie beten im Namen Jesu ernstlich für den Kranken. Sodann wachen sie abwechselnd des Nachts am Krankenlager und beten wiederholt. Unser Heide bleibt eine Zeit lang vor dem Hause sitzen und sieht dem Treiben zu. Das ist ihm klar, der Mann ist sehr krank, da hilft nur ein Opfer. Am nächsten Morgen sieht er aber zu seinem Erstaunen, daß der Mann ohne Opfer bereits gesund ist; das Gebet der Christen hat die Kraft der Krankheit gebrochen. Da trifft er seinen Onkel, der ihm bittet, jetzt doch zu ihm zu kommen. Wohl nimmt er schließlich etwas ungekochten Reis von seiner Tante an, aber den von ihr gekochten Reis zu essen, dazu kann er sich nicht entschließen. Denn ein Heide darf den von einem Christen gekochten Reis nicht essen. Würde er es tun, würde er damit seine Kaste brechen und aus der Gemeinschaft seiner heidnischen Stammesgenossen ausgeschlossen werden. Den nächsten Morgen endlich verläßt er das Dorf. Aber auf dem Heimwege kommen seine Gedanken nicht los von den Christen, den christlich gewordenen Verwandten, von der Gong, die morgens und abends geschlagen wird, von den Versammlungen, der Schule, dem Lehrer und dessen Worte, von dem durch Gebet gesund gewordenen Christen und von dem gänzlich veränderten Wesen der Dorfleute. Er sagt sich nun selbst, daß die Christen viel besser sind als seine heidnischen Dorfleute. Wie er so darüber nachsinnt, kommt eine Sehnsucht in sein Herz, auch so zu werden, wie jene geworden sind. Er geht gleich einen Schritt weiter und denkt darüber nach, wie er es anstellen soll, daß er und seine Dorfleute auch Christen werden.

In seinem Dorfe angekommen erzählt er seinen Dorfgenossen alles, was er erlebt hat und wirft die Frage auf: „Wie wäre es, wenn auch wir Christen würden?“ Da er ein einflußreicher Mann ist und sein Wort in den Versammlungen schon immer viel gegolten hat, so wird diese Frage eingehend erwogen. Bald erklären sich einige bereit, Christen zu werden, wenigstens einen Versuch zu machen. Von dem Lehrer in jenem Dorfe hat er erfahren, wie man es ungefähr machen muß. Nachdem die Angelegenheit noch einige Tage wiederholt besprochen worden ist, machen sich eines Tages eine Anzahl Heiden auf den Weg zur entfernt liegenden Missionsstation, um den Missionar zu sehen und, wenn möglich, ihn auch zu sprechen. Dort angekommen, haben sie nun reichlich Gelegenheit, das Leben und Treiben der Christen kennen zu lernen. Am nächsten Tage sehen sie auch den weißen Missionar. Sie stehen auf und grüßen ihn, haben aber nicht den Mut, ihn anzureden. Da fragt der Missionar sie ganz

freundlich in ihrer Sprache: „Nun lieben Leute, wo seid ihr hergekommen? Wollt ihr mich besuchen? Oder was ist euer Begehrt? Sie sind natürlich erstaunt über die Freundlichkeit des Missionars und sagen: „Wir möchten Sie und Ihr Haus einmal sehen, darum sind wir gekommen.“ Der Missionar gibt ihnen nun auch Gelegenheit, setzt sich ein wenig zu ihnen hin, damit sie ihn ganz genau ansehen können, führt sie dann zu seinem Hause, zeigt ihnen die Kirche und Schule und erzählt ihnen dabei auch vom Herrn Jesus. Der Eindruck, den sie vom Missionar haben, ist ein guter, und befreudigt lehren sie wieder in ihr Dorf zurück. Dem Missionar aber zu sagen, daß sie Christen werden wollten, dazu hatten sie diesmal noch keinen Mut gehabt. Nach einigen Tagen kommen sie wieder und wollen die

Liebe des Missionars, auf ihre Art, weiter prüfen. Der Missionar kennt sie nun ja schon und sie erblickend sagt er: „Da seid ihr ja schon wieder; nun erzählt mir einmal lieben Leute, was ihr eigentlich auf dem Herzen habt.“ Da tritt einer vor und sagt: „Herr Missionar, ich bin in Not, borgen Sie mir doch zwei Mark.“ Der Missionar antwortet: „Lieber Freund, gleich zwei Mark möchtest Du haben? Das ist doch etwas viel. Du hast wohl heute noch nichts gegessen. Ich werde euch etwas Reis geben zum Kochen und ein wenig Salz dazu. Da könnt ihr euch hier gleich etwas zu essen kochen.“ O, denken die Leute, der Missionar hat viel Liebe und behandelt uns wie seine Freunde. Da geht ihnen ihr Herz auf und sie offenbaren ihm ihren Wunsch, Christen werden zu wollen. Solche Bitten und Wünsche hört der Missionar natürlich sehr gern und verspricht ihnen, einen Lehrer in ihr Dorf zu senden und später auch selbst zu kommen.

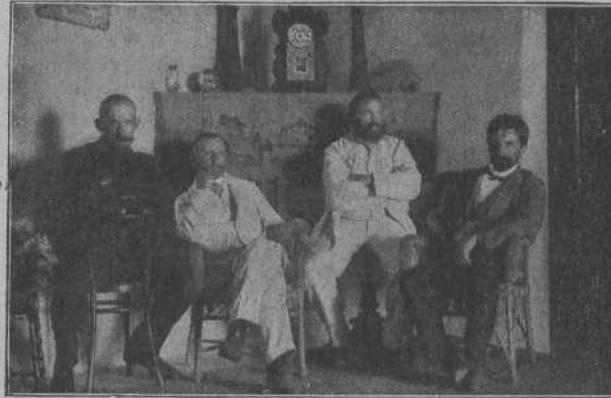
Der Lehrer geht nun mit diesen Leuten in ihr Dorf, versammelt alle Dorfleute und hört ihre Fragen und Bitten. Bald kann er seinem Missionar gute Botschaft bringen. So entschließt sich der Missionar, selbst hinzureisen. Er läßt sein Pferdchen satteln, nimmt ein paar Träger mit, die sein Zelt, seine Kochtöpfe und Lebensmittel tragen und kommt endlich in dem Dorfe an. Dort läßt er sein Zelt aufstellen und bald sitzen die Männer des Dorfes vor dem Zelte. Sie hatten aber vergessen, ihre Frauen mitzubringen. Daher ver-

nicht eher mit ihnen, bis sie mit ihren Frauen und Kindern zur Stelle sind. Die Frauen sollen aus dem Munde ihrer Männer hören, daß sie Christen werden wollen, und auch die Frauen sollen ihr Jawort dazu geben. Nachdem der Missionar ihnen die Tragweite

ihres Vorhabens vorgehalten und ihnen gesagt, was sie alles aufgeben müssen, und was sie dem wahren Gott alles geloben und halten müßten, und sie mit Freunden erklären, Christen werden zu wollen, da fordert er die einzelnen Familienväter auf, vorzutreten und ihre und ihrer Familienglieder Namen zu nennen. Diese schreibt der Missionar auf. Dann holt er eine Schere hervor, die der Missionar eigentlich immer bei sich hat, und schneidet den Männern die Haarzöpfe, die äußeren Zeichen des Heidentums, ab. Die Frauen wer-

den gebeten, von jetzt ab ihre großen Arme, Hals-, Ohr- und Fußringe, sowie die vielen anderen Schmuckgegenstände, die vielfach mit dem Teufels- und Herglauben irgendwie im Zusammenhang stehen, abzulegen. Die christlichen Frauen sollen sich damit äußerlich von den heidnischen unterscheiden. Sodann geht der Missionar mit allen in die Mitte des Dorfes und bittet die Leute, ihm sämtliche Teufel und Teufelszeichen aus ihren Häusern zur Stelle zu bringen. Dies geschieht dann auch. Die unglaublichsten Sachen kommen da zum Vorschein. Da sieht man alte verräucherte Tontöpfe, Lappentüchel, Haarbüschel, Blätterbündel, Holzpföcke u. s. w., schließlich auf einem Haufen liegen. An manchen bösen Geist wagen sie nicht ihre Hände anzulegen, so muß denn der Missionar selber kommen und sie ans Tageslicht befördern. Aengstlich schauen die Leute zu, was nun wohl geschehen wird. Doch der Missionar hat noch eine Frage: Sagt, sind das alle eure Whutz, eure

Teufel? Oder habt ihr vielleicht doch noch irgendwo einen versteckt? Und schon macht einer von den Heiden ein betroffenes Gesicht, so unruhig rückt er hin und her. Und der Missionar sagt zu ihm: Nicht wahr, du hast noch einen? Warum hast du ihn nicht herausgegeben? Und so allmählich kommts heraus. Ja, wenn nun aber die bösen Geister doch nicht vom Herrn Jesus ihrer Macht beraubt werden, wenn sie doch noch Gewalt und Macht hätten? Da wollte ich doch zur Fürsorge einen Whut behalten. Doch bald hat der Missionar seine Bedenken



Missionare Karsten, Grätzsch, John I, Klein.



Auf der Reise.

zerstreut, der Heide zeigt das Versteck seines gefürchteten Teufels und bald liegt auch dieser Holzpflod auf dem Scheiterhaufen. Nun zündet der Missionar mit eigener Hand die Zeichen des Heidentums und Teufeldienstes an, und sie verbrennen vor den Augen der Versammelten. Erleichtert atmen die Leute auf bei dem Glauben, daß es nun mit ihren Quälgeistern, den Bhuts, aus ist. Dann betet der Missionar zum ersten Male mit ihnen und erseht den Beistand und den Segen Gottes auf sie herab und grüßt sie zum ersten Male mit dem christlichen Gruß „Jisu sabah“ das heißt Jesus ist Hilfe. Vielfach schließt sich daran noch ein Liebesmahl, bei welchem die Dorfleute, die jetzt Taufbewerber genannt werden, zum ersten Male in Gemeinschaft von Christen, von Christen gekochten Reis essen und auch hiermit ihre Gemeinschaft mit den Heiden abbrechen. Noch einmal ermahnt sie der Missionar und erinnert sie daran, daß der wahre Gott, der im Himmel wohnt, alles gehört und gesehen hat, was sie gelobt und getan haben und bittet sie, nun auch durch die Tat, nämlich durch neuen Wandel und fleißiges Lernen, zu beweisen, daß sie mit allem Ernste Christen werden wollen. Nun muß der Missionar den jungen Taufbewerbern einen Katechisten geben, der von jetzt ab unter ihnen wohnen, ihren Glauben an den Herrn Jesus wecken und stärken wird, und sie endlich unterrichten und auf die heilige Taufe vorbereiten wird. Wenn die Leute nun fleißig lernen und sich bestreben einen neuen Wandel zu führen, dann können sie nach etwa 1½–2 Jahren getauft werden und sind nun Mitglieder der christlichen Gemeinde.

Eine Indianergeschichte.

In seinem leichten Kahn fuhr Missionar Jung, der im hohen Norden von Amerika den Indianern predigte, über den Harry-See. Wochenlang war er schon unterwegs, um die einzelnen Indianerstämme zu besuchen. Nun war der Sommer zu Ende, und er eilte, heimzukommen. Eile war auch nötig, denn alle Anzeichen deuteten auf einen baldigen Sturm. Da tönte plötzlich vom Ufer her Gewehrfeuer. Das ist das Zeichen der Indianer, wenn ein Boot Halt machen soll. Der Missionar wäre am liebsten weitergefahren, aber da fiel ihm ein: „Es könnte dort ein Notleidender sein, welcher Hilfe bedarf.“ Und richtig! Er fand 5 Indianer. Die hatten in den letzten Tagen nichts geschossen und waren fast verhungert. Obwohl Herr Jung selbst wenig Vorrat hatte, so gab er ihnen gerne etwas ab. Er predigte ihnen auch, aber sie wollten nichts wissen von Christus, sondern sagten: „Wie unsere Väter lebten, so wollen wir auch lebten.“

Während sie noch so saßen, brach der Sturm los. Nun konnte der Missionar nicht weiter fahren über den See, sondern mußte dableiben. Drei Tage lang hielt ihn der Sturm fest. Alle Nahrung war aufgezehrt. Endlich am dritten Tage fing der eine Indianer einen Fisch, der wohl 6–8 Pfund schwer war. Als der Fisch gefocht war, wollten sie dem Missionar den dritten Teil davon geben, in das übrige wollten sich die anderen teilen. Aber Herr Jung litt das nicht. Er wollte nicht mehr haben als die anderen, und so wurden gleiche Teile für alle gemacht.

Nach der Mahlzeit saßen die Indianer und rauchten ihre Pfeifen. Da hörte Herr Jung, wie sie miteinander redeten: „Wir müssen doch mit beiden Ohren auf diesen Missionar hören,“ sagte einer zum anderen, „uns zuliebe sitzt er jetzt hier und hat mit uns Hunger gelitten. Und als wir ihm von dem Fisch ein großes Stück anboten, hat er es nicht genommen, sondern hat gleiche Teile gemacht. Er hat uns nicht gescholten, daß wir ihn aufgehakt haben, obwohl er sonst doch längst zu Hause wäre. Er hat gezeigt, daß er unser Freund ist, darum laßt uns auf ihn hören.“ So sprachen sie, aber der Missionar achtete nicht weiter auf ihre Worte. Am Abend legte sich der Sturm, und des anderen Tages kam er glücklich nach seiner Heimat.

Der Winter war vorüber. Da traten eines Tages fünf große Indianer ins Missionshaus. Sie begrüßten Herrn Jung mit den Worten: „Wir hoffen, Du hast den Fisch nicht vergessen; wir haben ihn nicht vergessen und möchten mit Dir reden.“ „Welchen Fisch?“ fragte der Missionar; „Ihr guten Leute, ich esse so viel Fische, da kann ich mich doch auf einen einzelnen nicht besinnen.“ Nun erzählten sie ihm, wie er damals zu ihnen gekommen war und den Fisch mit ihnen geteilt hatte. In großem Ernst sagte einer von ihnen: „Früher wollten wir keine Christen werden, sondern wie unsere Väter leben und sterben, aber seitdem Du den Fisch mit uns geteilt hast, haben wir unsern Sinn geändert und wünschen, daß Du uns mehr von dem guten Wege lehren möchtest.“

Mit ihren Familien ließen sich diese fünf Indianer im Christendorf nieder. Ihr Leben zeigte, daß es ihnen ernst war mit ihrem Entschluß. Die Liebe, mit der der Missionar an ihrer Not teilnahm und ihnen ebensoviel gönnte wie sich selbst, hatte ihre Herzen überwunden. (Kindergabe.)

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Sammlern. Es gingen ein an

Dreifalten: Durch Lehrer Harbt Gumbinnen 28 000 + 24 000 und 1000 ausländische. Fr. Lütjowäger-Busternitz 2 Pakete. Superint. Dießing-Soldin 2 Pakete. Vater Schade 2000.

Staniol: Je ein Paket Fr. C. Pfister und Will Kindergottesdienst Paul Gerhard-Schöneberg.

Gaben: R.-G.-D. Heilig Kreuz Berlin d. Fr. Grise 243,30 M., d. Missionar G. Pope von R. der Kirchengeme. Sachem d. P. Böhen 8,38 M., Lehrer Bämer-Benzlow 3,50 M., d. Pastor Bartling-Weißel 6 M., Konfirmanden St. Petersberg d. Fr. Bloß 3,65 M., Lehrer Auf-Bühlgen 2,68 M., Käse Pape-Stegitz 3,10 M., P. Schmidt-Börry 3,05 M., Lehrer Wiegmann-Afferde 5 M., Lehrer Heinemann-Afferde 5 M., Irngard Brunn-Stegitz 5,50 M., d. Fr. Bobeth-Malwitschen von Konfirm. 5,78 M., von anderen R. 6,50 M., R. G. d. Konsojad P. Dieball 8 M., Kindergrüßler Kunow b. Großwelle d. Lehrer Berchen 7 M., Konfirm. der Zivildgem. Garnisonkirche Potsdam d. Hofpr. Richter 7,34 M., Konfirm. Appenheim und Niederflörbeim d. Fr. Trautmann 5 M., von D. L. Hannover-Kanias (N.-Am.) d. P. R. Klinger 12,50 M., Mädchen des Kindermissionsverein Misdroh Geburtsstiftung 1,15 M., d. P. Kersten-Altschlawe von 11 Kindern 1,30 M., Konfirm. Zeier d. Fr. Schmidt 45,81 M., d. Fr. Endemann-Dornhagen b. G. Schneider 8,66 M., Junke 0,65 M., Krosch 0,65 M., G. Schäfer 0,32 M., Kindergrüßler Kirchentellinsfurt d. Fr. Kies 3,07 M., Kinder Großgerda d. Fr. Müller 7,50 M., d. P. Richter-Pasewalk von Schüler W. R. 2,40 M., Kleinkinderschule u. Sonntagsschule Sebeim d. P. Vogel 5,05 M., von Schulkindern und Reglerlächen Wildentierbach d. Fr. Traub 7,16 M., R.-G.-D. Friedenau d. Fr. Sonder 31,50 M., höhere Schule Löwen d. Dir. Schären von A. Anneliese Krause 1,50 M., Herber Franz 1 M., Karl Gebhardt 0,85 M., Gruppe von Fr. Wolfram R.-G.-D. Paul Gerh.-Schöneberg 2,50 M., Kinder in Oberarthheim persönlich übergeben 30 M., 2 Missionsbüchsen Kernstingen 4 M., Kindergabe Stingen 2,11 M., höhere Mädchenschule Sophienschule Würzburg 20,80 M.

Es grüßt Euch herzlich Euer

Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau, Landjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jillessen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



3. Jahrgang

Februar 1913

Nummer 2

Lerne zuvor selbst, ehe du andre lehrest.

Sir. 18, 19.

Was ist es für ein herrlicher Beruf, Missionar zu sein! Er darf den Heiden den Weg zeigen zum Himmelreich, darf Jung und Alt lehren, wie sie können selig werden. So schwer ist das eigentlich nicht, denkst du dir vielleicht. Wir wissen ja doch ganz genau, wie wir selig werden können: wenn wir glauben, daß der Herr Jesus unser Heiland ist, uns erlöst hat durch sein unschuldiges Leiden und bitteres Sterben. Und das muß man dann den Heiden draußen sagen. So einfach ist das aber doch nicht. Die Heiden haben nämlich viel zu fragen und können den Missionar oft in große Verlegenheit bringen, wenn er nicht genau Bescheid weiß in allen Fragen der christlichen Lehre. Und dann muß doch der Missionar draußen Gottes Reich bauen, eine Gemeinde sammeln; da muß er wissen, wie das die Christen zu allen Zeiten gemacht haben; wenn er die Kirchengeschichte nicht kennt, dann kann er viele Fehler machen. Und wie soll er denn an die Heiden herankommen, in welcher Weise soll er ihnen predigen? Da muß sich der Missionar vorher schon umgesehen haben nach den Erfahrungen anderer, er muß „Missionskunde“ haben. Und die Sprache! Er kann doch den Heiden nicht deutsch predigen, draußen heißt es in anderer Sprache reden und so ohne jede Vorbildung geht das nicht. Dazu kommen noch die vielen Außerlichkeiten auf dem Missionsfeld. Die Missionare haben ja nicht nur das Evangelium zu verkündigen, sondern die äußeren Geschäfte müssen sie auch besorgen; es kann vorkommen, daß sie zugleich Maurermeister draußen sein müssen und Bauführer dazu und Arzt und Apotheker und Brunnenbauer und Ackerbauer. Ja so einfach ist das nicht. Da heißt es vorher tüchtig lernen, wie der alte Sirach gesagt hat: „Lerne zuvor selbst, ehe du andere lehrest.“ Wenn darum Gott

einen jungen Menschen beruft zum Missionsdienst, dann sendet er ihn zuerst ins Missionsseminar.

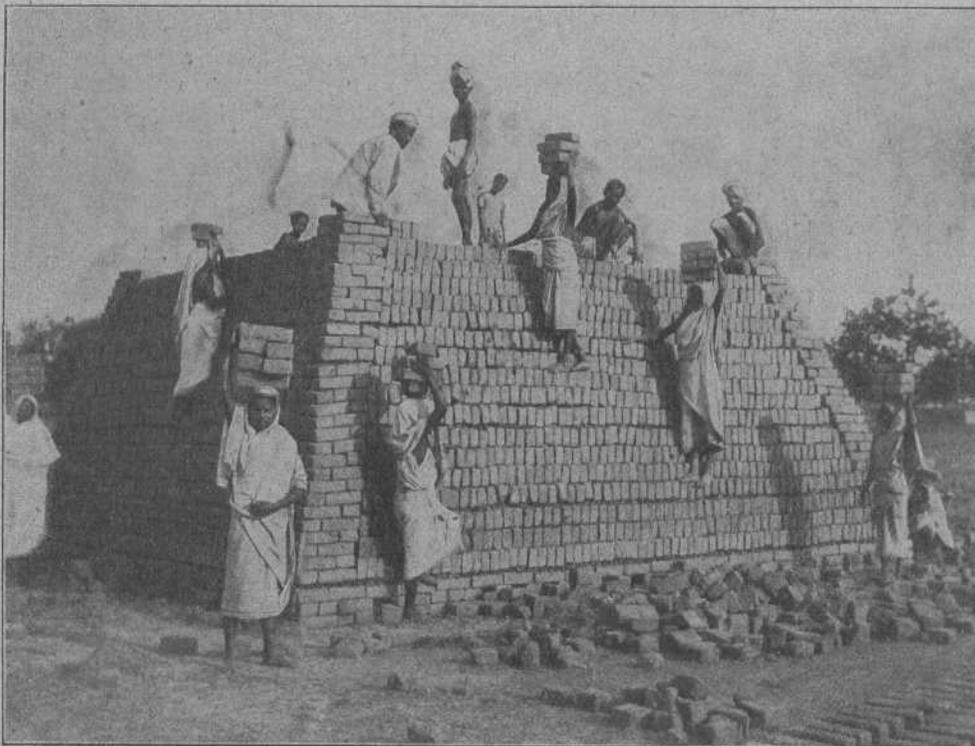
Wir haben in unserem Missionshaus 14 junge Männer, die bilden unser Seminar und bereiten sich auf den Missionsdienst vor. Was sie alles lernen müssen, das könnt ihr nun wohl schon raten: Glaubenslehre und Bibeldkunde, Kirchen- und Missionsgeschichte und Missionskunde, predigen und unterrichten. Dazu Lateinisch, weil man an dieser Sprache besonders gut sehen kann, wie eine fremde Sprache aufgebaut sein kann, Hebräisch, weil das eine morgenländische Sprache ist, die so ganz anders aussieht und weil das alte Testament in dieser Sprache geschrieben ist, Griechisch, damit die Missionare das Neue Testament lesen können in der Sprache, in der es ursprünglich geschrieben war. Da gibts tüchtig zu lernen. Das fällt den jungen Leuten meistens recht schwer, denn sie sind es nicht mehr gewöhnt; sie haben ja größtenteils einen Beruf gehabt, wo es keine Studierarbeit gab: der eine war hinter dem Pflug hergegangen, ein anderer hatte den Schmiedehammer geschwungen, der dritte war im Kontor auf dem Schreibstuhl geessen, jener hatte auf dem Zimmermannsplatz gestanden und dieser war Kaufmann gewesen. Nun sitzen sie alle wieder auf der Schulbank. Das kommt in der ersten Zeit den künftigen Missionaren oft recht komisch vor, daß sie nun wieder Schüler sein sollen und aufstehen, wenn der Lehrer kommt und die Aufgaben lernen und Rede und Antwort stehen. Und der Kopf tut auch manchmal weh von der ungewohnten, schweren, geistigen Anstrengung. Aber es ist ja um des Herrn willen und der Heiden wegen; da lernen sie gerne. Und was ist das dann für eine Freude, wenn nach vierjähriger angestrengter Arbeit das Examen gemacht ist und es wird ihnen gesagt: Ihr habt gelernt, nun in Gottes Namen, ziehet hinaus und lehret die Heiden alles, was der Herr geboten hat.

Wie eine Missionsstation in Tschota Nagpur entsteht.

Wenn der Missionar auf sein Arbeitsfeld kommt, muß er sich eine Wohnstätte herrichten, eine Station bauen. Das ist meist mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Gleich der Anfang kann recht unangenehm werden, wenn der Platz ausgesucht wird. Die Besitzer des Grund und Bodens sind in Tschota Nagpur häufig Hindus, schlaue, verschmitzte Leute, die den Christen selten freundlich gesinnt sind, oder Radschas, Fürsten, die vielfach tief in Schulden steden und denen dann jedes Mittel recht ist, Geld zu erwerben, oder die nur ungern den Missionar ins Land ziehen sehen, weil sie wissen, daß sie dann nicht mehr ihre Untertanen quälen dürfen. Da kann es vorkommen, daß ein Platz unter günstigen Bedingungen angeboten wird, aber er taugt nichts. Und der Platz, der besonders geeignet ist, ist dem Besitzer nicht feil; wenigstens tut er so, um recht viel Geld herauszuschlagen. Da gilt's vorsichtig sein, daß man nicht übervorteilt wird. Besonders muß der Missionar acht geben, daß die Lage des Platzes günstig ist für den Verkehr und gesund für die Bewohner, daß er Wasser hat und auch fruchtbaren Boden. Endlich kommt der Kauf zustande. Nun geht's ans Bauen. Fürs erste genügt es, rasch ein Häuschen aufzurichten, in dem der Missionar solange wohnen kann, bis er das eigentliche Haus errichten und beziehen darf. Als unser Missionar John im Jahre 1897 mit der Errichtung der Station Kinkel anfing, da baute er zunächst ein Lehnhäus mit 2 Zimmern und einer Veranda davor und einem weitauslangenden Stroh- und Blätterdach. 2½ Jahre wohnte er da, bis sein eigentliches Wohnhaus fertig war. Aber bis so ein Haus steht! Meist sind es Heiden, die als Maurer und Handwerker und Handlanger dienen und die haben ganz besonders starkes

Interesse an zwei Punkten, einmal daß sie sich ja nicht überarbeiten und dann, daß sie möglichst viel Profit dabei machen. Die Maurer geben zu wenig Mörtel, oder auch zu viel, je nachdem sie sich dadurch die Arbeit erleichtern können. Auch kommt es ihnen nicht darauf an, die Mauern schief oder zu breit oder zu schmal zu machen. Die Steinmacher, die aus Lehm und einer Form Backsteine formen und zum Trocknen und Hartbrennen in die Sonne legen, kneten die Erde nicht genug, so daß beim Trocknen die Steine platzen, oder oft die Ecken nicht gut aus der Form herauskommen. Auch verzählen sich die Leute häufig, sonderbarerweise immer zu ihrem Vorteil. Die Frauen, die Steine tragen und in Taglohn arbeiten und immer 4 Steine herzubringen sollen, tun gar oft, als ob sie nur bis 3 zählen können. Die Töpfer machen die Dachziegel ein paar Zoll kürzer, wie sie sein sollen, und überdies sind viele nicht richtig gebrannt, und so weiter. Dazu kommen noch die Ueberraschungen des Wetters. Es kommt doch vor, daß auch außerhalb der Regenzeit einmal ein Gewitter mit tüchtigem Wasserschutt oder sonst irgend ein Regenschauer kommt. Da liegen nun gerade ein paar Tausend frisch geformte Steine draußen auf dem Platz zum Trocknen und um hart zu werden. Plötzlich ziehen schwarze Wolken herauf. Et, wie nun alles läuft. Die Steine werden in großen Haufen aufgeschichtet und mit allerlei Deden belegt, selbst die Matten aus der Wohnung des Missionars werden herzugetragen, und nun prasselt der Regen nieder. Wenns nicht lange dauert, dann sind die Ziegel gerettet; aber wehe, wenn die Flut vom Himmel nicht nachläßt, dann helfen auch die Deden nichts, dann zerfließt allmählich der schön getürmte Haufen und statt Ziegelsteine gibts Lehmbrei. Da ist es natürlich besser, man macht gar keine in der Luft und Sonne gebackene Ziegel, sondern

man brennt sie richtig. Das geschieht natürlich auch oft. Auf dem Bild seht ihr einen solchen Ziegelofen. Da werden in den Boden schmale Rinnen ausgegraben und mit Brennmaterial gefüllt, Holz und getrockneter Kuhdung, und über die Rinne geformte Lehmsteine gelegt. Zwischen den Steinreihen entsteht wieder eine Lücke und die wird wieder mit Brennmaterial ausgefüllt. Ueber die neuerrichteten Lücken werden wieder Steine gelegt und diese bilden wieder Rinnen, und die werden wieder zugedeckt und das wird wiederholt, bis eine Art Turm entsteht, der von unten nach oben immer schmaler wird und der ganz und gar durchzogen ist mit Brennmaterial. Das ganze ist so eingerichtet, daß nach außen hin die Luft von den Brandkanälen abgehalten wird, darum seht ihr auf dem Bild nicht viel von den Brennstoffeinlagen, und daß die Brandkanäle miteinander



Unsere Christen bauen einen Ziegelofen zur Erbauung von Missionsgebäuden.



Die Missionskirche von Kinkel im Bau.

in Verbindung stehen. Ueber den ganzen Turm wird dann zum Schluß eine dünne Lehmenschicht gelegt und jetzt wird von unten Feuer angezündet. Das schwellt und brennt so allmählich durch den ganzen Turm und macht die Ziegel hart. Nach einiger Zeit wird der äußere Lehmmantel abgenommen und die Backsteine sind fertig. Das ist eine umständliche und kostspielige Sache und oft gelingt auch garnicht, da zerbrechen oder verbrennen die Steine. Um so froher ist der Missionar, wenn er einen tüchtigen Stoß wohlgelegener Steine daliegen hat und nun tüchtig den Bau fördern kann.

Aber Holz gehört doch auch zum Bauen. Wenn schon bei uns ein Baumeister aufpassen muß, daß ihm auch gutes, richtig ausgetrocknetes Holz geliefert wird, so muß der Missionar noch mehr auf dies Holz acht haben. Schon bis ers bekommt! Bei mancher Stationsanlage mußte das Holz weit herbeigeschafft werden; und dann wie vorsichtig muß man beim Einkauf sein, denn die verschmitzten Händler suchen auf alle mögliche Weise zu betrügen. In Indien muß man zum Bauen ganz gutes, hartes Kernholz haben, sonst kanns geschehen, daß die gefräßigen weißen Ameisen in einem Jahre das ganze Balkenwerk gefressen haben. Da ist doch recht angenehm, wenn liebe Freunde, Christen aus der Nähe, gleich von selbst schönes Bauholz zum Geschenk bringen, wie es in Samar geschehen ist. Der Missionar saß bei einer Arbeit, da hörte er einen langsamen Gefang, wie ihn bei den Kols die Leute singen, wenn sie etwas Schweres tragen. Er stand auf, um nachzusehen, und siehe, da kam ein langer Zug von Menschen an, von denen immer zwei einen 7-8 Meter langen Balken trugen. Wie staunte der Missionar, als so nach und nach 30 Balken vor ihm niedergelegt wurden. Die Christen aus den Bergen hatten sich so sehr

gestreut, daß auf der Station die nötigen Gebäude errichtet werden sollten, und hatten erfahren, daß der Missionar nicht recht wußte, woher er das Geld zum Bauen nehmen sollte, da haben sie wenigstens die Dachbalken schenken wollen.

Und nun ratet einmal, ihr lieben Leser, was mit am ersten gebaut werden muß auf der Station, gleich wenn die ersten Anfänge gemacht sind? Etwas, das man schon zum Bauen braucht, aber auch zum Leben und dann erst recht später für den Garten? Indien ist ja ein so heißes Land und dazu kommt, daß es nur zu bestimmten Zeiten richtig regnet. Wie notwendig ist da ein guter Brunnen. Nun stellt euch vor, ihr wäret plötzlich auf eine einsame Missionsstation verschlagen und solltet einen Brunnen machen; nicht wahr, da würdet ihr ziemlich ratlos dastehen. Da laßt euch einmal von Missionar Diller erzählen, wie ein Brunnen gebaut wird. Er hat mirs neulich geschrieben: „Zunächst muß man heraussuchen, wo auf dem Grundstück überhaupt Wasser ist. Ja wenn wir die Wünschelrute hätten und gebrauchen könnten, so wäre es nicht so schwierig. So aber muß man eben suchen.“

Zieht sich ein Felsrücken durch das Grundstück, dann untersucht man, wie die Steinlage ist, ob sie sich von einem höheren Berg herabzieht. Ist das der Fall, dann kann man sein Glück versuchen und graben lassen. Oft aber ist kein Felsrücken da. Das Grundstück ist eine weite gerade Fläche. Nirgends ist Wasser in der Nähe! Da werden ungefähr sechs kleine Kistchen von ein und demselben Holz berefertigt, welche genau dieselbe Größe und Schwere haben müssen. Diese werden nun mit trockener Holzasche gefüllt, sorgfältig abgewogen und geschlossen. Diese Kistchen nun gräbt man an den verschiedenen Stellen des Grundstückes ungefähr 2 Fuß tief ein und läßt sie dort ungefähr vierzehn

Tage lang. Nach dieser Zeit werden sie wieder ausgegraben und wieder sorgfältig gewogen. Die, welche nun schwerer geworden sind, besagen, daß an der Stelle Wasser zu finden ist, denn die innere Feuchtigkeit ist durch die trockene Holzasche angezogen worden. Nun gehts ans Ausgraben. Ist Fels da, gehts immer sehr langsam vorwärts. Der feinste Stahl kann hier nur etwas ausrichten. Aber nach und nach je mehr man nach dem Kern kommt, versagt er auch. Will man nicht mit Dynamit sprengen, so muß man schon mit einer Tiefe von 35–40 Fuß zufrieden sein. In dieser Tiefe sammelt sich schon Wasser an, wenn auch spärlich. Anders isst mit Brunnen, die keinen Felsen haben. Hier gehts schneller vorwärts, aber da sind auch größere Gefahren. Sobald die Arbeiter auf Wasser stoßen, fangen sich auch die Schachtwände voll Wasser und es dauert gar nicht lange, da lösen sich ganze Massen von Erde los und bedrohen das Leben der Arbeiter. Da muß Tag und Nacht beständig gearbeitet werden, Wasser heraufgezogen und Erde bis man die gewünschte Tiefe hat, oder die Wassermenge die weitere Erdbarbeit verbietet. Schnell müssen die Ziegelsteine und Mörtel hinuntergelassen werden. Alles rennt und bringt herbei, bis man endlich den oberen Wasserspiegel erreicht und so die Gefahr bemeistert hat. Es sind das aufregende Tage und Nächte für den Missionar. Trotz aller Vorsicht stürzt manchmal ein solcher Schacht ein und begräbt den einen oder andern, wie das in Eschatharapur geschah. Glücklicherweise konnten sie noch lebendig herausgebracht werden. Natürlich will hernach niemand mehr hinuntersteigen. Die Arbeit bleibt eiliche Tage liegen und unterdes stürzen weitere Massen unter Gefäße hinab. Nur eine umfassende Absteifung, die mit vielen Kosten verbunden ist, macht es möglich, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Neuerdings baut man an solchen Stellen, wo nur Erde zu finden ist, die Brunnen so: Man läßt einen starken Holzkranz machen, der die Größe des Brunnens hat und fügt ihn an der Stelle zusammen, wo man den Brunnen haben will. Dann mauert man darauf einige Fuß hoch Ziegelsteine und fängt nun erst innerhalb des Ringes zu graben an. Ist die Erde einige Fuß ausgegraben, dann drückt die Schwere des Ringes hinab. Dann wird wieder etwas aufgemauert, dann wieder ausgegraben, auf diese Weise senkt sich der gemauerte Brunnen immer tiefer in die Erde hinein. So kann man so tief graben bis man sich später vor Wasser nicht mehr retten kann und man hört auf. Zugleich aber ist auch schon der gemauerte Brunnen fertig.

Wenn nun aber der Missionar sein Wohnhaus fertig hat und der Brunnen ist in Ordnung, dann ist die Station noch nicht gebaut. Ihr wißt, der Missionar muß ja auch den Kindern das Evangelium bringen und damit sie einmal die Bibel lesen, und etwas ordentliches können und verstehen im Leben, brauchen sie Unterricht. Da baut der Missionar ein Schulhaus. Und Diener und Helfer fehlen auch nicht auf den Stationen. Die müssen auch wohnen, und eine besondere Küche muß gebaut werden, weil die Küche im heißen Indien nicht im Wohnhaus sein kann, da würde sie ja die Hitze noch vermehren. Und Holzlege und eine Art Stall! Und dann muß ein Garten angelegt werden, mit Gemüse und Blumenbeeten und Bäumen, die Schatten geben und Früchte bieten. Et, da gibts

viel zu tun. Aber eine richtige Missionsstation braucht auch eine Kirche. Das dauert oft lange, bis eine Kirche gebaut wird. Erst wenn eine stattliche Gemeinde aus den Heiden gewonnen ist, kann der Missionar daran gehen, ein Gotteshaus zu errichten. Und da kommen nun alle Schwierigkeiten wieder. Der Missionar muß zuerst der Architekt sein, der den Plan macht; dann ist er der Ziegelfabrikant, der das Baumaterial liefert, nachher wird er Bauführer und Maurermeister, der den Aufbau leitet, und schließlich macht er den Zimmermann, der das Dach zusammensetzt und oben hinauf bringt. Kannst du ein Dach machen, lieber Leser? Sieh, dem Missionar von Kinkel war es auch unklar, wie es gemacht wird. Da besann er sich darauf, wie er einst als Junge in seiner schlesischen Heimat auf dem Kirchendachboden mit den Kameraden gespielt hatte und in den Dachbalken herumgeklettert war. Nun dachte er darüber nach, wie dort die Balken ineinander gingen. Mit kleinen Holzstäbchen versuchte er nun ein Dach nachzubilden, und wirklich es hielt! Jetzt wurde es mit Balken gemacht, und der Dachstuhl war fertig. Als dann der Missionar auch noch einen Turm darauf baute, wäre er fast verunglückt. Ihr seht hier auf dem Bilde die Kirche von Kinkel, wie eben der Turm gebaut wird. Das Gerüst war von dünnen, schwankenden Bambusstangen gebildet und der Missionar stand oben und wollte oben einen Stein auf das Mauerwerk legen, da bogen die Gerüststangen aus und er fiel dazwischen herunter. Aber der Herr hat ja seinen Engeln befohlen, „daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.“ Durch Gottes wunderbare Güte hat der Sturz in die Tiefe dem Missionar gar nichts geschadet und er konnte gleich wieder aufstehen und den Bau weiterführen, bis zur Vollendung.

Was ist das für eine Freude, wenn die Kirche eingeweiht werden kann! Dann ist die Missionsstation fertig. Nun kann sie sein wie eine Stadt auf dem Berge, wie ein Licht auf dem Leuchter, und hell leuchtet nun das Evangelium von der Missionsstation hinaus in die finstere Heidenwelt. F ö r t s c h.

Ein herzliches „danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder fleißig gesammelt haben:

Briefmarken erhielt ich von den Mädchen der 7. Volksschulklasse des Geschulshauses in Nürnberg b. G. Klinger ein Paket. Von den Kindern in Neunkirchen b. Pfr. Gartenfels 10 000 und 6 Pfd. Staniof.

Gaben landten: Sonntagsschulkinder in Moedern b. Magdeburg b. P. Koch 10 M. Ludwig und Gerhard Wohlen in Lachem 6 M., Fröss von verkauften Aweilchen; Bruno Wohlen 4 M., C. Ibs von verkauften Eiern. Bravo! Wo sind Nachfolger? Schülerinnen in Kronach b. Schw. Minna Kummerer 10 M. Schulkinder in Klipper b. Pfr. Bathe 9,68. Kinderschule Gerhausen b. Pfr. v. Jan 2 M. Kinder in Landsbut b. G. G. v. Löffelholz 9 M. Konfirmanden von Mägeln und Lindwerder 2,30. Konfirmanden in Christburg b. Pfr. Schirley 20,43. Missioneneger der Sonntagsschule Jüllchow b. G. S. Henning 4,66. Pfr. Müller, Kinder in Rintelheim 11,65. Kinder in Wörlshafen 12 M. Sonntagsschule Wilmersdorf, Hofmeisterkirche, b. Pfr. Kaiser 10 M. D. Riß, G. Wape-Sieglitz; von Lehrer Hehl-Bentwisch 3,24 M., von Lehrer Jaak-Riecke 4,90 M., Lehrer Müller-Baef 3,24 M., Kantor Weisk-Rothkirch 19,61 M., Pfr. Rindfleisch-Hindenburg 4,15. P. Rogojinski-Jlynow 40 M., Lehrer Grulke-Suetow 1,47 M., Lydia Schw.-Lichterfelde 8 M., Kantor Sabel-Pimow 4,95 M., Lehrer Ahmann-Marienthal 5,70 M., Hedwig Zach-Sietnow 2,50 M.

Es grüßt Euch herzlich

Euer

Missionsinspektor F ö r t s c h.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F ö r t s c h., Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Gaudystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jüllesen), Berlin C. 18, Wallstr. 17/18.



3. Jahrgang

Januar 1913

Nummer 1

Siehe hier bin ich!

1. Sam. 3, 4.

Der alte Priester Eli war matt und schwach und fast blind geworden. Da wollte der Knabe Samuel, sein Schüler, den frommen Alten nicht allein lassen und blieb, stets zum Dienst bereit, im Tempel, auch in der Nacht. Gott hatte aber den Samuel zu etwas Größerem ausersehen als zum Priester- und Tempeldiener, ein Prophet sollte er werden. Da rief ihn der Herr eines Nachts: Samuel! Und der Knabe meinte, Eli wollte etwas und habe ihn gerufen. Siehe hier bin ich, antwortete er und sprang zu Eli. Aber der wußte von nichts. Und das geschah dreimal. Da merkte Eli, daß Gott den Knaben rief und sagte das dem Samuel. Als nun Gott wieder rief, da stellte sich Samuel freudig dem Herrn zur Verfügung und antwortete: Siehe hier bin ich. Rede, denn dein Knecht höret.

So etwas kommt gar oft vor; der Herr braucht für sein Reich viele Arbeiter; und besonders draußen bei den Heiden, wo es noch 800 Millionen gibt, die den Herrn nicht anrufen und doch auch selig werden sollen, muß unser Gott tüchtige Männer und Frauen haben, die Sein Wort verkündigen. Und die beruft sich Gott alle selbst. Da kommt's öfters vor, daß der Herr vergeblich ruft, und der Gerufene sagt sich, ach, das ist Einbildung, oder, ei, das kannst du ja garnicht. Und da ruft der Herr nochmal und nochmal. Gar nicht so selten hört aber der Gerufene gleich. Da war ein kleiner frommer Junge. Der bekam ein kleines Missionschriftchen von Vater Grundemann in die Hand und las: „Nach Sumatra, auf, laßt uns gehen, die Battas dort zu befehn.“ Und da las er vom Heidenelend und vom Christenglück. Das ging ihm durchs Herz — der Herr hatte ihn gerufen. Gleich

ging er zu seiner Mutter: „Liebe Mutter, ich muß zu den Battas gehen und muß ihnen sagen, was wir für einen lieben Heiland haben.“ Das war sein fröhliches: Siehe, hier bin ich, rede, denn Dein Knecht hört. Aber die Mutter sagte: Kind, da mußt Du erst groß werden und etwas Tüchtiges lernen. Doch das socht den kleinen Mann nicht an, er wartete geduldig und meldete sich dann bei der Rheinischen Mission, die unter den Battas arbeitet. Aber o weh, die konnten ihn nicht brauchen, denn er hatte einen Herzfehler und kranke Leute darf man nicht aufs Missionsfeld schicken. Da meint ihr wohl, da war der junge Mann recht niedergeschlagen und meinte: Habe ich mir das nur eingebildet, daß der Herr mich gerufen hat? O nein! Er wußte genau, der Herr hat mich berufen, ich muß zu den Battas, der Herr will mich nur prüfen. Und als ein paar Jahre um waren, da meldete er sich wieder. Der Herzfehler war verschwunden, der Jüngling wurde aufgenommen und nun ist er im Missionsseminar, bis er ausgesendet wird.

Es ist recht verschieden, wie der Herr seine Missionare beruft. Wenn wir einmal die Arbeiter unter den Heiden fragen wollten: Wie bist Du Missionar geworden? Und wie Du? was würden wir da für eine Menge wunderbarer Geschichten hören! Vielleicht erzählt uns einmal einer seine Geschichte!

Der Kindergruß aus der Gossner'schen Mission möchte in diesem Jahre wieder recht viel erzählen: von der Not der Heiden und von der Arbeit der Missionare und von dem Frieden, den der Heiland den Heiden schenkt. Und ihr Kinder lest das Alles. Vielleicht beruft unser Gott durch den Kindergruß den einen oder anderen von Euch. Wollt ihr dann darauf hören, auch so freudig wie Samuel sagen: Herr, hier bin ich?

Aus dem Leben der Kols.

Die Kols, was ist denn das? Das sind Volksstämme, die in den Bergen von Tschota Nagpur im Nordosten von Indien wohnen, ein fröhliches Bauernvolk, das vom Reiszbau lebt und dabei recht zufrieden und glücklich zu sein scheint. Wenigstens siehts so aus, wenn man flüchtig durch ein Dorf geht. Kommt mal mit.

Es ist am frühen Vormittag. Wir stehen vor einer schlichten einfachen Hütte, aus Lehm gebaut, mit Gras und Blättern gedeckt. Davor sitzt ein brauner Mann, nur mit einem Lendentuch bekleidet, wie ihr's da im Wilde sieht, und raucht seine Pfeife; diese sieht freilich ganz anders aus als bei uns die Pfeife. Sie besteht aus einer leeren Kokosnuß, in die ein Rohr eingefügt ist. Oben auf dem Rohr sitzt eine tönernerne Schale, das ist der Pfeisentopf mit dem brennenden Tabak. An der Seite der halb mit Wasser gefüllten Nuß ist ein Loch, in das eine Art Mundstück gesteckt wird, und hier wird der Rauch gezogen. Weil der Rauch erst durchs Wasser geht, so gibts bei jedem Zug ein molliges Gurgeln. Der Mann, der so behaglich vor seiner Hütte sitzt und schmaucht, das ist der Hausbesitzer und Bauer, der eben ausruht von der Arbeit des Aufstehens. Nun ist die Pfeife aus, er wirft ein langes Tuch, den Tschadder, wie einen Mantel um die Schulter, holt die Schen aus der Hütte — denn der Stall ist auch da drin — und geht aufs Feld. Während der Bauer draußen auf dem Feld der Arbeit nachgeht, schauen wir uns im Dorfe um. Hübsch siehts nicht aus. Kreuz und quer stehen die Hütten, jede ist umgeben von einem kleinen Vorraum, den eine niedrige Mauer umschließt, dazwischen sind enge, schmale, schmutzige Gassen, die bisweilen eine mächtige Pflanze oder noch was schöneres aufweisen. Fast vor jedem Haus sehen wir die Frau bei der Arbeit, sie rüstet das Mittagmahl, das gewöhnlich nur aus Reis und Gemüse besteht. Der Reis muß mit der Reispresse enthülst werden, das ist keine leichte Arbeit. Nun ist's Mittag. Die Frau hat den Tisch gedeckt; aber das dürft ihr nicht wörtlich nehmen, Tische haben die Kols nicht und Decken haben sie erst recht nicht; sie hat vor dem Haus den Platz gefegt und mit flüssigem Kuhdung fein ladiert und ein paar große Blätter hingelegt, das ist der gedeckte Tisch. Unterdes ist der Mann nach Hause gekommen, hat seine Füße und Hände gewaschen, den Mund ausgespült und mit einem Stäbchen sehr gründlich die Zähne gepuzt. Nun setzt er sich nieder, die Frau legt eine mächtige Portion gekochten Reis auf das Blatt und stellt sich dann hinter ihm auf und sieht zu, wie es ihm schmeckt. Und es schmeckt ihm tüchtig, der ganze Reisberg verschwindet in seinem Magen; die Reste schiebt er seiner Frau hin, er ist satt, nun darf sie essen. Er zündet sich seine Pfeife an und legt sich gemütlich hin.

Am Abend sehen wir die Dorfleute auf dem Platze versammelt; da wissen sie allerlei Geschichten zu erzählen, heitere und hübsche, aber auch recht häßliche und schmutzige. Das Häßlichste aber ist, daß solche Abende mit Branntweintrinken zugebracht werden. Große Töpfe voll Schnaps, der entweder aus Reis oder aus der Blüte eines Baumes zubereitet wird, stehen in der Mitte und immer wieder fassen sich Männer und Frauen einen Trunk in einem zum Becher zusammengesteckten Blatt. Und während die Alten plaudernd und laufend

— trinken kann man das gar nicht mehr nennen — beisammensitzen, haben die jungen Burschen und Mädchen auf der Akra, dem Tanzplatz, sich zusammengefunden. Zuerst sieht der Tanz dort auch recht anmutig aus; in zierlichem Reigen bewegen sich die bunt gepuzten Mädchen in schmuder Reihe, und die Burschen wissen in graziosen Sprüngen sich dem Reigen anzupassen. Aber lange dauert die Schönheit nicht. Bald wird das Tanzen wilder und schließlich ist's ein ausgelassenes Tollen; denn auch hier wird dem Branntwein tüchtig zugesprochen.

Ja, der Branntwein hat schon viel Unheil angerichtet im Kolsvolk, manch reicher Mann ist zum Bettler geworden, manch einer zum Mörder. Da wird das Bild von den zufriedenen und glücklichen Kols schon getrübt. Und noch trüber wird das Bild, wenn wir einmal die Kols schärfer ins Auge fassen. Das sind doch eigentlich recht mürrische, unzufriedene Gesichter. Sie sehen wirklich nicht glücklich aus. Das sind sie auch nicht. Dafür sorgen schon die Dorfbesitzer. In früheren Jahrhunderten waren die Kols freie Bauern, die ganz für sich lebten und sich selbst regierten. Aber dann kamen Könige auf und die Könige brachten Hindus ins Land und schenkten denen ganze Dörfer und diese Dorfbewohner ließen sich von den Bauern tüchtige Abgaben zahlen, weit mehr oft als diese leisten konnten. Und weil die Kols ungebildete Leute waren, nutzten die Hindu erst recht ihre überlegene Klugheit aus und bedrückten die armen Leute aufs schmachlichste und ungerechteste. Und wenn dann so manche gründlich ausgefogen waren, so blieb ihnen nichts übrig, als den Rest der Habe, meist nur ein paar Gegenstände, zusammenzupacken, das väterliche Erbe zu verlassen und in die Fremde zu gehen. Unzählige sind so schon an den Bettelstab gekommen; und die geblieben sind, freie Bauern sind sie nicht mehr, Knechte sind sie geworden, die für den Dorfherrn arbeiten müssen, wemgleich auf ihren eigenen Feldern die Arbeit drängt. Aber das ließe sich schließlich immer noch aushalten, wenn sie wüßten, daß ein gerechter Gott im Himmel wohnt, der sich der Armen und Clenden annimmt. Aber das ist ja das traurigste, sie haben wohl eine Religion, aber die tröstet und die stärkt sie nicht, die macht sie nur erst recht unglücklich und erfüllt sie mit unheimlicher Furcht.

Wohl wissen sie noch aus früheren, besseren Zeiten, daß ein guter Gott die Welt geschaffen hat. Singbonga nennen sie ihn, sie bringen ihm auch alljährlich ein Opfer, indem sie ein weißes Huhn schlachten. Aber sonst kümmern sie sich nicht um ihn. „Denn er ist ja gut und tut uns nichts zu leide. Und dann ist er ja viel zu weit weg, er hat die Welt geschaffen und hat sich dann zurückgezogen und die Welt hat er den Geistern übergeben, und mit den Geistern haben wir es zu tun!“

Draußen vor dem Dorf liegt ein unheimlicher Platz, ein kleines Wäldchen mit aufgerichteten oder flach liegenden Steinen, die Sarna, der Teufelsheide, da haben die Geister ihren Aufenthaltsort, wenn sie aus der Geisterwelt auf die Erde kommen. Eigentlich wohnen sie im Jenseits. Dort leben sie gerade wie die Menschen auf Erden, sie haben Hunger, sie sind neidisch, sie arbeiten und unterhalten sich. Deshalb geben die heidnischen Kols ihren Toten, denn die werden zu Geistern, die Hade und die Pfeife und etwas zum Essen und Einkaufem mit ins Grab.

Wenn nun die Geister Hunger haben, dann brauchen sie ein Opfer. Aber woher weiß der Mensch, daß ein Geist seinen Hunger stillen will? Oh, das muß er sehr schwer fühlen. Der Geist bringt sich in empfehlende Erinnerung, indem er den Menschen quält und plagt. Da ist zum Beispiel ein Mann krank geworden, das hat nach der Meinung der heidnischen Kols nicht eine natürliche Ursache, sondern da ist ein böser Geist an den Mann geraten und quält ihn, damit der Mann oder seine Angehörigen ihm ein Opfer darbringen. Nun wird durch den Teufelspriester draußen in der Sarna ein schwarzes Huhn oder eine Ziege, vielleicht sogar ein Büffel als Opfer geschlachtet. Das Blut fließt auf die Steine und mit dem Blut die Seele des Tieres. Diese Seele ist nun die Speise des Bhut, des Geistes. Ähnlich stellen sich die Heiden auch die Sache vor, wenn sie Reis oder andre Früchte opfern. Sie wundern sich nicht darüber, daß die Früchte unberührt scheiden, die Geister fressen natürlich nicht die Körner, sondern die Seele der Frucht. Die Kols meinen eben, daß auch Gegenstände eine Seele haben. Ueberhaupt über die Seele haben sie ganz sonderbare Vorstellungen. Sie meinen, die Seele des Menschen wohnt besonders im Haar, in den Nägeln, im Schweiß, im Blut. Wenn nun jemandem einige Haare genommen werden, so hat er ein Stück seiner Seele verloren und der, der sie genommen hat, hat Gewalt über des andern Leben. Wenn er sie unter Zaubersprüchen vertilgt, so muß jener auch zu grunde gehen. Darum sind auch die heidnischen Kols so sehr darauf aus, einen tüchtigen Haarschopf zu haben, der zu einem Zopf zusammengebunden ist. Christen dürfen natürlich solchen Aberglauben nicht haben, deshalb muß ein Heide, der Christ werden will, seinen Haarschopf abschneiden lassen. Im ganzen Land der Kols ist der Aberglaube vom Hexen allgemein. Keiner traut dem andern. Aber nicht nur dem Menschen kann die Hexerei gefährlich werden, sondern auch dem Vieh. Die Seele des Viehs liegt ja auch in den Außerlichkeiten. Da sitzt zum Beispiel ganz versteckt eine Frau. Sie hat mit der einen Hand Reiskörner auf den Boden gestreut, mit der andern Hand hält sie ein schwarzes Huhn und beobachtet, ob wohl das Huhn die Körner frisst oder nicht. Natürlich frisst es. Da freut sich die Frau, denn sie meint, die Antwort der bösen Geister erhalten zu haben. Sie sagte näm-

lich: „Wollt ihr Geister mir helfen? Dann macht, daß das Huhn die Körner frisst.“ Ja, wozu denn helfen? Die Frau will des Nachbarn Vieh verhegen! Sie reißt dem Huhn den Kopf ab, fängt das Blut auf, schüttet es in eine Hand voll Lehm, mengt dann Ziegenhaar, Schafwolle, Hühnerfedern, Schweinsborsten mit hinein und macht einen — Hexenkloß davon. Wenn sie ihn dann draußen auf dem Felde unter Zaubersprüchen begraben hat, dann meint sie: alles Vieh, von dem etwas Seele in den Kloß gemengt ist, muß sterben. Natürlich wird davon das Vieh nicht krank oder tot, aber die Leute glauben eben, daß so etwas gemacht werden kann. Wie schlimm das ist, sehen wir, wenn wir die Sache von der anderen Seite betrachten. Da merkt ein Bauer, daß einer von seinen Ochsen krank ist. Nun denkt er nicht anders, als daß irgend jemand ihm das Vieh verzaubert oder verhegt hat. Er ruft den Hexenmeister und der soll mit die Hexe herausfinden. Wehe dem, der den Hexenmeister einmal gekränkt hat. Nun wird sich der böse Mann rächen und seinen Feind als Hexe bezeichnen. Und dann wird Gericht gehalten und wenn kein Wunder geschieht, wird die Hexe verurteilt, wenns gut geht zu einer empfindlichen Geldstrafe, wenns ganz schlimm ist, zum Tode, in häufigen Fällen zur Landesverweisung. Und

natürlich ist immer ein Unschuldiger. Nun kann man sich wohl eine Vorstellung davon machen, wie der Hexenaberglaube das ganze Volk in beständiger Angst erhält. Keiner weiß ja, ob er nicht von dem unheimlichen Zauberer als Hexe bezeichnet wird, keiner traut seinem Nachbar über den Weg, der könnte ja vielleicht geheime Zauberkräfte haben und keiner kommt aus der Sorge heraus. Dazu nimm noch den Geisterglauben, von dem ich vorhin erzählt habe. Keiner weiß, ob nicht einer von den Tausenden von bösen Geistern hungrig oder beleidigt ist, keiner ist auch nur eine Minute vor diesen Quälgeistern sicher, keiner weiß gewiß, ob sein Opfer nun wirklich den Geist befriedigt hat oder ob der Geist immer neue Opfer fordert. So kommt der heidnische Kol mit seinem Hexenwahn und Geisteraberglauben aus der Angst überhaupt nicht heraus. Und jetzt verstehen wir es auch, warum diese Heiden so finstere, mißtrauische, unzufriedene Gesichter haben. Sie mögen äußerlich oft recht vergnügt und ausgelassen sein, sie mögen auch in ihrem alltäglichen Leben als recht



Kol mit einer Traglast.

harmlose, gemüthliche Leutelein erscheinen, in Wirklichkeit sind sie ein tief unglückliches Volk.

Und das ist das Volk, unter dem seit dem Jahre 1845 Gofnersche Missionare an der Arbeit stehen, um die armen Kolz zu befreien aus der jämmerlichen Angst, um aus den verängstigten Heiden fröhliche Gotteskinder zu machen.

Allerlei Hübsches.

1. Nicht wahr, Kinder, ihr habt schon alle einen Kinematograph gesehen und euch daran gefreut, wie da an der Leinwand die Bilder kamen und das sah aus, als ob die Bilder lebendig wären. Ihr wißt, woher das kommt, daß die Bilder alle lebendig zu sein scheinen: es sind alles einzelne Bilder, Photographien. Aber sie werden so rasch nacheinander gezeigt, daß die vielen Bilder wie ein einziges, und nun lebendiges Bild erscheinen. Nun hört einmal und staunt: Der Kindergruß 1913 soll etwas ähnliches werden, wie ein Kinematograph. Ihr wißt, der Kindergruß kommt alle Monate und enthält immer allerlei Geschichten. In diesem Jahre will der Kindergruß aber die Geschichten so erzählen, daß sie zusammenpassen, und wenn ihr am Schluß des Jahres die 12 Nummern nochmal lest, frisch weg nacheinander, dann ist es euch, als ob ihr ein ganz klares, lebendiges Bild von der Gofnerschen Kolzmission anseht, gerade wie im Kinematographen. Habt ihr Lust dazu? Nun, dann braucht ihr ja nur den Kindergruß zu halten und recht schön aufzuheben. Ich möchte euch herzlich bitten, tut das und ihr werdet zum nächsten Weihnachtsfest eine große Freude haben.

2. Von einer großen Weihnachtsfreude muß ich noch erzählen; sie ist zwar schon ein Jahr alt, aber doch noch frisch und herzerquickend. Wir feierten gerade im Missionshaus Weihnachtsabend, hatten im Vetsaal einen großen Christbaum stehen und die Brüder, die künftigen Missionare, hatten sich um uns versammelt, da brachte der Postbote ein kleines Päckchen. Und wie ichs aufmache, was war drin? Ein kleines Christbäumchen mit winzigen Lichtlein und als Schmuck hingen daran zwanzig 50 Pfennig Stücke, zierlich und fein aufgereiht, das hatte die Hensensfelder Kinderschule geschickt. Ich zündete gleich die Lichtlein an und trug das Bäumchen in den Saal. Da haben wir uns sehr gefreut, ganz besonders, als wir auch noch das nette Gedichtchen hörten, das mit im Päckchen lag:

Kleine Liebesgaben aus der Kinder Hand
Segnen ganze Völker dort im Heidenland.
Hören aus der Bibel von dem heiligen Christ,
Glauben, daß er sicher auch ihr Heiland ist.
„Lieber Heiland, höre deiner Kinder Fleh'n:
Laß doch alle Heiden in dein Reich eingehn!“
Möcht dies Scherflein helfen aus der Kinder Hand,
Daß es Weihnacht werde dort im Heidenland.

3. Von zwei anderen schönen Gaben darf ich nicht schweigen. Am 13. und 14. Oktober waren die schlesischen Freunde der Gofnerschen Mission in Siegnitz

versammelt und feierten ein großes Missionsfest. Da wurde natürlich auch den Kindern von der Mission erzählt. Und die Kinder sagten schön Dank. Aber wie? Die Konfirmanden des Herrn Pastor Kabelitz brachten ein sehr schönes Abendmahlsgesäß. Da hatten sie tüchtig Staniol gesammelt und die heiligen Gefäße daraus gießen lassen. Und ganz ähnlich machten es die Kinder in Kolberg. Als die pommerschen Freunde der Gofnerschen Mission am 2. und 3. Dezember sich in Kolberg versammelten, da hatten die Kinder in der Georgenkirche einen besonderen Gottesdienst. Ungefähr 1200 Kinder waren gekommen. Und am anderen Tag ließen sie in der Festversammlung feierlich ein glänzendes Taufgerät überreichen, Tauffamme und Tauffschüssel. Da möchte allen lieben Sammlern auch der „Kindergruß“ ein herzliches „Danke schön“ zurufen.

4. Nun möchte ich aber auch all den andern lieben Sammlern danken:

Briefmarken sandten ein: Kinder vom Haus IV Herrmannswerder ausländische und 2500 deutsche. Marie Steger-Bamberg ausländische und 2500 deutsche. S. Hofmann-Gumbinnen 1 Paket. Ida Karsten-Beckow ausländische und 1300 deutsche. Hermann Begehr-Festenberg 1 Paket. Oskar Böhmke-Stunzig 2 Pakete. Felix Tuschke-Gameln 1 Paket. Pfischschule Halle-Giebichenstein 1 Paket. Fr. Meyer-Berlin 3 Pakete ausländische und 2300 deutsche. Fr. Langmeyer-Gradenhof 1 Paket. D. Fran Marie Müller 2450 Briefmarken. Kinder Fröhstochheim d. Fr. Reisinger 1200 deutsche.

Stantal erhielt ich von Kindern des Paul Gerhardt K. G. D. Schöneberg d. Fr. Dähnel 3 Pfd. D. Fr. Meyer 1 Paket und eins vom Hausbater Wagner-Berlin.

Sammelnaben: Kinder in Fröhstochheim d. Pfarrer Reisinger 25,50. Konfirmanden Konrad d. Fr. Dieball 3 M. Konfirm. Grüttsch d. Fr. Zeller 17 M. Kinder in Landslut d. S. G. v. Löffelholz 6 M. Schulkinder in Kupper d. Fr. Rathe 83,75. Kinderfammelnbüchsen in Piden 17,50. Konfirmationsgabe Modrau d. Fr. Schmüdel 27,40. Konfirmationsgabe Br.-Friedland d. Sup. Bartonski 15 M. Kleinkinderschule Tarnowitz 2,23. Kindergabe Tarnowitz 2,70. Kindergottesdienst Paul Gerhardt Schöneberg d. Fr. Graunert 3,50. Schulkinder Wölfrathausen und Umgebung d. R. Fr. Krutter 8 M. Kindergottesdienst Tuche 3,25. Kindergottesdienst Stolp 7,79. Gymnasium Stolp 5,67. Decem Stolp 14,80. Kolberg Kindergottesdienst 33 M. Kinder in Gltze d. Fr. Lautorus 3,50. Töchterschule Bamberg d. St. D. Stodmeyer Lehr. Gangenmüller 5 M. Kinder der Anstalt Tempelhof d. Fr. Fr. Stegle 7,60. Konfirmanden Fürstensee-Blönzig d. Fr. Krause 2 M. Ernst Stübchen Kolmar 4 M. Kinderschule Wunnsiedel d. Schw. G. Müller 21 M. K. G. D. Michelsdorf d. Fr. Klapper 5 M. Kinder Oberbreit d. Fr. Hegenwein 4,36. Konfirmanden Mellwischen d. Fr. Bobeth 4,16. Herbstkonfirmanden Gärten d. P. Böttcher 39 M. Konfirmanden in Gelsingen d. Fr. Fruchter 6,80. D. Wiff. C. Pape-Steglich: von Lehrer Seinemann-Afferde 5 M., von Lehrer Muhs-Blüthen 1,68 M., von Lehrer Wiegmann-Afferde 5 M., von Lehrer Bauwert-Benzlow 3,60 M., von Kindern der Kirchengemeinde Lachant d. P. Bohlen 8,44 M., Hildegard Pape-Steglich 2,45 M., Lehrer Wiegmann-Afferde 2,73 M., Lehrer Heyl-Bentwisch 2,85 M., Fr. Müller-Gr.-Gottschow 3,82 M., Fr. Windreich-Hindenburg 4,45 M., Fr. Rogozinski-Zippnow 30,50 M., Andia Löwe-Vichtersfelde 9 M., Lehrer Usmann-Morientat 5 M., Hilda Wiegmann-Fuhlen 8,25 M., Käthe Pape-Steglich 5,71 M., Lehrer Müller-Bant 3,12 M. Jugendgottesdienst u. Kl.-K.-Sch. Angerburg d. Fr. Bolter 13,37. Kl.-K.-Sch. Sulzbach d. Schwester Babette 10 M., d. Fr. Gunt Fürbringer Wunnsiedel 18,30. d. Schw. Margarethe Rummelsburg i. P. 16 M.

5. Zum Schluß möchte ich die lieben Leser etwas fragen. Seid ihr auch schon einmal im Kindergruß in der Geberliste gestanden? Nein? Aber nicht wahr, ihr habt doch große Lust auch mal drin zu stehen. Das könnt ihr sehr einfach erreichen, ihr braucht nur für die Gofnersche Mission zu sammeln und entweder selbst mit Postanweisung oder durch den Herrn Pfarrer oder Lehrer mit Zahlkarte, Kontonummer 7950 Postfachamt Berlin, an die Gofnersche Missionsgesellschaft, Friedenau, Handjerystr. 19-20 eine Gabe einzuschicken und dann dankt auch der Kindergruß recht schön. Solltet ihr aber einmal etwas gesandt haben und es steht nicht im Kindergruß, dann ist das ein Versehen und ihr braucht bloß mir eine Karte zu schreiben, dann wirds nachgeholt.

Und nun ein gesegnetes neues Jahr! Es grüßt euch herzlich

Euer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gofnerschen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jüssen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



3. Jahrgang

Januar 1913

Nummer 1

Siehe hier bin ich!

1. Sam. 3, 4.

Der alte Priester Eli war matt und schwach und fast blind geworden. Da wollte der Knabe Samuel, sein Schüler, den frommen Alten nicht allein lassen und blieb, stets zum Dienst bereit, im Tempel, auch in der Nacht. Gott hatte aber den Samuel zu etwas Größerem ausersehen als zum Priester und Tempeldiener, ein Prophet sollte er werden. Da rief ihn der Herr eines Nachts: Samuel! Und der Knabe meinte, Eli wollte etwas und habe ihn gerufen. Siehe hier bin ich, antwortete er und sprang zu Eli. Aber der wußte von nichts. Und das geschah dreimal. Da merkte Eli, daß Gott den Knaben rief und sagte das dem Samuel. Als nun Gott wieder rief, da stellte sich Samuel freudig dem Herrn zur Verfügung und antwortete: Siehe hier bin ich. Rede, denn dein Knecht höret.

So etwas kommt gar oft vor; der Herr braucht für sein Reich viele Arbeiter; und besonders draußen bei den Heiden, wo es noch 800 Millionen gibt, die den Herrn nicht anrufen und doch auch selig werden sollen, muß unser Gott tüchtige Männer und Frauen haben, die Sein Wort verkündigen. Und die beruft sich Gott alle selbst. Da kommt's öfters vor, daß der Herr vergeblich ruft, und der Gerufene sagt sich, ach, das ist Einbildung, oder, ei, das kannst du ja gar nicht. Und da ruft der Herr nochmal und nochmal. Gar nicht so selten hört aber der Gerufene gleich. Da war ein kleiner frommer Junge. Der bekam ein kleines Missionschriftchen von Vater Grundemann in die Hand und las: „Nach Sumatra, auf, laßt uns gehen, die Batta's dort zu besehn.“ Und da las er vom Heidenelend und vom Christenglück. Das ging ihm durchs Herz — der Herr hatte ihn gerufen. Gleich

ging er zu seiner Mutter: „Liebe Mutter, ich muß zu den Batta's gehen und muß ihnen sagen, was wir für einen lieben Heiland haben.“ Das war sein fröhliches: Siehe, hier bin ich, rede, denn Dein Knecht höret. Aber die Mutter sagte: Kind, da mußt Du erst groß werden und etwas Tüchtiges lernen. Doch das socht den kleinen Mann nicht an, er wartete geduldig und meldete sich dann bei der Rheinischen Mission, die unter den Batta's arbeitet. Aber o weh, die konnten ihn nicht brauchen, denn er hatte einen Herzfehler und franke Leute darf man nicht aufs Missionsfeld schicken. Da meint ihr wohl, da war der junge Mann recht niedergeschlagen und meinte: Habe ich mir das nur eingebildet, daß der Herr mich gerufen hat? O nein! Er wußte genau, der Herr hat mich berufen, ich muß zu den Batta's, der Herr will mich nur prüfen. Und als ein paar Jahre um waren, da meldete er sich wieder. Der Herzfehler war verschwunden, der Jüngling wurde aufgenommen und nun ist er im Missionsseminar, bis er ausgesendet wird.

Es ist recht verschieden, wie der Herr seine Missionare beruft. Wenn wir einmal die Arbeiter unter den Heiden fragen wollten: Wie bist Du Missionar geworden? Und wie Du? was würden wir da für eine Menge wunderbarer Geschichten hören! Vielleicht erzählt uns einmal einer seine Geschichte!

Der Kindergruß aus der Gossnerschen Mission möchte in diesem Jahre wieder recht viel erzählen: von der Not der Heiden und von der Arbeit der Missionare und von dem Frieden, den der Heiland den Heiden schenkt. Und ihr Kinder lest das Alles. Vielleicht beruft unser Gott durch den Kindergruß den einen oder anderen von Euch. Wollt ihr dann darauf hören, auch so freudig wie Samuel sagen: Herr, hier bin ich?

Aus dem Leben der Kols.

Die Kols, was ist denn das? Das sind Volksstämme, die in den Bergen von Tschota Nagpur im Nordosten von Indien wohnen, ein fröhliches Bauernvolk, das vom Reisbau lebt und dabei recht zufrieden und glücklich zu sein scheint. Wenigstens siehts so aus, wenn man flüchtig durch ein Dorf geht. Kommt mal mit.

Es ist am frühen Vormittag. Wir stehen vor einer schlichten einfachen Hütte, aus Lehm gebaut, mit Gras und Blättern gedeckt. Davor sitzt ein brauner Mann, nur mit einem Lendentuch bekleidet, wie ihrs da im Wilde seht, und raucht seine Pfeife; diese sieht freilich ganz anders aus als bei uns die Pfeife. Sie besteht aus einer leeren Kofosnuß, in die ein Rohr eingesezt ist. Oben auf dem Rohr sitzt eine tönernerne Schale, das ist der Pfeifenkopf mit dem brennenden Tabak. An der Seite der halb mit Wasser gefüllten Ruß ist ein Loch, in das eine Art Mundstück gesteckt wird, und hier wird der Rauch gezogen. Weil der Rauch durchs Wasser geht, so gibts bei jedem Zug ein molliges Gurgeln. Der Mann, der so behaglich vor seiner Hütte sitzt und schmaucht, das ist der Hausbesitzer und Bauer, der eben ausruht von der Arbeit des Aufstehens. Nun ist die Pfeife aus, er wirft ein langes Tuch, den Tschadder, wie einen Mantel um die Schulter, holt die Ochsen aus der Hütte — denn der Stall ist auch da drin — und geht aufs Feld. Während der Bauer draußen auf dem Feld der Arbeit nachgeht, schauen wir uns im Dorfe um. Hübsch siehts nicht aus. Kreuz und quer stehen die Hütten, jede ist umgeben von einem kleinen Vorraum, den eine niedrige Mauer umschließt, dazwischen sind enge, schmale, schmutzige Gassen, die bisweilen eine mächtige Pfütze oder noch was schöneres aufweisen. Fast vor jedem Haus sehen wir die Frau bei der Arbeit, sie rüspet das Mittagsmahl, das gewöhnlich nur aus Reis und Gemüse besteht. Der Reis muß mit der Reispresse enthülst werden, das ist keine leichte Arbeit. Nun ist Mittag. Die Frau hat den Tisch gedeckt; aber das dürft ihr nicht wörtlich nehmen, Tische haben die Kols nicht und Decken haben sie erst recht nicht; sie hat vor dem Haus den Platz gefegt und mit flüssigem Kuhdung fein lackiert und ein paar große Blätter hingelegt, das ist der gedeckte Tisch. Unterdes ist der Mann nach Hause gekommen, hat seine Füße und Hände gewaschen, den Mund ausgespült und mit einem Stäbchen sehr gründlich die Zähne gepußt. Nun setzt er sich nieder, die Frau legt eine mächtige Portion gekochten Reis auf das Blatt und stellt sich dann hinter ihm auf und sieht zu, wie es ihm schmeckt. Und es schmeckt ihm tüchtig, der ganze Reisberg verschwindet in seinem Magen; die Reste schiebt er seiner Frau hin, er ist satt, nun darf sie essen. Er zündet sich seine Pfeife an und legt sich gemütlich hin.

Am Abend sehen wir die Dorfleute auf dem Plage versammelt; da wissen sie allerlei Geschichten zu erzählen, heitere und hübsche, aber auch recht häßliche und schmutzige. Das Häßlichste aber ist, daß solche Abende mit Branntweintrinken zugebracht werden. Große Töpfe voll Schnaps, der entweder aus Reis oder aus der Blüte eines Baumes zubereitet wird, stehen in der Mitte und immer wieder fassen sich Männer und Frauen einen Trunk in einem zum Becher zusammengesteckten Blatt. Und während die Alten plaudernd und lausend

— trinken kann man das gar nicht mehr nennen — beisammen sitzen, haben die jungen Burschen und Mädchen auf der Agra, dem Tanzplatz, sich zusammengesunden. Zuerst sieht der Tanz dort auch recht anmutig aus; in zierlichem Reigen bewegen sich die bunt gepußten Mädchen in schmuder Reihe, und die Burschen wissen in graziösen Sprüngen sich dem Reigen anzupassen. Aber lange dauert die Schönheit nicht. Bald wird das Tanzen wilder und schließlich ist es ein ausgelassenes Tollen; denn auch hier wird dem Branntwein tüchtig zugesprochen.

Ja, der Branntwein hat schon viel Unheil angerichtet im Kolsvolk, manch reicher Mann ist zum Bettler geworden, manch einer zum Mörder. Da wird das Bild von den zufriedenen und glücklichen Kols schon getrübt. Und noch trüber wird das Bild, wenn wir einmal die Kols schärfer ins Auge fassen. Das sind doch eigentlich recht mürrische, unzufriedene Gesichter. Sie sehen wirklich nicht glücklich aus. Das sind sie auch nicht. Dafür sorgen schon die Dorfbesitzer. In früheren Jahrhunderten waren die Kols freie Bauern, die ganz für sich lebten und sich selbst regierten. Aber dann kamen Könige auf und die Könige brachten Hindus ins Land und schenkten denen ganze Dörfer und diese Dorfbewohner ließen sich von den Bauern tüchtige Abgaben zahlen, weit mehr oft als diese leisten konnten. Und weil die Kols ungebildete Leute waren, nutzten die Hindu erst recht ihre überlegene Klugheit aus und bedrückten die armen Leute aufs schmachlichste und ungerechteste. Und wenn dann so manche gründlich ausgefogen waren, so blieb ihnen nichts übrig, als den Rest der Habe, meist nur ein paar Gegenstände, zusammenzupacken, das väterliche Erbe zu verlassen und in die Fremde zu gehen. Unzählige sind so schon an den Bettelstab gekommen; und die geblieben sind, freie Bauern sind sie nicht mehr, Knechte sind sie geworden, die für den Dorfherrn arbeiten müssen, wengleich auf ihren eigenen Feldern die Arbeit drängt. Aber das ließe sich schließlich immer noch aushalten, wenn sie wüßten, daß ein gerechter Gott im Himmel wohnt, der sich der Armen und Elenden annimmt. Aber das ist ja das traurigste, sie haben wohl eine Religion, aber die tröstet und die stärkt sie nicht, die macht sie nur erst recht unglücklich und erfüllt sie mit unheimlicher Furcht.

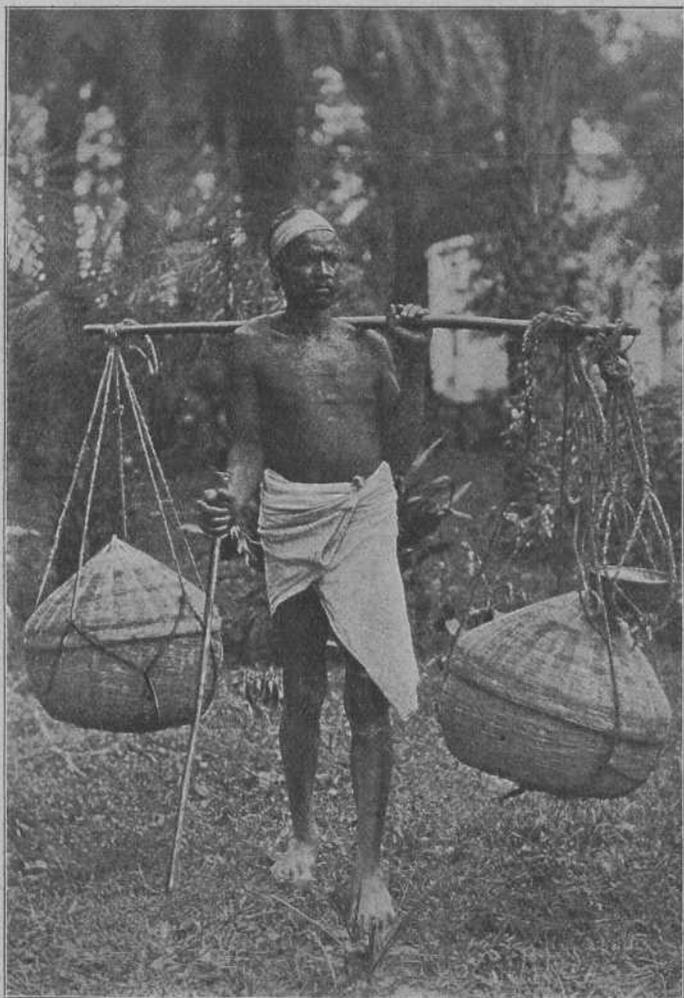
Wohl wissen sie noch aus früheren, besseren Zeiten, daß ein guter Gott die Welt geschaffen hat. Singbonga nennen sie ihn, sie bringen ihm auch alljährlich ein Opfer, indem sie ein weißes Huhn schlachten. Aber sonst kümmern sie sich nicht um ihn. „Denn er ist ja gut und tut uns nichts zu leide. Und dann ist er ja viel zu weit weg, er hat die Welt geschaffen und hat sich dann zurückgezogen und die Welt hat er den Geistern übergeben, und mit den Geistern haben wir es zu tun!“

Draußen vor dem Dorf liegt ein unheimlicher Platz, ein kleines Wäldchen mit aufgerichteten oder flach liegenden Steinen, die Sarna, der Teufelshain, da haben die Geister ihren Aufenthaltsort, wenn sie aus der Geisterwelt auf die Erde kommen. Eigentlich wohnen sie im Jenseits. Dort leben sie gerade wie die Menschen auf Erden, sie haben Hunger, sie sind neidisch, sie arbeiten und unterhalten sich. Deshalb geben die heidnischen Kols ihren Toten, denn die werden zu Geistern, die Hade und die Pfeife und etwas zum Essen und Einkaufem mit ins Grab.

Wenn nun die Geister Hunger haben, dann brauchen sie ein Opfer. Aber woher weiß der Mensch, daß ein Geist seinen Hunger stillen will? Oh, das muß er sehr schwer fühlen. Der Geist bringt sich in empfehlende Erinnerung, indem er den Menschen quält und plagt. Da ist zum Beispiel ein Mann krank geworden, das hat nach der Meinung der heidnischen Kols nicht eine natürliche Ursache, sondern da ist ein böser Geist an den Mann geraten und quält ihn, damit der Mann oder seine Angehörigen ihm ein Opfer darbringen. Nun wird durch den Teufelspriester draußen in der Sarna ein schwarzes Huhn oder eine Ziege, vielleicht sogar ein Büffel als Opfer geschlachtet. Das Blut fließt auf die Steine und mit dem Blut die Seele des Tieres. Diese Seele ist nun die Speise des Bhut, des Geistes. Ähnlich stellen sich die Heiden auch die Sache vor, wenn sie Reis oder andre Früchte opfern. Sie wundern sich nicht darüber, daß die Früchte unberührt scheinen, die Geister fressen natürlich nicht die Körner, sondern die Seele der Frucht. Die Kols meinen eben, daß auch Gegenstände eine Seele haben. Ueberhaupt über die Seele haben sie ganz sonderbare Vorstellungen. Sie meinen, die Seele des Menschen wohnt besonders im Haar, in den Nägeln, im Schweiß, im Blut. Wenn nun jemandem einige Haare genommen werden, so hat er ein Stück seiner Seele verloren und der, der sie genommen hat, hat Gewalt über des andern Leben. Wenn er sie unter Zauberflüchen vertilgt, so muß jener auch zu grunde gehen. Darum sind auch die heidnischen Kols so sehr darauf aus, einen tüchtigen Haarschopf zu haben, der zu einem Zopf zusammengebunden ist. Christen dürfen natürlich solchen Aberglauben nicht haben, deshalb muß ein Heide, der Christ werden will, seinen Haarschopf abschneiden lassen. Im ganzen Land der Kols ist der Aberglaube vom Hegen allgemein. Keiner traut dem andern. Aber nicht nur dem Menschen kann die Hexerei gefährlich werden, sondern auch dem Vieh. Die Seele des Viehs liegt ja auch in den Außerlichkeiten. Da sitzt zum Beispiel ganz versteckt eine Frau. Sie hat mit der einen Hand Reiskörner auf den Boden gestreut, mit der andern Hand hält sie ein schwarzes Huhn und beobachtet, ob wohl das Huhn die Körner frisst oder nicht. Natürlich frisst es. Da freut sich die Frau, denn sie meint, die Antwort der bösen Geister erhalten zu haben. Sie sagte näm-

lich: „Wollt ihr Geister mir helfen? Dann macht, daß das Huhn die Körner frisst.“ Ja, wozu denn helfen? Die Frau will des Nachbarns Vieh verhegen! Sie reißt dem Huhn den Kopf ab, fängt das Blut auf, schüttet es in eine Hand voll Lehm, mengt dann Ziegenhaar, Schafswolle, Hühnerfedern, Schweinsborsten mit hinein und macht einen — Hegenkloß davon. Wenn sie ihn dann draußen auf dem Felde unter Zauberflüchen begraben hat, dann meint sie: alles Vieh, von dem etwas Seele in den Kloß gemengt ist, muß sterben. Natürlich wird davon das Vieh nicht krank oder tot, aber die Leute glauben eben, daß so etwas gemacht werden kann. Wie schlimm das ist, sehen wir, wenn wir die Sache von der anderen Seite betrachten. Da merkt ein Bauer, daß einer von seinen Ochsen krank ist. Nun denkt er nicht anders, als daß irgend jemand ihm das Vieh verzaubert oder verhegt hat. Er ruft den Hegenmeister und der soll nun die Hege herausfinden. Wehe dem, der den Hegenmeister einmal gekränkt hat. Nun wird sich der böse Mann rächen und seinen Feind als Hege bezeichnen. Und dann wird Gericht gehalten und wenn kein Wunder geschieht, wird die Hege verurteilt, wenns gut geht zu einer empfindlichen Geldstrafe, wenns ganz schlimm ist, zum Tode, in häufigen Fällen zur Landesverweisung. Und

natürlich ist's immer ein Unschuldiger. Nun kann man sich wohl eine Vorstellung davon machen, wie der Hegenberglaube das ganze Volk in beständiger Angst erhält. Keiner weiß ja, ob er nicht von dem unheimlichen Zauberer als Hege bezeichnet wird, keiner traut seinem Nachbar über den Weg, der könnte ja vielleicht geheime Zauberkräfte haben und keiner kommt aus der Sorge heraus. Dazu nimm noch den Geisterglauben, von dem ich vorhin erzählt habe. Keiner weiß, ob nicht einer von den Tausenden von bösen Geistern hungrig oder beleidigt ist, keiner ist auch nur eine Minute vor diesen Quälgeistern sicher, keiner weiß gewiß, ob sein Opfer nun wirklich den Geist befriedigt hat oder ob der Geist immer neue Opfer fordert. So kommt der heidnische Kol mit seinem Hegenwahn und Geisteraberglauben aus der Angst überhaupt nicht heraus. Und jetzt verstehen wir es auch, warum diese Heiden so finstere, mißtrauische, unzufriedene Gesichter haben. Sie mögen äußerlich oft recht vergnügt und ausgelassen sein, sie mögen auch in ihrem alltäglichen Leben als recht



Kol mit einer Traglast.

harmlose, gemüthliche Leutelein erscheinen, in Wirklichkeit sind sie ein tief unglückliches Volk.

Und das ist das Volk, unter dem seit dem Jahre 1845 Gohrnersche Missionare an der Arbeit stehen, um die armen Kols zu befreien aus der jämmerlichen Angst, um aus den verängsteten Heiden fröhliche Gotteskinder zu machen.

Allerlei Hübsches.

1. Nicht wahr, Kinder, ihr habt schon alle einen Kinematograph gesehen und euch daran gefreut, wie da an der Leinwand die Bilder kamen und das sah aus, als ob die Bilder lebendig wären. Ihr wißt, woher das kommt, daß die Bilder alle lebendig zu sein scheinen: es sind alles einzelne Bilder, Photographien. Aber sie werden so rasch nacheinander gezeigt, daß die vielen Bilder wie ein einziges, und nun lebendiges Bild erscheinen. Nun hört einmal und staunt: Der Kindergruß 1913 soll etwas ähnliches werden, wie ein Kinematograph. Ihr wißt, der Kindergruß kommt alle Monate und enthält immer allerlei Geschichten. In diesem Jahre will der Kindergruß aber die Geschichten so erzählen, daß sie zusammenpassen, und wenn ihr am Schluß des Jahres die 12 Nummern nochmal lest, frisch weg nacheinander, dann ist es euch, als ob ihr ein ganz klares, lebendiges Bild von der Gohrnerschen Kolsmission anseht, gerade wie im Kinematographen. Habt ihr Lust dazu? Nun, dann braucht ihr ja nur den Kindergruß zu halten und recht schön aufzuheben. Ich möchte euch herzlich bitten, tut das und ihr werdet zum nächsten Weihnachtsfest eine große Freude haben.

2. Von einer großen Weihnachtsfreude muß ich noch erzählen; sie ist zwar schon ein Jahr alt, aber doch noch frisch und herzerquickend. Wir feierten gerade im Missionshaus Weihnachtsabend, hatten im Betsaal einen großen Christbaum stehen und die Brüder, die künftigen Missionare, hatten sich um uns versammelt, da brachte der Postbote ein kleines Paketchen. Und wie ichs aufmache, was war drin? Ein kleines Christbäumchen mit winzigen Lichtlein und als Schmuck hingen daran zwanzig 50 Pfennig Stücke, zierlich und fein aufgereiht, das hatte die Hensensfelder Kinderschule geschickt. Ich zündete gleich die Lichtlein an und trug das Bäumchen in den Saal. Da haben wir uns sehr gefreut, ganz besonders, als wir auch noch das nette Gedichtchen hörten, das mit im Paketchen lag:

Kleine Liebesgaben aus der Kinder Hand
Segnen ganze Völker dort im Heidenland.
Hören aus der Bibel von dem heiligen Christ,
Glauben, daß er sicher auch ihr Heiland ist.
„Lieber Heiland, höre deiner Kinder Fleh'n:
Laß doch alle Heiden in dein Reich eingehn!“
Möcht dies Scherflein helfen aus der Kinder Hand,
Daß es Weihnacht werde dort im Heidenland.

3. Von zwei anderen schönen Gaben darf ich nicht schweigen. Am 13. und 14. Oktober waren die schlesischen Freunde der Gohrnerschen Mission in Liegnitz

versammelt und feierten ein großes Missionsfest. Da wurde natürlich auch den Kindern von der Mission erzählt. Und die Kinder sagten schön Dank. Aber wie? Die Konfirmanden des Herrn Pastor Kabeitz brachten ein sehr schönes Abendmahlsgerät. Da hatten sie tüchtig Staniol gesammelt und die heiligen Gefäße daraus gießen lassen. Und ganz ähnlich machten es die Kinder in Kolberg. Als die pommerischen Freunde der Gohrnerschen Mission am 2. und 3. Dezember sich in Kolberg versammelten, da hatten die Kinder in der Georgenkirche einen besonderen Gottesdienst. Ungefähr 1200 Kinder waren gekommen. Und am anderen Tag ließen sie in der Festversammlung feierlich ein glänzendes Taufgerät überreichen, Taufkanne und Tauffschüssel. Da möchte allen lieben Sammlern auch der „Kindergruß“ ein herzliches „Danke schön“ zurufen.

4. Nun möchte ich aber auch all den andern lieben Sammlern danken:

Briefmarken sandten ein: Kinder vom Haus IV Herrmannswerder ausländische und 2500 deutsche. Marie Sieger-Bamberg ausländische und 2500 deutsche. S. Hoffmann-Gumbinnen 1 Paket. Ida Karsten-Deeflow ausländische und 1300 deutsche. Hermann Besgrid-Festenberg 1 Paket. Oskar Böhm-Kunig 2 Pakete. Felix Zischke-Gameln 1 Paket. Fildskäule Dalls-Giebelentem 1 Paket. Fr. Meyer-Berlin 3 Pakete ausländische und 2300 deutsche. Fr. Baumeyer-Grabenort 1 Paket. D. Fran Marie Müller 2450 Briefmarken. Kinder Fröhstochheim d. Fr. Reiffinger 1200 deutsche.

Stanol erhielt ich von Kindern des Paul Gerhardt R. G. D. Schöneberg d. Fr. Dönnel 3 Pfd. D. Fr. Meyer 1 Paket und eins vom Hausvater Wagner-Berlin.

Sammelgaben: Kinder in Fröhstochheim d. Pfarrer Reiffinger 25,50. Konfirmanden Konrad d. Fr. Dieball 3 M. Konfirm. Grutshno d. Fr. Zeller 17 M. Kinder in Landshut d. S. G. v. Köffelholz 6 M. Schulkinder in Küpper d. Fr. Pathe 33,75. Kinderammelbüchsen in Pilsen 17,50. Konfirmandengabe Mostau d. Fr. Schmödel 27,40. Konfirmandengabe Fr.-Friedland d. Sup. Barfomski 15 M. Kinderschule Tarnowitz 2,23. Kindergabe Tarnowitz 2,70. Kindergottesdienst Paul Gerhardt Schöneberg d. Fr. Graustein 8,50. Schulkinder Walfrafs-Hausen und Umgebung d. R. Br. Rutter 6 M. Kindergottesdienst Luchel 8,25. Kindergottesdienst Stolp 7,79. Gymnasium Stolp 5,67. Vocuum Stolp 14,50. Kolberg Kindergottesdienst 35 M. Kinder in Wlitz d. Fr. Luntows 3,00. Kinderschule Bamberg d. St. B. Stodmeyer Lehr. Gangenmüller 5 M. Kinder der Anstalt Tempelhof d. Fr. Fr. Siegle 7,60. Konfirmanden Fürstenlee-Blöndig d. Fr. Kranke 2 M. Ernst Stübchen Kolmar 4 M. Kinderschule Wunfiedel d. Schw. G. Müller 21 M. R. G. D. Michelsdorf d. Fr. Klapper 5 M. Kinder Obernbreit d. Fr. Hegelein 4,36. Konfirmanden Wellwischen d. Fr. Bobeth 4,16. Herbitkonfirmanden Görlitz d. P. Böttiger 39 M. Konfirmanden in Gellingsen d. Fr. Fruchter 6,30. D. Wiff. C. Pape-Steglich: von Lehrer Heinemann-Afferde 5 M., von Lehrer Bauer-Benslow 3,60 M., von Kindern der Kirchengemeinde Sachem d. P. Bohlen 8,44 M., Hildegard Pape-Steglich 2,45 M., Lehrer Wiegmann-Afferde 2,73 M., Lehrer Hehl-Dentwisch 2,85 M., Fr. Müller-Gr.-Gottichow 3,82 M., Fr. Hindfleisch-Hindenburg 4,45 M., Fr. Rogozinski-Zippnow 30,50 M., Lydia Löwe-Sichterfelde 9 M., Lehrer Wismann-Mariental 5 M., Hilda Bürgers-Frauten 8,25 M., Käthe Pape-Steglich 5,71 M., Lehrer Müller-Bant 3,2 M. Jugendgottesdienst u. R.-R.-Sch. Angerburg d. Fr. Wolter 13,37. R.-R.-Sch. Sulzbach d. Schwester Babette 10 M., d. Fr. Cuni Fürbringer Wunfiedel 18,30. d. Schw. Margarethe Rummelsburg i. R. 16 M.

5. Zum Schluß möchte ich die lieben Leser etwas fragen. Seid ihr auch schon einmal im Kindergruß in der Seberliste gestanden? Nein? Aber nicht wahr, ihr habt doch große Lust auch mal drin zu stehen. Das könnt ihr sehr einfach erreichen, ihr braucht nur für die Gohrnersche Mission zu sammeln und entweder selbst mit Postanweisung oder durch den Herrn Pfarrer oder Lehrer mit Zahlkarte, Kontonummer 7950 Postfachamt Berlin, an die Gohrnersche Missionsgesellschaft, Friedenau, Handjerystr. 19-20 eine Gabe einzuschicken und dann dankt auch der Kindergruß recht schön. Solltet ihr aber einmal etwas gesandt haben und es steht nicht im Kindergruß, dann ist das ein Versehen und ihr braucht bloß mir eine Karte zu schreiben, dann wirds nachgeholt.

Und nun ein gesegnetes neues Jahr! Es grüßt euch herzlich

Euer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gohrnerschen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zillesen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



2. Jahrgang

November 1912

Nummer 11

Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben.

Psaln 46, 2.

Dieser 46. Psalm hat unserm Dr. Martin Luther Trost und Kraft gegeben, wenn die Stürme der Reformation ihm zu rauh erscheinen wollten. Und in einer Stunde, da Luther selbst und seine ganze Sache in höchster Gefahr schwebte, da hat er dieses Lied der Kinder Korah sich so ernst vorgebetet, daß es in ihm zu einem neuen Lied wurde. Ihr kennt es alle und am Reformationsfest werdet ihr es mit Begeisterung singen: Eine feste Burg ist unser Gott. Ja, als eine feste Burg hat sich Gott erwiesen, als eine gute Wehr und Waffe. Wie hat er den Reformator behütet und beschirmt, aus Not und Todesgefahr gerettet und schließlich dem deutschen Volk den unverfälschten Glauben zurückgeben lassen. Und heute beweist sich unser Gott immer noch als die Zuversicht und Stärke seiner Kinder. In Jaspur in Indien wohnen viele Christen unserer Mission. Aber der König will nicht haben, daß seine Untertanen Christen sind. Deshalb hat er verboten, daß Missionare in seinem Lande wohnen oder Kirchen bauen. Sie dürfen nur hindurchreisen und im Freien, unter Bäumen oder in Häusern Gottesdienst halten. Und doch halten die Christen treu zum Heiland. Da haben die Beamten des Königs und die Dorfbesitzer versucht durch Quälereien und Gewalttätigkeiten die Christen zum Abfall zu zwingen. Sie wurden zusammengetrieben und vor ihren Augen wurde ein Tier geopfert und zu Ehren der Götter, der Geister, Reis gekocht. Dann sollten die Christen von dem Opferreis essen und vom Opferblut trinken. Das taten sie aber nicht; deshalb wurden sie geschlagen und mußten dann zur Strafe für die Dorfbesitzer arbeiten. In einem Dorfe sollten die Christen ein Schriftstück unterzeichnen, daß sie nie mehr zum Gottesdienst kommen

wollten; wenn sie aber doch kämen, dann sollte ihr Hab und Gut ihnen nicht mehr gehören und sie müßten die Heimat verlassen. Nun können aber die Reis in Jaspur zum größten Teil nicht schreiben. Sie unterzeichnen dann in der Weise, daß der Daumen geschwärzt und auf das Papier aufgedrückt wird. Aber jenes Schriftstück wollten sie schon gar nicht unterzeichnen. Da kamen auf einmal Soldaten, faßten immer einen Mann, schwärzten ihm gewaltsam den Finger und wollten ihn dann zwingen, den Daumendruck zu geben. Da hat es viele Schläge gegeben. Einer ist halb tot liegen geblieben. Und noch viele andere Quälereien kamen vor. Doch fast alle Christen sind treu geblieben und hielten es mit den jungen Männern, die zum Missionar sagten: Wenn sie uns auch schlagen oder aus dem Lande jagen oder einsperren oder gar totschlagen, wir bleiben doch dem Heiland treu. Woher hatten sie nur die Kraft? Gott ist ihre Zuversicht und Stärke. Sie wissen, daß keine Macht der Welt ihnen das Himmelreich rauben kann, wenn sie nur Kinder des lebendigen Gottes sind. Und darum können sie auch mit heiliger Begeisterung das Lutherlied singen:

Nehmen sie den Leib,
 Gut, Ehre, Kind und Weib,
 Daß fahren dahin,
 Sie habens kein' Gewinn,
 Das Reich muß uns doch bleiben. F.

Bei den indischen Waldbauern.

Von Missionsinspektor Fürtch.
Aus „Evangelischer Missionskinderkalender 1913.“

In welligen Hügelreihen ziehen sich die Ausläufer des Windhja-Gebirges durch die Landschaft Chota Nagpur in Indien. Weite Wälder, oft nur aus niedrigem, aber dichtem Gestrüpp bestehend, bedecken die Höhen und reichen bisweilen in die Täler hinein. Und wo

der Wald gerodet ist, da haben die Bewohner ihre Acker angelegt. Bauern sind sie, die Kols, die Bewohner von Chota Nagpur; manche haben von ihren Vätern her ihr Stück Land geerbt, andere haben erst dem Urwald ihre Felder abgerungen, überall baut der Kol seinen Reis. Ei, wie hurtig es an die Arbeit geht, wenn es — anfängt zu regnen. Ja, das ist das sonderbare beim Reis, er kann erst gesät und gepflanzt werden, wenn es tüchtig geregnet hat. Schon gegen Ende der trockenen Jahreszeit sieht der Bauer

nach, ob seine Felder noch gut von Dämmen umgeben sind und wo eine fehlerhafte Stelle ist, wird ausgebessert und hie und da gilt's neue Dämme aufzurichten. Wenn dann die Acker richtig umschlossen sind, dann kann die Regenzeit gestrost einsetzen. Und es regnet, oft in Strömen und bald sieht das Land aus wie eine Menge kleiner Weiher und Teiche. Die Acker stehen unter Wasser und die Dämme sind die Ufer. Und jetzt kann's an die Ausfaat gehen. Ein Acker wird von einem recht einfachen Pflug aufgerissen und der Bauer sat nun tüchtig Reis aus. Aber nur auf einen Acker. Einige Zeit später sieht das Feld aus, wie ein mit dichtem sprossendem Schilf erwachsener Weiher. Und jetzt geht alles hinaus an die Arbeit. Da werden die Reispflanzen herausgerissen und in kleine Bündel gebunden und jeder nimmt nun solche Bündelchen, geht auf den nächsten Acker und steckt da die einzelnen Pflänzchen in den Schlamm, vielfach sogar ins

Wasser. Und von oben regnets. Ja, wird man denn da nicht eis auf die Haut naß? Das wäre freilich schnell geschehen, denn Kleider tragen die Kols bei der Arbeit nicht viel. Und doch werden sie nicht so naß. Seht euch nur den Mann auf dem Bilde hier an, das ist ein Kolsbauer bei der Arbeit und ist gegen den Regen durch seine mächtige Regenkapuze geschützt. Und für alle Fälle steht auch noch der Regenschirm daneben. Zusammenklappen kann man ihn freilich nicht; ist auch nicht aus Stoff, sondern ebenso wie der Regenmantel aus Blätterwerk geflochten. Aber den Regen können sie abhalten und das ist doch die Hauptsache.

Wenn draußen auf dem Felde das Verpflanzen des Reises beginnt, dann ist lustige Zeit für die Kinder.

Mit Schlamm spielt ihr doch alle gern. Und nun steht da so ein Junge, nach vorn gebeugt, und steckt ein Pflänzchen in den Boden; und dahinter der Bursche, warum lächelt er denn so verschmizt? Nun, da haben wir's gleich: er gibt dem andern einen kleinen Stoß und kopfüber purzelt dieser in den Schlamm. Dann gibt's ein kleines Gebalge und schließlich sehen alle beide aus, wie aus dem Moorbad gezogen und — lachen einander an und aus.

Wie freut sich der Kol, wenn der Regen kommt, regelmäßig und gleichmäßig, denn dann kann er auf eine gute Ernte hoffen; aber wehe, wenn die Regenflut stürmisch daherkommt. Wie oft ist's schon geschehen, daß die Acker so überschwemmt waren, daß an keine Arbeit, keine Ausfaat zu denken war. Oder der Regen setzte mit neuer Macht ein, als eben die Reispflänzchen zu Bündeln gebunden für die Acker bereit lagen und dann brach der Damm und die wilde Flut riß alles mit fort. Wohl ist es möglich, nachher nochmal von vorn zu beginnen, aber da besteht die Gefahr, daß nicht mehr genug Regen fällt, es setzt die trockene, die heiße Zeit ein und ist der junge Reis nicht schon genügend weit gediehen, dann verdorrt er und die Ernte ist verloren. Wie ängstlich sieht der Bauer nach dem Himmel, wenn die Wolken zu früh verschwinden und vom klaren Himmel die Sonne ihre glühenden Grüße auf die Acker sendet. Im vorigen Jahre ist's so gewesen, daß mitten in der Regenszeit der



Kolsbauer mit Regenhut und Schirm.

der Regen aufhörte und die Gluthitze begann. Rasch waren die überschwemmten Felder trocken, das trockene Feld dörrte aus, und die jungen Pflanzen lagen weilt am Boden. Mehrere Wochen dauerte die Angst. Da wandten sich die Christen einmütig an den Herrn, der Wolken, Lust und Winden die rechte Bahn weist. Auf der Missionsstation fand ein feierlicher Wittgottesdienst statt, von weit her kamen die Christen und ein heißes Gebet und Flehen stieg zum himmlischen Vater auf. Und er hörte! Als eben nach dem Gottesdienst die Christen auf ihre Dörfer pilgerten, da hob ein Rauschen an. Und dann kamen diese Tropfen und dann floß der Regen in Strömen. So hat Gott das Volk vor der Hungersnot geschützt. Hungersnot! Ein hartes

Wohl! Und wie leicht kommt es über die indischen Bauern. Zu viel Regen und zu wenig Regen — und alles ist verdorben. Da läßt sich leicht begreifen, daß die Bauernarbeit im indischen Wald gar schwere Sorgen mit sich bringt.

Aber nicht nur die Zeit der Aussaat und des ersten Wachstums ist von Sorgen begleitet, sondern auch die Zeit vor der Ernte. Denn da gilt's, das reife Feld vor Dieben zu schützen. Die Tiere des Waldes wissen recht wohl, daß der junge Reis recht gut schmeckt und da kommen sie dann in die Felder gebrochen, bisweilen ganze Scharen von Affen. Aber auch die heiligen Bullen bekommen Appetit. Die Priester der Hindu, von denen ziemlich viele in Chola Nagpur unter den Fols wohnen, setzen bisweilen kleine Kälder aus, indem sie dieselben für heilig erklären. Diese Tiere gelten dann als etwas Göttliches und werden von den Heiden verehrt. Zur Verehrung gehört aber auch, daß man sie fressen läßt, was sie wollen. Und ein Heide, der eben dabei ist, sein Feld vor den hungrigen Tieren zu schützen, kommt in große Verlegenheit, wenn ein heiliger Ochse daherkommt und seinem Feld die Ehre erweist, seinen Hunger stillen zu dürfen. Wegjagen darf er doch das heilige Vieh nicht. Da macht er eben seinen tiefsten „Salam“ sein Kompliment, und sagt höflich: Aber lieber, heiliger Ochse, willst du nicht vielleicht dort drüben auf jenen Acker gehen, dort ist der Reis viel schöner und besser als bei mir! Manchmal freilich, wenn's niemand sieht, da läßt er auch bisweilen einen dicken Prügel auf die heilige Schwarte sausen; diese Sprache versteht das Tier viel besser als die höfliche. Unsere Christen machen es von vornherein so, sie jagen heilige Büffel ebenso wie Rehe und Affen einfach weg mit Schreien und Schlägen. Meistens bauen sich die Bauern draußen auf dem Feld eine Wachtstätte, bisweilen erhöht, damit sie das Feld besser überschauen können und auch zugleich geschützt sind, denn es kommen auch große Tiere.

Besonders Elefantenbesuch ist für die Felder sehr schlimm, denn sie fressen nicht nur sehr viel, sondern sie zerstampfen so ziemlich alles, was sie nicht gefressen haben. Mit ihren mächtigen Beinen verwandeln sie bald die schönen Acker in einen Schutt- oder Morasthaufen. Darum suchen sich die Bauern gegen solchen Besuch noch besonders zu schützen. Sie machen aus Stangen mächtige Fackeln und zünden sie an. Feuer mögen die Elefanten gar nicht und so meiden sie ein erleuchtetes Feld.

Das traurigste aber ist, daß nicht bloß wilde Tiere, sondern auch böse Menschen sich an die Felder der Bauern machen. Davon erzählte uns neulich unser Missionar Jeschke, der gegenwärtig gerade in Deutschland auf Urlaub ist und in Rummelsburg in Pommern wohnt: „In Rhutitoli wohnt ein Mann, der selbst kein eigenes Feld besitzt. Er hatte in diesem Jahre im angrenzenden Dorfe von einem Heiden ein Stückchen Reisland in Pfand genommen. Mit viel Fleiß hatte er gearbeitet und Reis gepflanzt. Er hatte seine Freude am Wachstum und Gedeihen. Als der Reis zu reifen anfang, hielt der Mann Tag und Nacht Wache dort im Walde. Nur selten sah ich ihn in jenen Tagen hier im Dorfe. Eines Tages sah ich ihn zur ungewöhnlichen Zeit, mit langsamem Schritt und traurigem Angesichte, die Art auf der Schulter, vom Felde kommen. Ich fragte ihn: „Wo kommst du her?“ „Vom Felde,“ war seine Antwort. „Wie steht es mit deinem

Reis?“ „Diebe haben ihn in dieser Nacht geschnitten, während ich eingeschlafen war, und haben ihn fortgetragen. Für mich ist nichts mehr übrig geblieben, darum komme ich nun nach Hause.“ Am nächsten Tage weinte seine Frau, die bei uns Hausarbeit verrichtet, viel über den Verlust und klagte uns ihr Leid.

Aber leider kommen solche Diebe nicht nur einzeln vor, sondern gleich in ganzen Banden.



Der König von Jaspur.

Unsere Christen in Chiroelat werden besonders oft von solchen Diebesbanden heimgesucht. In der Zeit der Ernte kommt kein Schlaf des Nachts in ihre Augen; ein jeder hält Wache in einer kleinen Hütte neben seinem Felde. Im Falle Diebe kommen sollten, um Reis zu stehlen, läßt der Wächter einen bestimmten Ruf erschallen. Sofort kommen die andern Christen ihm zur Hilfe und verjagen die Diebe. Der dortige Katechist erzählte mir folgendes: „Einer von unsern Christen sah in diesem Jahre in seiner kleinen Hütte, welche er in den Zweigen eines niedrigen Baumes errichtet hatte, des Nachts und bewachte seinen Reis. Da plötzlich sieht, wie aus dem Boden gewachsen, ein Mann mit erhobener Art vor ihm, sagend: „Wenn du

einen Laut von dir gibst, schlage ich dir mit dieser Art den Kopf ab! Auf ein leises Zeichen kamen etwa 20 seiner Genossen aus dem Dickicht des Waldes, und der arme Mann mußte mit seinen Augen sehen, wie diese Diebe ihm in aller Seelenruhe den Keiz abschneiden und davon trugen. Um sein Leben zu retten, mußte er, vor seinem grimmigen Feinde, ohne einen Laut von sich zu geben, stille sitzen bleiben. Endlich, nach vielleicht einer Stunde, die ihm aber eine ganze Nacht deuchte, als die Diebe den geraubten Keiz bereits eine weite Strecke fortgeschafft hatten, zog sich auch der Mann mit der Art zurück. Bei all dem Schaden konnte noch unser Christ Gott danken, daß er mit dem Leben davon gekommen war.“

Nicht wahr, lieber Leser, das sind böse Sachen; Da können wir es wohl begreifen, daß die Waldbauern eine ganz unbändige Freude haben, wenn der Keiz glücklich geerntet und gedroschen und eingebracht oder verkauft ist. Unsere Christen wissen recht wohl, wenn sie eine glückliche, durch alle Nöte und Sorgen durchgerettete Ernte zu danken haben und so kommt es, daß in unseren Gemeinden das Erntedankfest am 2. Adventssonntag mit großer Freude und allgemeiner Beteiligung gefeiert wird. Wie es dabei zugeht, lassen wir uns von Missionar Edert in Chajnpur erzählen:

„Wenn die Vorbereitungen zum Fest alle getroffen sind, dann holen die Christen ihren Sonntagsstaat hervor, der meistens in reinen weißen Kleidern besteht. Auch wird der ganze Körper mit Del eingerieben, besonders aber wird das Gesicht bedacht, das triefst dann nur so, daß man an den Hohenpriester erinnert wird: Psalm 133, 2: „Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupte Arons herabfließt in seinen ganzen Bart, der herabfließt in sein Kleid.“ Ist diese Arbeit getan, so holen sie dann ihre Gaben, die sie zum Dankopfer bringen, hervor. Die Opfer bestehen meistens in Keiz und Hülsenfrüchten, auch Geld wird geopfert. Nun beginnt der Umzug. Die Schulknaben versammeln sich vor ihrem Hause. Mit Gesang und Trommelbegleitung ziehen sie dann zu den Häusern der Christen, die dort schon bereit stehen, mit Keizkörben auf ihren Köpfen oder mit Garben auf dem Rücken, die sich dann gleich dem Zuge anschließen. Es sieht ganz prächtig aus, wenn voran die Sänger und Trommler mit ihren Fahnen ziehen und hinterher ein langer Zug mit Opfergaben! Ist der Umzug beendet, so geht es dann in die Kirche, um vor dem Altar die Gaben als Dankopfer niederzulegen. Gleich darauf wird stehend ein Dankeslied gesungen, ein Schriftabschnitt verlesen und ein Dankgebet gesprochen. So endet dann die eigentliche Erntedankfeier, woran sich dann der übliche Gottesdienst schließt.“

So findet die Feldarbeit ihren würdigen Abschluß in herzlichem Dank gegen den gütigen Gott, der seine milde Hand aufstut und erfüllet alles, was lebet, mit Wohlgefallen, der seine treue Vaterhand sorgend und schützend ausbreitet über die indischen Waldbauern in Nagpur.

Ein merkwürdiges Pflaster.

In einer kleinen chinesischen Landstadt sitzen eine Anzahl Leute in einer Teebude beisammen und unterhalten sich lebhaft über die Kunst des Photographierens. Sie wissen offenbar nicht, ob alles mit rechten Dingen zugeht und ob nicht Zauberei und Hexerei dahinter

stecken. Da erzählt der Sohn des Besitzers der Teehütte: „Vor einigen Jahren kam ein wandernder Photograph in unsere Stadt, und ich ließ mich photographieren, obschon es mich nicht wenig Geld kostete. Bald darauf wurde ich schwer krank. Es war keine gewöhnliche, sondern eine rätselhafte, hartnäckige Krankheit. Ich suchte bei vielen Doktoren Hilfe, aber was für Medizin sie mir auch verschrieben, es half alles nichts. Plötzlich fiel mir ein, daß ich mich ja vor einiger Zeit hatte photographieren lassen. Nun war mir alles klar. Die Krankheit kam vom photographischen Apparat. In dem kleinen Kasten mußte etwas gewesen sein, daß mich behegt hatte. Kein Wunder, daß alle chinesischen Arzneien nichts ausrichteten gegen den Hergensput der fremden Teufel. Aber ich wußte mir zu helfen. Ich nahm die Photographie, tunkte sie in Wasser und klebte sie auf meine Brust, und bald war ich wieder gesund.“ — Wie einfach wäre es, wenn man alle rätselhaften Krankheiten so heilen könnte! (Aus: „Der Heidenfreund“.)

Einladung.

Bitte genau lesen.

Nun werdet ihr gar noch eingeladen. Ja, es kommt bald wieder ein neues Jahr und da lade ich euch ein, gleich wieder bei eurem lieben Pastor oder Lehrer oder Helfer den Kindergruß zu bestellen. Versucht auch, ob ihr nicht noch mehr Freunde gewinnen könnt, die dann auch noch den Kindergruß bestellen. Je mehr Kindergrüße ich hinaus schicken darf, desto größer ist meine Freude.

Und dann noch etwas. Ihr habt die Geschichte von den indischen Waldbauern gelesen. Die habe ich für den Missionskinderkalender 1913 geschrieben. Der ist wieder recht hübsch geworden, ein schöner farbiger Umschlag zeigt uns die Wälder aus dem Morgenland und dann stehen viele Geschichten drin aus Afrika und Sumatra, aus Indien und Alaska, aus Neuguinea und China. Er kostet nur 15 Pf. (Wenn 100 Stück bestellt werden, kostet der einzelne Kalender nur 10 Pf. Bei 12 bestellten Kalendern gibts einen 13. Kalender umsonst.) Und wenn recht viele von euch einen solchen Missionskinderkalender haben wollen, dann wird euer Herr Pfarrer oder Herr Lehrer auch diese gerne besorgen. Er braucht nur an die Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 11-12 eine Postkarte schreiben. Nun bin ich gespannt, ob recht viele Postkarten kommen.

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Sammlern. Es sind eingegangen:

Briefmarken von Vater Schade, von Moabitern durch Fr. Meyer, von Stud. theol. Walter Schmidt-Charlottenburg, zweimal von Oscar Böhme-Kunth, von Konfirmanden Langenbrand, von Lehrer Hardt-Gumbinnen 22000 Stk.

Staniol von den Konfirmanden Langenbrand 2 Pf.
 Geldgaben: Kinder des Kirchspiels Neunkirchen d. Pfr. Hartensfels 540 M.
 Durch Pfarrer Busch von Schulkindern Niederhausen a. d. Dypel 540 M. Schulkinder Winterborn 540 M. Kinder in Wunsiedel d. Pfr. Stichel 20 M.
 Konfirmanden Langenbrand 7 M. Durch Pfr. Pompe-Stramehl aus Zeitzig 21,30 M.
 Aus Döhrow 4,25 M. Elisabeth u. Döri Fil. Hamann-Friedenau 10 M.
 Konfirmanden Schmolzin d. Pfr. Bartels 10 M.
 Von Konfirmanden in Danzig St. Barbara gesammelt 220,00 M.
 Von Kinderleuten München d. b. Diakonissen 12 M.
 Von d. Kinderschule u. and. Wunsiedel d. Schw. G. Müller 21 M.
 Kindergottesdienst Michelsdorf d. P. Clapper 5 M.
 Kinder Oberbreit d. Pfr. Hagemein 4,36.
 Konfirmanden Malwischken d. Pfr. Bobeth 4,16.
 Herbstkonfirmanden in Berlin d. P. Böttcher 39 M.

Ist eine Gabe, die ihr einaeschiedt habt, nicht hier mitgeteilt, so schreibt mir das und ich will nachholen.

Mit herzlichem Segenswunsch grüßt auch aufs beste

Euer Missionsinspektor Foertsch

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Foertsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Illffen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



2. Jahrgang

Oktober 1912

Nummer 10

Das Evangelium ist eine Kraft Gottes.

Röm. 1, 16.

Ein europäischer Zimmermann arbeitete in seiner Werkstatt auf Neuseeland, dessen wilde Einwohner durch ihre blutgierige Rachsucht bekant sind. Da trat ein Neuseeländer, der für den Zimmermann in Tagelohn gearbeitet hatte, in die Werkstatt, um zu warten, bis ihm der Lohn ausgezahlt würde. Der Zimmermann fuhr ihn an und befahl ihm sich zu paden, und als der Eingeborene ganz sanftmütig erwiderte: „Ich will nicht beschwerlich fallen,“ fiel der erzürnte Europäer über ihn her, trat ihn mit dem Fuß in die Seite und schlug ihn. Als aber der Zimmermann von ihm abgelassen hatte, sagte er ihn, warf ihn, als wäre er ein Kind, zu Boden, griff nach einem Beil und schwang es über dessen Haupte. „Jetzt siehst du“, sprach er, „dein Leben ist in meiner Hand, du verdankst es nur dem Evangelium. Du merkst wohl, mein Arm ist statt genug, dich zu töten. Mein Arm will dich totschlagen, aber mein Herz sagt: Nein. Denn ich habe die Predigt der Missionare gehört. Wäre mein Herz noch so finster wie vormals, als ich das Evangelium noch nicht kannte, so hiebe ich dir jetzt den Kopf ab.“ Er ließ ihn nun los und tat ihm auch nicht das Geringste zu Leide.

Seht ihr, was für eine Kraft das Evangelium hat? Es hat den wilden Neuseeländer anders gemacht. Die Wildheit, die Rachsucht, die Roheit hat es ihm aus dem Herzen genommen und Liebe hat es dafür eingepflanzt. Und diese Kraft zeigt das Evangelium überall, wo es von Menschen gehört und zu Herzen genommen wird. Das könnt ihr auch aus den Indianer-geschichten ersehen, die ich euch heute in diesem Blatt erzähle. Und was wollen wir daraus lernen? Das Evangelium will auch bei uns seine Kraft zeigen und uns anders machen. Wie? Nun mein Kind, hast

du die häßliche Rachsucht begraben oder zudt es dich in den Händen, zu schlagen, wenn du gescholten wirst. Können sich deine Eltern und Lehrer ganz auf dich verlassen, weil du jederzeit offen und ehrlich bist? Vergißt du auch das Danken nicht, wenn dir jemand etwas zu Liebe getan hat? Das sind nur ein paar Fragen, die sich eben aus den Geschichten ergeben. Aber du wirst wohl schon gemerkt haben: ja, ich habe es nötig, daß mich das Evangelium anders macht, ganz voll freudigem Gehorsam gegen den Heiland. Nun, dann merke auf Gottes Wort, lies die schönen biblischen Geschichten, präge dir die prächtigen, kernigen Sprüche ein und bitte Gott, daß er dich tüchtig macht; so zeigt sich auch hier das Evangelium als die Kraft Gottes.

Wie die Plattkopfindianer die Bibel bekamen.

1. Das Buch des weißen Mannes.

Es ist schon fast 100 Jahre her, da reiste in Nordamerika ein weißer Mann über die hohen Berge bis an das Ufer des Stillen Ozeans. Er gehörte aber nicht zu den Abenteurern, die damals viel im Lande umherzogen und nur suchten, wie sie reich werden könnten, sondern er war ein frommer Mann und seine Bibel führte er immer mit sich. Wenn er zu Indianern kam, so schlug er seine Bibel auf und erzählte ihnen, was darin stand. Er konnte zwar ihre Sprache nicht ordentlich, aber er hatte einige Indianer bei sich, die etwas Englisch verstanden; die waren seine Dolmetscher. So erzählte er überall, wohin er kam, den Heiden von dem großen Geist, der uns geschaffen hat, der uns lieb hat und der seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus in die Welt gesandt hat, damit alle Menschen selig werden sollen. Mit offenen Ohren hörten die Rothäute ihm zu und schauten voll Ehr-

furcht auf das Buch, in dem all diese köstlichen Dinge geschrieben standen.

Nach einiger Zeit zog der Mann weiter. Die Indianer hörten nie mehr etwas von ihm und seinem Buche. Aber sie vergaßen ihn nicht. Wenn sie des Abends am Lagerfeuer saßen und die Pfeife von Munde zu Munde ging, dann erzählten sie sich von den Dingen, die sie von ihm gehört hatten. Was ihre Zauberer ihnen gesagt hatten, das wollten sie nun nicht mehr glauben. Sie wollten gerne noch mehr hören von dem großen Geist und von Jesus. Darum beschloßen sie, daß vier ihrer besten Männer sich aufmachen und nach dem wunderbaren Buche des weißen Mannes suchen sollten. Im Jahre 1832 zogen vier Plattkopfindianer aus, um die Bibel zu suchen.

2. Vergebliches Suchen.

Heute fährt man mit der Eisenbahn in wenigen Tagen durch ganz Nordamerika hindurch. Unsere vier Indianer aber mußten zu Fuße wandern, und darum brauchten sie viele Monate zu ihrer Reise. Die heiße Sonne des Sommers verbrannte ihre Haut; der Winter brach herein, und Schneestürme umbrausten sie. Ihre Kleider wurden rissig, und ihre Mokassins (Schuhe) wurden durchgelaufen. Sie mußten auch durch die Jagdgründe feindlicher Indianer hindurch und hatten manches gefährvolle Abenteuer zu überstehen. So kamen sie endlich nach der Stadt St. Louis. Da wohnten viele weiße Leute. Bei ihnen fragten sie an, wo das Buch des weißen Mannes zu finden sei. Die Bewohner der Stadt St. Louis aber schüttelten den Kopf; solche Indianer waren ihnen noch nie vorgekommen. Zuletzt brachte man sie zu dem General, der die Soldaten der Stadt kommandierte. Er war zwar ein braver und freundlicher Mann, aber die Bibel kannte er nicht, denn er war ein römischer Katholik. Er führte die Indianer zu seinen Priestern. Von diesen wurden sie liebevoll aufgenommen. Man zeigte ihnen Bilder von der Jungfrau Maria und von allerlei Heiligen. Aber die Bibel bekamen sie nicht zu sehen, denn die katholischen Priester hatten selber keine. Da wurden die Indianer sehr traurig, daß all ihr Suchen vergeblich war. Zwei von ihnen starben in St. Louis infolge der Anstrengungen der weiten Reise. Die anderen beiden bekamen Heimweh. Bevor sie aber heimkehrten in ihr Land, veranstaltete der General noch ein Abschiedsfest und wünschte ihnen glückliche Reise. Dabei hielt einer der beiden Indianer eine Rede. Er sagte:

„Ich bin aus dem Lande der untergehenden Sonne gekommen, das jenseits der großen Berge liegt. Viele Monate bin ich gewandert. Als ich zu euch kam, da waren meine Augen ein wenig geöffnet für das Licht, aber jetzt sind meine Augen blind. Ich habe den Weg durch das Land meiner Feinde mit starken Armen gemacht; ich wollte viel mit nach Hause bringen. Jetzt gehe ich zurück, meine Arme sind zerbrochen, ich bringe nichts mit. Zwei Männer aus unserem Volke sind mit mir gegangen. Sie haben manchen Winter überstanden und manche Kämpfe mitgemacht. Wir lassen sie nun hier zurück. Sie ruhen am großen Wasser bei euren Wigwams. Mein Volk hat mich gesandt, ich sollte das Buch des weißen Mannes holen. Ihr habt mich dorthin geführt, wo ihr den großen Geist mit brennenden Kerzen anbetet (in der katholischen Kirche), aber das Buch habe ich nicht gefunden. Ihr

habt mir die Bilder von guten Geistern gezeigt (das Bild von Maria und den Heiligen), aber das Buch war nicht dabei. Ihr habt mir viele Geschenke gegeben, so daß meine Arme müde werden, sie zu tragen, aber das Buch ist nicht dazwischen. Wenn ich nun heimkehre und in der großen Ratsversammlung berichten werde, daß ich das Buch nicht mitgebracht habe, dann werden unsere Alten und Jungen kein Wort erwidern; einer nach dem anderen wird aufstehen und schweigend hinausgehen. Mein Volk wird in der Finsternis sterben.“

Traurig machten sich die beiden Indianer auf den Rückweg. Einer von ihnen starb noch unterwegs. Ein einziger kehrte zum heimathlichen Wigwam zurück. Dort erzählte er, daß er zwar bei den weißen Leuten gewesen sei, daß sie ihm aber das Buch nicht mitgegeben hätten.

3. Gefunden.

Als jener Indianer in St. Louis seine Rede hielt, befand sich unter den weißen Leuten, die ihm zuhörten, doch einer, der in seinem Herzen getroffen wurde. Er selber hatte zwar auch keine Bibel, aber er schrieb an einen Freund. Durch den hörten einige evangelische Christen von dem Anliegen der Plattkopfindianer. Zwei Jahre dauerte es noch, bis ein Missionar mit der Bibel nach jenem Lande aufbrach. Aber als er nun dort war, wollten die Indianer nichts von ihm wissen. Durch ihr vergebliches Suchen und Hoffen waren sie so erbittert, daß sie kein Zutrauen zu den weißen Leuten mehr hatten. Bei den Heidenstämmen ringsum predigte der Missionar, und viele Indianer bekehrten sich, aber bei den Plattkopfindianern war seine Predigt vergeblich. Einige Jahre vergingen. Da zog ein junges Mädchen aus Kanada in jene Gegenden am Stillen Ozean und arbeitete unter den Indianern als Lehrerin. Das Gerücht von der weißen Frau, die den Indianern den Weg zum Himmel zeigte und sie aus dem Buche lehrte, drang auch bis zu dem Stamm der Plattköpfe. Einige von ihnen machten sich auf den Weg, um die Lehrerin zu sehen. Sie fanden sie und lauschten aufmerksam auf das, was die Missionarin ihnen aus dem Buche zu sagen hatte. Fröhlich kehrten sie zu ihren Volksgenossen zurück und berichteten, was sie gesehen und erlebt hatten. Nun machten sich auch noch andere auf den Weg, um mit eigenen Ohren von dem zu hören, was ihre Brüder am Feuer erzählt hatten. So kam das Wort der Bibel schließlich doch zu den Plattkopfindianern. Und wenn ihr Glaube auch noch schwach war, so beteten sie doch fleißig und heiligten den Sonntag.

4. Eine Frucht.

Nicht lange danach zogen fünf weiße Männer in das Land der Plattkopfindianer, um dort zu jagen und zu fischen. Eines Tages fuhren sie den Columbiafluß hinab. Dabei gerieten sie in einen Strudel hinein. Trotz all ihrer Anstrengungen schlug das Boot um. Drei von ihnen ertranken. Die beiden anderen konnten nur mit großer Mühe das Ufer erreichen. Sie riefen darauf die Indianer jener Gegend zusammen, daß sie die Leichname der verunglückten Gefährten suchen sollten. Nach einigen Tagen fanden sie sie weiter abwärts in den Wirbeln anderer Stromschnellen. Sie zogen sie heraus, zimmerten einige Särge und gruben Gräber. Als die Leichname hinein-

gelegt worden waren, fingen die beiden Weißen, welche gerettet worden waren, an, die Gräber zuzuschaukeln. Doch einige der Indianer traten vor und sprachen: „Wollt ihr denn eure Freunde wie Hunde berscharren? Kommt ihr denn nicht noch ein Gebet sprechen?“ Diese Indianer waren

Christen. Mit Erstaunen ja mit Zorn hörten die beiden Weißen ihre Worte. Sie fanden es unverschämt, daß Rothhäute es wagten, so zu ihnen zu sprechen, aber schließlich schämten sie sich doch und sagten: „Wir verstehen nichts vom Beten, aber wenn einer von euch es kann, so soll er es tun.“ Da stellten sich die Indianer an die offenen Gräber, entblößten ihre Häupter und hielten einen einfachen Gottesdienst an der einsamen Ruhestätte der fremden Bleichgesichter. Dem einen der beiden Weißen ging es doch zu Herzen, daß hier mitten in der Wildnis ein paar Indianer die einzigen waren, die zu Gott beten konnten. Er kehrte um und fing ein neues Leben an. —

Trittelwitz, Kindergabe.

Der ehrliche Indianer.

Missionar Young, der im hohen Norden in Kanada unter den dortigen Indianern als Bote des Evangeliums wirkte, hatte einmal ein Erlebnis, daß ihm große Freude bereitete.

Es war ein kalter Wintertag, und die Vorratskammer des Missionars war ziemlich leer, wie so manches Mal auf der einsamen Missionsstation in dem öden und unwirtlichen Lande. Da schien es ihm sehr willkommen, daß plötzlich ein ihm völlig fremder Indianerjäger, ohne anzuklopfen, in seine Küche eintrat und ein großes Stück Wild, eine prächtige Keule, auf den Tisch legte. Nachdem der Missionar den Ankömmling freundlich willkommen geheißen, fragte er ihn, wieviel er ihm für die Wildkeule zu zahlen hätte. Denn durch mancherlei unangenehme Erfahrungen gewizigt, hatten die Missionsleute es sich zum Grundsatz gemacht, Nahrungsmittel und andere nötigen Dinge, welche die Indianer ihnen

brachten, nicht anders als gegen eine vorher vereinbarte Zahlung anzunehmen. Hatten sie es doch schon manches liebe Mal erlebt, daß Indianer, die ihnen etwas „zum Geschenk“ brachten, nachher von ihnen den doppelten oder dreifachen Wert ihres Geschenkes als „Gegengeschenk“ verlangten; denn die Indianer hielten die Missionare für unermesslich reich. Genug, auch in diesem Fall wollte der Missionar die Wildkeule dem Jäger bar bezahlen. Dieser aber weigerte sich ganz entschieden, irgend eine Bezahlung für das mitgebrachte Stück Wild anzunehmen und wurde ganz erregt, als der Missionar auf Bezahlung bestehen wollte. Der Indianer erklärte rundweg:

„Nein, ich nehme keinen Pfennig dafür, denn diese Keule gehört Ihnen.“

Verwundert über diese Hartnäckigkeit, bat der Missionar seinen seltsamen Gast um Aufklärung. Und nun fing der rote Mann an zu fragen: „Waren Sie nicht vorigen Winter mit Ihrem Führer und dem Hundeschlitten in der Gegend des Burntwood- (sprich: Börtwoud-) Flusses?“ — „Allerdings,“ antwortete der Missionar. — „Sind Sie nicht damals von einem Schneesturm überrascht worden, so daß Sie kaum Ihre Reise fortsetzen konnten?“ — „Ganz richtig,“ erwiderte der Missionar, der sich der schrecklichen Fahrt noch gut entsinnen konnte. — „Haben Sie nicht,“ forschte nun der Indianer weiter, „einen Teil Ihres Gepäcks und unter anderem auch ein großes Stück Pemmikan (getrocknetes und auf besondere Art zubereitetes Fleisch) zurückgelassen, um den Hunden die Last des Schlittens zu erleichtern?“ Auch dies mußte der Missionar bejahen.

Die Sache lag so. Damals hatte der Missionar eine mehrere hundert Meilen lange Reise unternommen, um einigen entfernt wohnenden Indianerfamilien, die noch böllige Heiden waren, Gottes Wort zu predigen. Er reiste mit 16 Hunden und vier indianischen Begleitern, und die Schlitten waren mit dem nötigen Gepäc schwer genug beladen. Ein des Weges fun-



Indisches Dorf.



Ein Kol-Bauer beim Pflügen.

diger Indianer, der dem Zuge als Führer diente, eilte auf seinen langen Schneeschuhen voran und wies die Richtung mit erstaunenswerter Sicherheit, wo ein Weißer allein völlig ratlos gewesen wäre. Da erhob sich plötzlich ein entsetzlicher Schneesturm, und die Hunde vermochten die schwerbeladenen Schlitten nicht mehr weiter zu ziehen, und der Missionar und seine Begleiter standen in Gefahr, in der öden Schneewüste stecken zu bleiben. Da mußten sie sich entschließen, einen Teil ihres Gepäcks zurückzulassen, um es auf dem Rückwege wieder mitzunehmen. Die schwersten Gegenstände wurden in Tücher gebunden. Die indianischen Begleiter bogen einige schlanke Bäume nieder, befestigten die Bündel an deren Spitzen und ließen sie dann wieder in die Höhe schnellen. So waren die Vorräte am sichersten verwahrt.

Der Missionar erreichte glücklich das Ziel und fand bei den fremden Indianern freundliche Aufnahme und große Empfänglichkeit für das Evangelium. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten sie der Predigt und waren von dem Gehörten tief bewegt. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen trat die Reisegesellschaft ihren Rückweg an. Die Schneestürme, welche während dieser Tage über die öden Schneefelder tobten, hatten jede Spur von dem Wege verweht, den die Schlitten und Schneeschuhe auf der Hinfahrt gebahnt hatten. Aber dank der Tüchtigkeit des indianischen Führers und dem Spürsinn der Schlittenhunde wurde die alte Fährte glücklich wieder entdeckt und der Ort erreicht, wo das zurückgelassene Gepäck an die Baumspitzen angebunden war. Die Bäume wurden wieder niedergebogen und die Bündel losgebunden und auf die Schlitten verpackt. Ueber einem Bündel aber, welches ein großes, 50 bis 60 Pfund schweres Stück Fennikan enthielt, entspann sich bei den indianischen Begleitern des Missionars ein lebhaftes Gespräch. Sie glaubten entdeckt zu haben, daß von dem Fleisch etwas fehlte, daß während ihrer Abwesenheit jemand ein Stück davon abgeschnitten haben müsse. Der Missionar vermochte sich nicht von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, aber die Indianer blieben dabei: ein Stück fehlte!

Nun sollte der Missionar, nachdem längere Zeit seit jener Reise verstrichen war und er in seinem Hause dem fremden Indianerjäger gegenüberstand, von diesem das Nähere über den Verbleib jenes Stückes Fennikan erfahren. Der Indianer erzählte dem Missionar, wie er gerade damals auf der Jagd in den Wäldern, durch welche der Missionar reiste, begriffen war. Aber die Jagd war erfolglos. Vergeblich verfolgte er die Spuren der Tiere, und vermochte doch tagelang keines zu erjagen. Der Hunger stellte sich ein und seine Vorräte waren aufgezehrt. Da erblickte er eines Tages einige Bündel hoch oben auf den Bäumen und erkannte sofort, daß dieses Gepäck dem Missionar, dem Freund des roten Mannes, gehörte. Da freute er sich und dachte bei sich: „Wenn der Missionar wüßte, wie hungrig ich bin, würde er sicherlich sagen: Nimm von meinem Vorrat, wie viel du willst!“ Rasch entschlossen nahm er nun ein Bündel von dem Baum und schnitt sich mit seinem Jagdmesser ein ordentliches Stück Fennikan ab, wie viel er gerade nötig hatte für den weiten Weg bis zu seinem Wigwam und befestigte dann das Bündel wieder an der Spitze des

Baumes und ließ es mit dieser empor schnellen. Und jetzt war der ehrliche Mensch sechzig Meilen weit zu dem Missionar gekommen, um seine alte Schuld zu bezahlen! Die Wildkeule sollte ein Ersatz sein für das Stück Fleisch, das der Indianer in seiner Not vor langer Zeit den Vorräten des Missionars entnommen hatte.

Der Missionar war von Herzen gerührt über diese Ehrlichkeit des fremden Indianers, der — wie es sich im weiteren Verlauf des Gesprächs herausstellte — mit dem Evangelium schon bekannt war.

Aber wie hatte denn der Indianer erkannt, daß die Bündel auf den Bäumen dem Missionar gehörten und nicht etwa einer Gesellschaft indianischer Jäger? Darüber beehrte der Missionar noch von dem Indianer Aufschluß. „D.“ sagte dieser, „ich habe die Spur Ihrer Schuhe im Schnee gesehen!“ — „Unmöglich!“ entgegnete der Missionar, „unsere ganze Gesellschaft trägt die gleichen Schneeschuhe, die mein indianischer Diener Sandh alle nach demselben Muster gemacht hat!“ — „Das mag schon sein,“ meinte der Indianer lächelnd, „aber ich kann doch überall Ihre Fußspuren aus allen anderen ausfindig machen, weil alle Weißer mit ausgestreckten Fußzehen gehen, während wir Indianer die Zehen einziehen.“

(Nach: E. R. Young, „Auf der Indianer-Fährte.“)
R., Hermannsburg.

Wie soll es mit dem Bezahlen gemacht werden?

1. Die Kinder machen es mit dem Bezahlen so, wie es ihnen gesagt wird von denen, die die Blätter verteilen.
2. Diesen letzteren steht es völlig frei, wie sie bezahlen wollen, monatlich, viertel, halb- oder ganzjährig, am Anfang oder am Schluß. Uns wäre das Liebste, wenn halbjährig bezahlt würde, für die erste Hälfte im Juni, für die zweite im Dezember. Der Juni- und Dezembernummer wird immer die Rechnung beiliegen.
3. Wer bei Kindern Sammlungen veranstaltet und den Kindergruß als Gegengabe an die Kinder verteilen will, braucht natürlich keine Kindergrußrechnung zu bezahlen; doch wirds ihm nicht verwehrt, wenn ers doch tut.
4. Alle Gaben der Kinder, ausgenommen die Bezahlung des Kindergrußes, also: Gaben aus Missionsbüchsen, Sammelbüchern oder besondere Sammlungen werden im Kindergruß quittiert, wenn sie mit dem Vermerk „Kindergruß“ eingekauft werden.
5. Alle Zahlungen sind zu richten an „Die Gossner'sche Missionsgesellschaft, Friedenau-Berlin, Handjerystraße 19-20“, oder bei Benutzung von Zahlkarten „zur Gutschrift auf das Konto Nr. 7950, Gossner'sche Missionsgesellschaft Friedenau bei dem Postsparkamt Berlin NW. 7.“
6. Es wird herzlich und dringend gebeten, bei allen Zahlungen den Vermerk „Kindergruß“ nicht zu vergessen.
7. Jede Nummer kostet 1 Pf. Das Porto beträgt bei 1-4 Exemplaren 3 Pf., bei 5-8 Exemplaren 10 Pf., bei 9-19 Exemplaren 10 Pf. Von 20 Exemplaren an braucht der Empfänger kein Porto mehr zu bezahlen.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F ü r t s c h, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Bülffers), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



2. Jahrgang

September 1912

Nummer 9

Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir
im Paradiese sein. Luk. 23, 43.

Ihr kennt alle dies Wort, das unser Heiland am Kreuze zu dem Uebeltäter gesagt hat, der so sehr seine Sünden bereute und so gern selig geworden wäre. Was haben wir doch für einen wunderbaren Heiland. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. So zeigt sich unser Gott immer wieder als der Vater, der gerne den verlorenen Sohn aufnimmt, wenn er nur zum Vater zurückkehren will. Dazu will ich euch ein Beispiel erzählen, eine ergreifende Geschichte, die ich vor einiger Zeit im Missionsblatt „Er kommt“ gelesen habe.

In der chinesischen Stadt Ginchow vor dem Gerichtsgebäude hielten spät am Abend Soldaten Wache bei einem Manne, der innerhalb eines hölzernen Käfigs an seinem Arm aufgehängt war. Der Käfig, sechs oder sieben Fuß hoch und drei Fuß breit, bestand aus hölzernen Balken, die oben und unten in hölzerne Balken eingelassen waren, während zwei bewegliche Holzstücke, in die je ein halbrundes Loch geschritten war, ihn oben abschlossen, so daß der Kopf des Verbrechers außerhalb des Käfigs war, während der Körper innerhalb hing, gehalten von dem Arm, wenn die Füße eine Zeitlang herunterhingen, müde geworden von der Anstrengung, mit der äußersten Spitze den Boden zu suchen, der nur eben für sie erreichbar war.

Eine dicht gedrängte Menge füllte den Platz vor dem Eingang des Gerichtes und schob sich bis dicht heran an die bewaffnete Schar und ihren Gefangenen. Es war ein fassamer Gegensatz, dieser eine unbewegliche Kopf alle andern überragend, als liege er fest auf einer Boje, und die vielen Köpfe der Umstehenden, die sich

bewegten wie ein unruhiges Meer. Die Gestalt des Gefangenen war dunkel gebrannt von der Sonne, der sie ausgefetzt gewesen, und abgemagert aus Mangel an Nahrung. Die Nase trat unnatürlich scharf und spitz hervor, während die halbgeschlossenen Augen der neugierigen Menge keine Aufmerksamkeit mehr schenken.

Der Mann, den man hier im „Todeskäfig“ ausstellte, war schuldig befunden worden des Strafenraubes, verbunden mit Anwendung von Gewalt, auf der großen Fahrstraße zwischen Chinchow und Amoy. Diesmal hatte die chinesische Justiz ausnahmsweise den richtigen gefaßt, und der wirklich Schuldige büßte für seine Untaten.

In diesem Augenblick ging eine Bewegung durch die Menge, da zwei Männer sich bis zu der Stelle hindurchdrängten, wo die Schar der Soldaten Wache stand, und zu dem Verurteilten zu sprechen begannen. Geisterhaft sah dessen somberbranntes Gesicht unter dem Schein der Fackeln auf die beiden Anklämmlinge herab, mit seinen eingefallenen Lippen und blutunterlaufenen Augen, während ein Stoppelfeld von harten schwarzen Haaren das einst rasierte Vorderhaupt bedeckte.

Bruder, sagte der eine der Männer, indem er sich der gewöhnlichen Anrede der Leute bediente, wir haben dir etwas zu sagen.

Ein Flüstern ging durch die Menge der Umstehenden, und sie faßten einander an die langen Ärmel, um sich gegenseitig aufmerksam zu machen auf das, was nun wohl kommen würde. Aber die beiden Männer brachten keine Begnadigung für den Räuber, wie einige in der Menge zuerst vermuteten, sie waren vielmehr in der Hoffnung gekommen, ihm eine andre Quelle des Trostes zu bringen, es waren Missionare, die ihm vom Heiland sagen wollten.

Zu spät! sollte man denken, warum ließen sie ihn nicht sterben, wie er nun einmal war? War jetzt noch

Zeit, zu einer solchen Seele in solcher Lage von geistlichen Dingen zu reden? Wie sollte man ihm noch davon ein Verständnis beibringen?

Zu spät? Ist denn auf Golgatha bei jenem Schächer zu spät gewesen? Können Räuber nicht mehr Buße tun? O freilich, hört nur: Der Gefangene schüttelte seine Gleichgültigkeit von sich ab, und um aufmerksamer zuhören zu können, stemmte er mit seiner letzten Kraft noch einmal die Füße gegen die Seitenwände des Käfigs und verschaffte sich so die Möglichkeit, sein Sinn einen Augenblick von der Last des Körpers, die es bisher hatte tragen müssen, zu befreien.

Was, rief er den beiden Fremden zu, und eine verzweifelte Hoffnung leuchtete in seinen Augen auf, könnt ihr mich befreien?

Wir können dich nicht befreien von der gerichtlichen Strafe, mein Bruder, du hast das Gesetz gebrochen und mußt durch das Gesetz sterben. Gott aber hat Mitleid mit dir, Er kann dich von dem erlösen, was schlimmer ist als der Tod.

Aber Gott kümmert sich nicht um mich.

O, doch, obwohl du von dem rechten Wege abgeirrt bist und durch deine Schlechtigkeit Sein Herz betrübt hast, so hat Er dich doch lieb und möchte dich retten.

Wie ist das möglich?

Es ist Tatsache, und wir sind gekommen, dir zu sagen, daß Gott bereit ist, dir zu vergeben und dich von der ewigen Verdammnis zu erlösen. Er hat einen Weg der Rettung bereit.

Und der wäre?

Höre zu. Wir können dich nicht befreien, aber der himmlische Vater kann sogar noch in dieser letzten Stunde deine Seele retten, wenn du dich in Reue abwendest von deiner Sünde und dich wirfst auf Seine Barmherzigkeit.

Aber ich bin ein Knecht der Sünde, ein Dieb und ein Mörder.

Das ist wahr, aber so schlecht du auch bist, so hat Gott dich doch lieb und möchte dich retten. Er hat schon vor langer Zeit auch deine Schuld, so groß sie ist, bezahlt. Er hat sie bezahlt mit dem unschuldigen und teuren Blut Seines Sohnes, der für dich den Tod eines Verbrechers starb am Kreuz.

Du sagst, Er sei für mich gestorben, woher weißt du das?

Gott sagt uns davon in der Heiligen Schrift, die Er uns Menschen gegeben hat. Außerdem hat Er auch noch uns Seine Wahrheit im Herzen bezeugt. Wir beide, die wir hier zu dir sprechen, haben Gottes Heil an unserm eigenen Herzen erfahren und wissen, daß es wahr ist. Nun sieh auf zu Christus, dem Heiland, wende dich an Ihn, und Er wird dich annehmen, wie Er vor langer Zeit einen ebenso verurteilten und sterbenden Räuber an- und aufgenommen hat. Sag Ihm, daß du die ganze Sache zwar nicht verstehst, aber gerne aus Gnaden gerettet werden möchtest. Er versteht deine Sache und wird dann schon handeln, denn Er hat gesagt: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.

Ich glaube euren Worten. Ich will Ihn um Gnade bitten, hauchte der Gefangene.

Denn nun verließ ihn seine Kraft. Die Füße glitten von den Seitenwänden ab, und das Gewicht seines Körpers fiel wieder auf Sinn und Nacken.

Nach einer längeren Pause spannte er noch einmal seine letzte Kraft an, um noch mehr von der frohen Botschaft zu hören, und wieder sprachen die Fremden Worte einer großen Hoffnung und einer ewigen göttlichen Liebe, wie der Geist sie ihnen auf die Lippen gab.

Als der Morgen graute, weckte die Kälte die Soldaten, die auf ihrem Posten eingeschlafen waren. Sie gähnten und reckten ihre Glieder, zogen ihren Anzug zurecht und machten sich zum Abmarsch bereit. Tod, sagte da einer von ihnen, der den Hof abgeschritten und dabei einen Blick auf den Mann im Käfig geworfen hatte. Seht, seine Beine hängen gerade und kraftlos herunter.

Er war eingegangen ins Paradies.

Betrug im Heidentum.

Von Missionar R. Karsten in Kondra.

Kommt man in einen größeren Ort Indiens zum Basar oder in den Stadtteil, da die kleinen Läden und Verkaufsstände der eingeborenen Kaufleute zu finden sind, so sieht man diese Leute sehr eifrig und lebhaft ihr Geschäft betreiben. Da werden die Vorübergehenden angerufen, eingeladen, die Waren doch zu besuchen, nur zu besuchen. Da werden Sachen angepriesen, gezeigt, ja etliche Gegenstände werden einem manchmal sogar entgegengebracht. Hält man nach einem bestimmten Artikel Ausschau, und die Kaufleute werden dies gewahrt, so kann man sicher sein, daß dann zwei oder drei einem nachgelaufen kommen mit irgend einem ähnlichen Dinge, es zum Kauf anbietend. Einer hat immer bessere Sachen, wie der andere. Des einen Preise sind ganz gewiß annehmbar und geringer, wie die des anderen. Das alles ist echt orientalisches und verwundert einen im Lande Weilenden nicht.

Eines Tages ging es aber in solch einem Stadtteil ganz anders zu. Die Krämer saßen schläfrig umher, andere lagen träumend da, und alle schienen ihre Geschäfte auf das äußerste zu vernachlässigen. Da war etwas Wunderbares. Was konnte das nur sein?

Ja, damit hatte es seine eigene Bewandnis. Unter der geschäftig hin und herwogenden Menge hatte auch ein Sanhasi (indischer Büsser) seinen Weg genommen. Er war fast gar nicht bekleidet; aber der Leib war mit Asche von Kuhdung und Sandelholz wohl beschmiert und sein Haar hing in wüsten Zotteln über die Schultern herab. Unterm Arm hielt er ein zusammengerolltes Leopardenfell und in der Hand einige kleine Gerätschaften. An einem Orte der Straße, nahe einem Kreuzpunkte fand er einen schönen schattigen Platz. Ein mächtiger Pipalbaum breitete dort seine vielen Äste und Ästchen nach allen Himmelsrichtungen. Neben dem umfangreichen Stamm dieses heiligen Baumes breitete er sein Leopardenfell auf die Erde, hockte darauf und begann an dem um den Hals hängenden Rosenkranz zu klappern und seine Sprüche einträchtig vor sich hinzumurmeln. Die Vorübergehenden warfen ihm hin und wieder eine Kupfermünze zu. Gelegentlich blieb auch jemand stehen, um den heiligen Mann anzustaunen. Bleibt indes jemand auf reich belebter Straße stehen, um zu staunen, so sammelt sich um ihn eine größere Schar um ihn und will auch etwas erhaschen. So war's hier wenigstens. Eine Menge umgab den Sanhasi, der auf seinem Tigerfell saß, still, ruhig und würdig. „O heiliger Vater, sieh hier,“ und dabei warfen Leute ein oder mehrere Geldstücke zu seinen Füßen. Er saß ruhig, schweigsam,

hob nicht einmal ein Auge auf, um zu sehen, wer da ihn anrief und ihm Gaben zuwarf. So ging es geraume Zeit. Dann kam einer, schüttelte etliche Kupfer-

münzen in seiner Hand und schrie: „Darf ich meine Gabe vor euer Gnaden heilige Füße legen zur Erlassung meiner Sünden?“ Dabei warf er sich lang vor die Füße des Heiligen auf sein Angesicht, mit den Händen auf die Opfergaben, die zu einem Häufchen angewachsen waren. Da kam Leben in die Gestalt des Sanhasti, er griff hierhin und dahin, sehr besorgt, daß sein Häufchen Münzen ja zusammenbliebe. Er sprang auf, schrie und lamentierte:

„Ein Uebelthäter ist's, der muß

den Stock haben.“ Die Menge höhnte, drängte und schrie durcheinander: „Was, hier ist jemand, der den Heiligen berauben will?! Wo ist er, wer ist er, gebt's ihm tüchtig!“ Jener Mann war inzwischen längst verschwunden, und da er nicht gefaßt worden, beruhigte sich die Menge gar bald. Ein anderer aber fing an zu reden: „Was geht hier vor, was macht ihr mit meinem wundertätigen Guru (Lehrer), schämt ihr euch denn gar nicht. Seht, er ist gnädiglich zu euch gekommen, und ihr gebt ihm keine Ruhe, macht euch alle fort hier.“ Es war der Schüler des Sanhasti, der von seiner Tour zurückkehrte. Er hatte viele Läden besucht, über dieses und jenes geredet, von seinem Meister erzählt und um Essen und Trinken für ihn gebettelt. Dabei ließ er überall die Wundermär verlauten, daß sein Meister ein seltsamer

Weiser sei und ein gnädiger Helfer dazu. Er könne nämlich Silber in Gold verwandeln, und die gastlichen Leute dieses Ortes sollten dieser Wohlthat unter ganz winzigen Bedingungen teilhaftig werden. Es bedürfte nur, alles Silber dem Guru zu überbringen, seine Amulette zu tragen und einige Pulver zu schmecken,

die er gäbe. Die meisten Männer im Basar wurden hierdurch veranlaßt, all ihr Silbergeld zusammenzuholen. Kisten und Kasten wurden geöffnet, aus den

Verstecken wurden die Münzen hervorgeholt, die Gelbbüchse im Fußboden des inneren Gemaches wurde geleert, und manch anderes Silberzeug kam auch noch zum Vorschein. Dies alles wurde in Heimlichkeit und Hast geordnet, zusammengepackt und dem Heiligen unterm Pipalbaum ausgehändigt. Dafür wurden Amulette gereicht und einige Pulver dazu. Die Pulver mußten sorgsam werden schluckt. Wenn alles genau ausgeführt, so würde das ausgehändigte Silber bald in

Gold verwandelt an seinem früheren Ort zu finden sein. — So kam es denn, daß fast alle Leute des Ortes unter dem Einflusse des Heiligen standen und sich in traumselbigem Zustande befanden. Der Sanhasti hatte ihnen allen betäubendes Pulver zu schlucken verabreicht.

Nach und nach wurde die Wirkung der Pulver weniger und hörte endlich ganz auf. Das Gold fand sich aber nicht und das Silber blieb auch fort. Als dann endlich Nachforschungen gehalten wurden, da war der Heilige auch verschwunden und nirgend zu finden. Mit ihm aber auch eine ungeheure Summe, man sagt: wohl an die 100 000 Rupies!

Ein Umzug im indischen Wald.

Von Frau Missionar Elfriede Grätzsch, geb. Börner.

Viele von euch sind sicher schon einmal umgezogen. Und es hat euch Spaß gemacht, nicht wahr? Das ist aber auch in Deutschland leicht und bequem. Da kommt der Möbelwagen, alles wird eingepackt und fort geht's in die neue Wohnung. Oder ihr müßt in eine andere Stadt, da setzt ihr euch in die Eisenbahn und schnell seid ihr in eurer



Träger bei der Reise.



Reisewagen, Pashpash.

neuen Heimat. Wir sind neulich hier in Indien auch umgezogen; aber das ist ganz anders wie bei euch. Davon will ich euch erzählen.

Wir wohnten in Kinkel im Dschangel (Wald) und wurden nach Rhutitoli veretzt. Das ist auch ein Dorf im indischen Dschangel. Dazwischen liegen viele Meilen, aber keine Eisenbahn weit und breit, und auch keine Möbelwagen. Manchmal sind wohl Ochsenwagen da, aber auch die konnten wir nicht bekommen. Was war nun zu tun, nicht wahr, das ist schwierig? Aber es mußte gehen, und es ging auch. —

Wir packten alles in große, große Kisten, so groß, daß acht Kinderlein hineinpaffen. Aber wir steckten keine Kinder hinein, sondern unsere Küchengeräte, Geschirr, Bilder, Kissen, eine Menge Bücher, Wäsche, alles aus der Speisekammer, Uhren, Kinderwagen, Puppenwagen, und vieles andere mußte fortgeschafft werden. Nun denkt mal, diese schweren Kisten mußten meilenweit von Kulis (von Arbeitern) getragen werden. Acht bis zehn Leute schleppten an einer Kiste. War das ein Leben am Umzugstage! Hättet ihr da einmal hineingucken können. Schon nachts kamen die Leute und schliefen auf unseren Veranden, daß sie morgens nicht verpaßten.

Wir standen sehr früh auf, und bald wimmelte es vor unserem Bungalow, so nennen wir hier die Häuser, von braunen, nackten Gestalten. Nur einen Lendenschurz haben sie umgebunden und um den Kopf einen weißen, meistens schmutzigen Schawl turbanartig gewickelt. War das ein Schwazzen und Singen und Fröhlichsein, während sie sich die Kisten tragfähig zu recht machten! Das geht alles sehr gemütlich und langsam zu, wie jede Arbeit hier in Indien. Sehr geschickt binden sie sich die Lasten an zwei langen Bambusstangen mit dicken Stricken fest, daß dieselben in der Schwebel hängen. Die Stangen nehmen sie auf ihre Schulter. Damit laufen sie dann hopp, hopp, hopp und trab, trab, trab, so recht grazios. Oft singen sie ihre eintönigen Melodien im Takt dazu. Das geht dann noch einmal so leicht. Sie hatten aber auch die Dandy zu tragen. Das ist der Tragtstuhl, in dem mein Töchterlein Erika und ich von vier Kulis dabongetragen wurden. Dann stand noch der „Hattu-Fritze“, so nennt Erika das Pferdchen, gefattelt bereit für meinen Mann.

Erst tranken wir noch einmal mit der lieben Familie John I aus Kinkel gemütlich zusammen Kaffee. Die waren über ein Jahr lang unsere treuen Freunde und Nachbarn gewesen. Das tat uns dann sehr leid, daß wir sie nicht mitnehmen konnten. Die zwei reizenden Kinderlein Gerhard und Eva-Maria waren meiner Eri liebe Spielfameraden gewesen. Ja nicht wahr, etwas Leid muß auch immer dabei sein, sonst wäre alles zu schön? — Also gleich nach dem Kaffee ging's fort. Viel Leute standen noch um uns herum, um uns „Nisu sahai“ (Griß Gott) zu sagen, oder die auch noch eine kleine Gabe erwarteten. Dann hinein in die Dandy und aufs Pferd, und die große Karawane setzte sich in Bewegung. Ein imposanter Zug!

Ein Stündchen ging es wunderschön so durch die frische, sonnige Gotteswelt. Da wurde ich doch plötzlich ganz krank. Das Fieber schüttelte mich, und ich fror, daß ich mit den Zähnen klapperte. Ich glaube, ich schnitt fürchterliche Gesichter, denn meine Erika

lachte so fröhlich dazu, daß ich dann auch wieder lachen mußte. Das ging an die drei Stunden so fort, bis wir endlich an ein Rasthaus kamen. Dort stiegen wir aus, und ich konnte mich etwas hinlegen. Der Fieberanfall verschwand auch wieder, und wir verzehrten mit Behagen unser Frühstück. Die Kulis zündeten sich überall Holzfeuerchen an und kochten sich ihren Reis in großen, irdenen Gefäßen. Ihr könnt euch denken, wie das schmeckte. Sie essen ja nur zwei mal am Tage eine große Schüssel Reis mit Wasser gekocht, oft dazu noch etwas Dal-püre, das wie Erbsensuppe schmeckt. — Nach zwei Stunden Rast ging es frisch gestärkt weiter, immer trab, trab, trab — trab, trab, trab. Zum Entzücken meiner Eri mußten wir auch durch einen großen Fluß, den Santh. Da patzten die Kulis durch mit unserer Dandy hoch auf den Schultern. Das ist ziemlich gefährlich. Wenn einer der Leute einen Fehltritt tut, liegen wir alle plumps im Wasser drin. Darum gehen sie sehr vorsichtig. Sehr possierlich waren auch unsere drei Hunde. Die mußten durchschwimmen. Darüber freute sich Eri fürchtbar. Besonders der kleine, dicke „Bobbi“ mußte sehr mit der Strömung kämpfen. Verschiedene, kleine Wässerchen mußten auch noch durchwatet werden. Gegen Abend kamen wir in Rhutitoli an. Da hatte unser Diener, der schon einige Tage vorausgegangen war, einen appetitlichen Teetisch zurecht gemacht. Ei, wie das schmeckte! Waren wir doch nun recht müde und hungrig geworden. Das Durchschütteln in der Dandy wird einem zuletzt doch etwas viel. Zudem brannte die Sonne in den Mittagstunden auch schon recht heiß. Auch vom Reiten hat dann Kopf und Reiter genug. Voll Dank gegen Gott, der uns ohne Unfall glücklich hat ans Ziel kommen lassen, legten wir uns auch bald zur Ruhe.

Seht ihr, das ist ein Umzug im Dschangel Indiens.

Ein herzliches „danke schön“

Euch Allen, die Ihr wieder so fleißig gesammelt habt. Sollte in den kommenden Zeilen eine Kindergabe nicht genannt sein, so bitt ich mir das zu schreiben.

Schulkinder in Buxteh d. Lehrer Brenneisen 14.46. Konfirmanden Friedenau d. Pfarrer Klein 15.37. Konfirmanden Berlin d. P. Renold 40.—. Durch Missionar Bape von Irugarb Branner 6.22. Lehrer Hehl in Bentwisch 8.51. Lehrer Kasi-Wit-Mistow 20.24. Lehrer Müller-Bank 3.12. Bibia Löwe-Nichterfelde 10.—. Lehrer Hermann-Mariental 5.81. Lehrer Muß-Blüthen 1.08. Lehrer Zabel-Pinnow 6.21. Räte Bape-Steglich 4.70. Summa: 60.49. Diasporatinder Wolftrauhhausen d. Wfr. Yuter 2.—. Konfirmanden Wellwischen d. Wfr. Bobeth 6.81. Al. Kinder- und Sonntagsschule Seeheim-Oben d. Schw. Käthen 5.—. Erna und Dora Hecht d. Stadtmisionar Bland-Stettin 4.33. Kinder von Steinhöfel d. Wfr. Mammow 2.66. Kindergruppeliefer in Werben d. Sup. Hopp 2.70. Schulkinder Großquandow d. Lehrer Leng 3.06. Kinder in Wuffow d. P. Jüdel 7.66. Konfirmanden Tantitten d. Wfr. Pauly 17.50. Waisenkinder Fischhauzen d. Schw. Ana Gric 4.86. Von Fürsorgeknaben in Palmnick 2.50. Von Herrn Böhmann-Matrona (Nordamerika) 37.80. Sonntagsschule Heilig Kreuz-Berlin d. P. Griefe. Vom Kindergottesdienst in Emben für Wfr. Peters in Tokio d. P. Friedrich 57.—. Kindergottesdienst Schladtensee d. P. Lic. Aug. 7.—. Kindergottesdienst Denge d. Wfr. Köpke 6.76. Durch Missionar G. Bape: Von Lehrer Gruffe, Adl. Snaow 1.66; Lehrer Baewert, Wengstow 3.47; Lehrer Jaap, Kletze 2.10; Hauptlehrer Wülte, Varin 21.08. Ein Briefmarken habe ich bekommen von P. Griefe Berlin-Heilig Kreuz einen Korb voll, von Vater Schade 4800, von G. Kramer-Thalmannsfeld 700. Aber wo bleiben die andern? Ich hatte gedacht, da werden nun alle Tage ganze Markenbündel kommen. Flor an die Arbeit, Kinder. Zur Erinnerung will ich es nochmal sagen, was ich gerne hätte: Wie viele Ruberien wirft Vater in den Papierkorb und die Marken sind noch drauf. Da laß dir die Schere geben und schneide die Marken recht vorsichtig heraus, so, daß der Stempel noch ganz dran ist und die Zaden nicht fehlen. Und wenn du 100 Stück beisammen hast, so binde sie in ein kleines Bündelchen und wenn du eine ordentliche Schar von kleinen Bündeln hast, dann launst du sie mir schicken. Also sorgfältig ausschneiden, Stempel mit dabei, zu 100 in Bündeln verpackt! Das gut von den deutschen, gewöhnlichen Marken. Und wer ausländische Marken für die Mission übrig hat, der kann sie auch schicken, aber nicht zusammengebunden.

Es grüßt Euch herzlich

Euer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Sandbergstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Blaffen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.



2. Jahrgang

August 1912

Nummer 8

**Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht.
Was können mir Menschen tun?**

Pf. 118, 6.

Im Lande der Kols, wo nun schon so viele Heiden Christen geworden sind, liegt in einem noch heidnischen Fürstentum ein kleines Dörfchen. Die Leute dort hatten eingesehen, daß sie von ihren bösen Geistern, denen sie dienten und opferten, nur Schlimmes, nur Angst und Entsetzen haben. Darum gaben sie ihr Heidentum auf und wurden Christen. Das gefiel nun aber dem heidnischen Fürsten garnicht. Und als gar die kleine Christengemeinde anfang eine Kapelle zu bauen, damit sie doch einen ordentlichen Raum für ihre Gottesdienste hätten, da kam der Befehl des Fürsten: Ihr dürft nicht bauen! Aber, sagten sich die Christen, es ist doch Gottes Wille, daß wir ihm dienen, und da brauchen wir doch eine Kapelle. Und sie bauten weiter. Da kamen eines Tages Polizisten und rissen die ganze Kapelle wieder ein. Und der Fürst ließ ihnen sagen: „Wenn ihr mir nicht gehorcht, so werdet ihr ins Gefängnis geworfen oder aus dem Lande gejagt und eure Acker gehören dann mir.“ Da hielten die Christen einen Rat und schließlich war es ihnen klar: „Wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen. Sollten wir uns vor dem Fürsten fürchten? Was können uns Menschen tun? Der Herr ist ja bei uns.“ Und sie fingen von neuem an zu bauen. Und siehe da, wieder kamen Polizeisoldaten, alles was gebaut war, wurde völlig zerstört und die Christen wurden weggeführt ins Gefängnis. Das war ein ganz häßliches Loch. Ein Haus konnte man es gar nicht nennen. Aus Lehm gebaut,

ganz niedrig, mit einem Strohdach darauf und der Fußboden ganz aufgeweicht vom Regen, der durchgegangen war, kaum ein Lüftchen kam in die dunkle, schmierige Gefängnishütte. Und da mußten die Christen liegen. Eines Nachts wachte der eine, der ganz vorn am Eingang lag auf. Es huschte etwas kaltes, langes über ihn hin. Und das kroch weiter auch über die anderen Gefangenen weg. Da wurde es ihnen graulich und einer nach dem andern sprang zum Haus hinaus; was es war, wußten sie gleich, das konnte nur eine Schlange sein. Und dann wurde Jagd gemacht und sie fanden eine mächtige Brillenschlange, die bekanntlich sehr giftig und gefährlich ist. Sie schlugen das Tier tot und brachten dem Polizeihauptmann. Der erschrak sehr und schickte die Christen mit der toten Schlange zum Fürsten. Als der die Geschichte hörte, da wurde er ganz still. „Aber was betet ihr für einen Gott an? So wunderbar hat er euch behütet? Keinen durfte die giftige Schlange beißen? Nein, ihr könnt keine böse Menschen sein, sonst hätten die Götter euch durch die Schlange getötet. Geht hin und dient eurem Gott, wie ihr wollt.“ Und fröhlich kehrten die Christen in ihr Dorf zurück und bauten ihre Kapelle. Und wie haben sie ihrem Gott gedankt, der so treu ihnen geholfen hat.

Kinder, was wir doch für einen herrlichen Gott haben! Er sieht auf uns und leitet uns auf sicheren Wegen. Menschen können uns nichts tun, und Tiere auch nicht. Weg mit der Furcht! Wir brauchen uns nicht zu fürchten und fröhlich dürfen wir jubeln: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Was können mir Menschen tun?“

F.

Das erste Jaspur-Mädchen in der Kinkel-Schule.

Von Frau-Missionar Effriede Grätzsch.

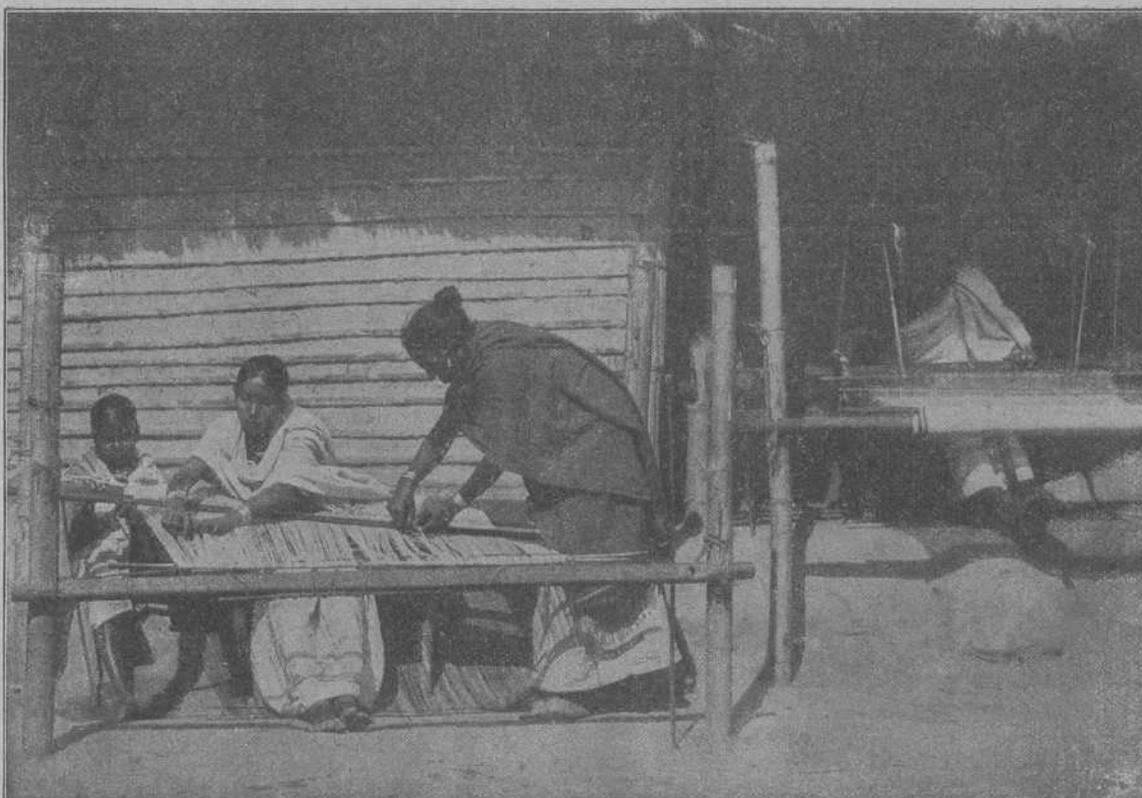
Kürzlich erschien früh morgens auf unserer Veranda in Kinkel ein alter Mann, jammernd und wehklagend. Wir konnten so schnell aus seinen Erzählungen nicht klug werden. Es klang alles so verworren. Doch bald sprach er ruhiger. Schon daß wir ihm zuhörten, mochte ihn beruhigen. Er kam gerades Weg's aus Jaspur, jenem Lande, in dem der heidnische König keine Missionare und christliche Lehrer wohnen läßt und erzählte uns folgendes: Vor einer Woche ungefähr hatte er seinen Sohn nach Kondra ziehen lassen, damit er daselbst die Schule besuche. Ein einziges, ungefähr 12-jähriges Mädchen blieb ihm nun noch zu Hause übrig. Die andern Kinder waren schon alle verheiratet. Dieses Mädchen nun aber, das Nesthäkchen und letzter Sonnenstrahl im Hause der alten Eltern, fühlte einen solchen Wissensdurst in sich, daß sie durchaus auch etwas lernen wollte. Sie lief darum heimlich mit ihrem Bruder davon. Da es nun in Kondra noch keine Mädchenschule gibt, wanderte sie mit einem Arbeiter, der gerade den Weg ging, nach Kinkel und meldete sich hier zur Schule. Mittlerweile hatten sich auch die alten Eltern aufgemacht, um den jugendlichen Flüchtling wieder einzufangen. Sie haben hier Verwandte, drum wußten sie wohl gleich, wo sie das Mädchen finden würden. Doch weder Liebesworte, sanftes Zureden, noch Gewalt vermochten das Kind zur Umkehr zu bewegen. So kam denn der Alte in heller Verzweiflung zu meinem Mann,

um Hilfe zu ersuchen und seine Tochter zu zwingen, wieder mit nach Hause zu gehen. Es klang rührend, wie er bettelte und flehte. Zuletzt rief er noch seine Frau und das Mädchen selbst, die in einiger Entfernung standen, hinzu. Nun ging der Kampf erst recht los. Eine Familienszene eigener Art. Die alte Frau erschien mit wirrem Haar, schmutzig und in Tränen aufgelöst laut heulend. Das Mädchen aber ließ sich dadurch nicht erweichen. In der Hand hielt sie einen langen Stöcken, auf den sie sich, gleichsam wie zur Abwehr, fest stützte. Alles Jammern und Klagen schien sie nicht zu rühren. Die Tränen rollten nur so an dem trotzig-entschlossenen Gesichtchen herunter. Auch selbst kleine, liebevolle Seitenpüffe von seiten ihres Vaters vermochten nichts.

Nun redete mein Mann den Eltern zu: „Aber schämt euch doch. Ihr denkt nur an euch und an eure Bequemlichkeit; freilich, das kleine Mädchen ist euch eine rechte Hilfe. Aber Gott hat ihr nun einmal die Freude am Lernen gegeben. Laßt sie doch! Es gibt ja bald Ferien, da habt ihr sie wieder. Und wie werdet ihr euch über ihre Fortschritte freuen! Und es kostet euch ja nichts. Mädchen aus Jaspur nehmen wir umsonst auf.“ Der Alte gab schon kleinlaut bei. Aber die Mutter wollte noch immer nicht. Mir tat das arme Mädchen so leid. Die Kleine gefiel mir, weil sie so gar eifrig war, und es lag mir daran, eben aus dem Lande Jaspur eine Schülerin zu haben. Darum fing ich auch an: „Laßt uns nur das Kind. Es soll auch gleich eine neue Kurta (Jacke) und eine Sari (Gewand) bekommen.“ Die Mutter horchte befriedigt auf und der Vater wurde ganz züversichtlich.



Flußboot in Assam.



Weber bei der Arbeit.

Er zog seine Frau zur Seite, es wurde Familienrat gehalten und schließlich kamen sie: „Ihr könnt das Kind auf ein paar Monate zur Schule dabehalten.“ Ach, was freuten wir uns. Tunja, so heißt das Mädchen, ist nun bei uns auf der Station. Sie scheint recht zufrieden zu sein. Und so oft ich sie sehe, bitte ich Gott, er möchte diese erste Schülerin aus Jaspur an Leib und Seele bewahren, damit alles, was sie hier lernt, ihr und vielen anderen zum Segen werde.

Lohardagga, 21. Mai 1912.

Liebe Kinder!

Am 25. April hättet ihr hier in Loherdagga sein sollen. Da hättet ihr einen stattlichen Zug von Menschen marschbereit gesehen; viele Jungen und auch Erwachsene. Einige trugen etwas buntes Zusammengewideltes. Was das wohl war? Fahrentlicher waren's. Und die Fahnenstangen mußten als Tragstäbe dienen, es gab soviel mitzunehmen. Nicht nur zum Essen, sondern auch einen Lichtbilderapparat und ein Zelt und noch vieles andere. Ja, wo sollte es denn hingehen? Eine Ferienreise? Na, die Jungen sahen gewiß so fröhlich aus, als obs eine feine, lustige Reise geben sollte. Aber nicht zum Vergnügen sollte diese Reise dienen, sondern die Jungen wollten den Heiden in den Wäldern eine Freude machen und ihnen vom Heiland erzählen. Ihr wißt ja schon, wie die Heiden so elend und bedauernswert sind. Gerade die Kolsheiden

haben immer Angst vor den bösen Geistern. Und da wollten wir zu ihnen gehen und ihnen zeigen, wie fröhlich wir Christen sind und wollten sie einladen, doch auch Christen zu werden. Was wir nun auf dieser Reise erlitten, das will ich euch erzählen.

Nach einem tüchtigen Marsch von 16 Kilometern kamen wir abends zum Dorf Tschapi. Vor dem Dorf war ein kleines Wäldchen, ein Hain, und da schlugen wir unser Lager auf. Und nun wollten wir den Heiden Lichtbilder zeigen. Wir schickten ins Dorf und luden ein. Da kam zuerst ein alter Mann, völlig betrunken und bettelte. Doch weil wir wohl wußten, daß er alles verdrincken würde, gaben wir ihm nichts und schickten ihn fort und warteten auf die anderen Heiden. Die kamen aber nicht. Es war nämlich in der Nähe das heidnische Frühlingsfest mit viel Saufen und Tanzen, und da waren sie hingegangen. Wohl aber kamen aus verschiedenen Dörfern Christen. Die hatten gehört, daß wir eine Predigtreise zu den Heiden machen wollten, da hatten sie schnell ihre Arbeit verlassen, etwas Reis als Wegzehrung zu sich gesteckt und waren gekommen, um auch mitzugehen. Als wir dann nochmal einladende Boten ins Dorf schickten, kamen doch einige Heiden an. Wir freuten uns sehr. Sofort stellten wir den Apparat auf. Aber o weh! Da kam ein gewaltiger Sturm und machte die Vorführung unmöglich. So konnten wir nur so predigen.

Am anderen Morgen brachen wir schon um 4 Uhr auf, damit die Sonne uns nicht so sehr quäle. Es galt, 14 Kilometer weit nach dem Dorfe Tschandwa zu wandern. Es ging durch richtigen Urwald über hohe

Berge und durch tiefe Täler. Da auf einmal sahen wir einen merkwürdigen Baum; der hing über und über voll bunter und weißer Zeugnisse. Da erfuhren wir dann eine ganz komische Geschichte.

Vor kurzer Zeit ging ein Mann hier vorbei und wurde von einem Tiger angefallen. Das wilde Tier packte das Gewand des Mannes. Der aber ließ es los und lief schnell davon. Daheim erzählte er nun sein Erlebnis und die Bauern zerbrachen sich die Köpfe darüber, warum wohl der Tiger nicht nachgelaufen, sondern mit dem Kleid zufrieden gewesen sei. Da sagte ein ganz Schläuer: „Wißt ihr, der Tiger ist von besonderer Art, der frisst nur Kleider. Da wollen wir ihn doch zufrieden stellen und ihm an jener Stelle eine Futterstelle einrichten, damit er nicht doch einmal nach Fleisch Gellüste bekommt.“ Dieser Rat schien den Dorfsleuten sehr gut und wurde alsbald befolgt. So kamen also jene Lumpen an den Baum. Noch mehrere Stunden hatten wir von jenem Lumpenbaum aus zu wandern, bis wir nach Tschandwa kamen. Dort war eben Markt. Die Leute hatten ihre Waren aufgestellt, kauften und verkauften, es war ein rechtes Hin- und Herwogen. Da kamen wir in feierlichem Zuge auf den Marktplatz einmarschirt. Es war wirklich fein. Voran trugen die beiden Knaben Nahum und Hiob eine große schwarz-weiß-rote Fahne mit einem Kreuz aufgehängt. Außer dieser waren noch vier andere Fahnen im Zuge, und eine eigenartige Musikkapelle spielte. Die Kapelle bestand aus 3 Trommlern und 3 Glöcknern. Die Trommler schlugen mit aller Kraft auf ihre Instrumente ein, aber die Glöckner läuteten ihre „Kirchenglocken“, das sind runde, größere Messingscheiben, langsam und feierlich. So etwas hatten die Heiden in Tschandwa noch nicht gehört. Voll Neugierde kamen sie aus den Häusern und von den Marktständen zusammengelaufen. Mitten auf dem Marktplatz unter einem Ahornbaum machten wir Halt, pflanzten die Fahnen auf, setzten uns nieder und sangen mit unserer eigenartigen Musikbegleitung ein Lied. Und die Heiden hatten sich dicht um uns geschart, sie mußten doch sehen, was da eigentlich los ist. Besonders die Kinder hatten es recht notwendig. Da sahen wir manches Köpfchen hinter dem Rücken der Eltern vorgucken, da hatten die Kleinen sich Hudepad nehmen lassen, um besser sehen zu können: weiße Gesichter, na so was! Aber dann hörten sie noch sehr eifrig zu, die Großen und die Kleinen und drei Stunden haben wir ihnen vom Heiland erzählt und dazwischen gesungen.

Am nächsten Tag gings tief in den Wald hinein. Kein Weg für Pferd und Wagen! Der Führer mußte mit der Art den Weg erst bahnen. Todmüde kamen wir endlich in das ersehnte Dorf Tschalla. Wir Missionare wohnten im Zelt. Da wars entsetzlich heiß und die häßlichen Fliegen. Aber wir blieben doch über Sonntag einige Tage. Am Sonntag verteilten wir uns über die nächstliegenden Dörfer, in 20 Dörfern konnten wir predigen und abends Lichtbilder zeigen. Einmal, während ich rebete, wurde der Wind immer stärker; damit mich die Leute besser verstehen könnten, ging ich näher auf sie zu. Aber da bekamens die Frauen mit der Angst und liefen davon.

Schließlich mußten wir noch nach Balumath; das war das letzte Ziel. Auf dem Wege dorthin hat uns Gott in einer großen Gefahr gnädig behütet. Mit einem Male machte der Führer Halt: „Vorsicht, Hornissenschwarm.“ Und wirklich, an dem großen Ast des Baumes dort hing etwas, das aussah wie ein schwarzer Bär; und das war der Hornissenschwarm. Diese riesigen Wespen sind sehr gefährlich und manchen Wanderer haben sie getödet. Aber unter Gottes Schutz kamen wir glücklich vorüber. In Balumath kamen wir gerade wieder zum Markttag recht. Wir machten es wieder so wie in Tschandwa und während rings die Marktständen standen mit ihren indischen Waren, boten wir den Heiden die köstliche Perle, das Reich Gottes und baten unsere Zuhörer, sie möchten doch auch dem Heiland nachfolgen.

Ob jene Heiden das wohl tun werden? Wir wissen es nicht. Aber, nicht wahr, liebe Kinder, ihr wißt, daß der Heiland allein recht glücklich und fröhlich macht und ihr wünscht doch wohl auch, daß die Heiden in jenen 4 Dörfern und deren Umgebung, und besonders ihre Kinder, den Heiland finden möchten. Deshalb wollte ich euch alle recht herzlich bitten: „Wenn ihr euer Abendgebet betet, dann fügt auch hinzu: „Lieber Heiland, gib doch, daß die Heiden in Tschapi, Tschandwa, Tschalla und Balumath dich lieben lernen und recht glücklich werden.“ Nicht wahr, liebe Kinder, wenn wir alle ihm das immerfort sagen, dann erhört er uns. Und sobald aus jener Gegend der erste Heide kommen und sagen wird, daß er Christ werden will, dann teile ich es euch flugs mit.

So, nun lebt wohl und macht euren lieben Eltern und dem Heiland viel Freude.

Es grüßt euch alle recht herzlich

Euer

Reinhold Ziech, Missionar.

Herzliche Dankagung

allen lieben Kindern, die wieder Gaben gesammelt und geschickt haben.

Ostergabe der Diasporakinder Wolfratzshausen d. Pf. Kutter, 2 M. Konfirmanden Appenheim d. Pf. Trautmann, 7 M. R. G. D. Berlin-Schöneberg, Paul Gerhardskirche d. Br. Draz 9,50 M. Osterkollekte der Sonntagschule St. Johannes Natrona Nord-Amerika 5 Dollar = 20,65 M. Höhere Mädchenschule Köslin Fr. M. Prah 50 M. D. Br. C. Pape: Lehrer Jaap-Klebe 3,25 M. Lehrer Heil-Wentwisch 4,52 M. Lehrer Wiegmann-Afferde 6,50 M. Käte Pape-Steglich 5,08 M. Lydia Löwe-Lichterfelde 8 M. Schule Lutzow 4,38 M. Lehrer Grulle-Sudow 4,31 M. Lehrer Wäwert-Benzlow 3,85 M. Hedwig Zach-Kleinow 1,23 M. Schule Hennighans gef. von Marie Gasse d. Lehrer Fische 5,75 M. Striadschullinder Weizenstadt d. Schw. Retha Herbst 10 M.

Wer Geld einschicken will, tut dies am besten mittels Zahllarte auf das Konto 7950 Gohnerische Missionsgesellschaft Friedenau bei dem Postfachamt Berlin NW. 7.

Mit herzlichem Dank grüßt Euch

Euer Missionsinspektor F o e r t s c h.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor F o e r t s c h., Steglitz, Lindenstraße 5, 1.

Verlag der Buchhandlung der Gohnerischen Mission, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zieffers), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18



Kommet herzu, ihr Heiden, und höret!

Jes. 34, 1.

In Purulia in Indien befindet sich in einem Wäldchen vor der Stadt das Gossnersche Aussätzigen-Asyl. Ach, was für eine Menge von Jammer und Elend wohnt hier beisammen. Fast 700 Kranke, die an Aussatz leiden, jener furchtbaren Krankheit, die ihr aus der biblischen Geschichte kennt. Viele Schmerzen, keine Aussicht auf Heilung! Und doch, es wohnt auch soviel Glück bei diesen armen Unglücklichen, denn sie haben den Heiland kennen und lieben gelernt.

Vor einem der vielen Wohnhäuser sitzt eine Alte. Viele Jahre hat sie schon gelitten. Aber sie ist fröhlich und singt sehr viel. Der Missionar kommt zu ihr hin, unterhält sich mit ihr, fragt, was sie eigentlich immer singe. „D, das kannst du hören, Sahab“, sagte die liebe Frau und sie sang ein langes Lied. Ach, was war das schön: Vom Elend der heidnischen Aussätzigen sang sie und von der Kraft unseres Heilands, und ein Loden und Rufen wars an die Heiden: kommt doch zu Jesus, er macht euch glücklich, er hilft euch tragen. Und jeder Vers endigte mit der Zeile: Sieg dem Herrn Jesu!

Kommt herzu, ihr Heiden und höret! Das ist, was die fromme Christenfrau mit dem Propheten Jesajas ihren Landsleuten zuruft. Und das ist auch, was wir den Heiden immer wieder zurufen müssen. Nicht wahr, ihr Kinder, ihr wißt viel von unserem Heiland, ihr wißt, wie er uns behütet und für uns sorgt und uns dem Himmel zuführen will. Und davon wissen die Heiden nichts. In den folgenden Geschichten werdet ihr wieder vom Heidentum hören. Und was wird sein, wenn ihr es gelesen habt? Da werdet ihr sagen: „D ihr armen Armen, das ist ja nichts. Eure Götter helfen euch nicht und eure Frömmigkeit ist ja

nur eine Quall! Kommt doch herzu, ihr Heiden und höret: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, denn allein Jesus Christus! Und weil ihr das den Heiden nicht selber sagen könnt, so sagt es dem Heiland, indem ihr das schöne Lied auf der letzten Seite betet und singt!

Eine heidnische Göttergeschichte.

Die Heiden haben auch etwas wie biblische Geschichten. Aber wenn wir diese lesen und hören, müssen wir immer sagen: Aber was für sonderbare Götter! Da sollt ihr einmal eine Geschichte vom Gott Ram und seiner Frau Sita hören. Das Bild von dem Götterpaar könnt ihr euch auch gleich ansehen. Ein paar feine Leute, nicht? Ob sie wirklich so aussehen, das kann natürlich niemand sagen. Der Gott Ram hatte seine Frau sehr lieb. Da war es für ihn ein furchtbarer Schreck, als er eines Tages seine Frau nicht fand. Sie war nicht im Haus, nicht im Garten, spurlos verschwunden. Ram ließ alles absuchen, niemand wußte, wo Sita hingekommen war. Auch der Gott wußte es nicht. (Ein sonderbarer Gott!) In seiner Verzweiflung wandte sich Ram an seinen Freund Hanuman, den Gott der Affen. Er war selbst ein stattlicher Affe und doch war er etwas ganz besonderes. Er konnte sich nämlich so groß machen, daß er bequem die Sonne sich vom Himmel langen und mit ihr spazieren gehen konnte. Er konnte sich aber auch zu einem kleinen Däumling machen. Wie der Blitz so schnell vermochte er auch durch die Welt zu eilen. Nun, das war doch der rechte Mann, die verschwundene Frau Göttin Sita zu suchen. In der ganzen Welt fuhr er herum und siehe da, als er über die Insel Ceylon dahinfuhr, sah er, wie die Göttin im Parke des

Königs auf und ab ging. Also der König hatte sie gestohlen. Sofort ging Hanuman zum König und forderte: Gib die gestohlene Göttin heraus! Aber der König lachte ihn aus, ließ ihn durch seine Diener fassen und befahl, den Affenschwanz des Gottes Hanuman anzuzünden. Die Diener wickelten in Del getauchte Lumpen um den Schwanz und brachten Feuer daran und husch, brannte der ganze Schwanz. Da hätte nun Hanuman verbrennen sollen. Aber das tat er nicht! Schnell lief er auf Sita zu, nahm ihren Ring vom Finger und fauste wie der Blitz durch die reifen Reisfelder von Ceylon und setzte sie durch seinen brennenden Schwanz in Feuer und im Nu stand Ceylon in hellen Flammen. Sofort flog er zu Ram: Hier hast du den Ring deiner Frau, sie ist auf der Insel Ceylon, aber Ceylon brennt, mach flugs und hole sie, sonst verbrennt sie mit.

Da marschierte Ram mit seinem Heer nach Ceylon, um seine Gattin zu befreien und es gab einen mörderischen Kampf mit den Soldaten des Königs. Und Rams Krieger schienen zu unterliegen, einer nach dem anderen fiel, tödlich verwundet. Da sagte Ram: „Hanuman, auf dem Gebirge Himalaya wächst ein wunderbares Kraut. Wenn das auf Tote gelegt wird, stehen sie wieder auf. Schnell, bring dies Kraut.“ Wie der Blitz war der Affengott im Gebirge, suchte alles ab, aber das Kraut fand er nicht. „Na, irgendwo wirds schon sein, dachte der Gott, nimmst eben das ganze Gebirge mit.“ Da machte er sich sehr groß, nahm das Himalaya-Gebirge in die Hand und flugs war er wieder auf Ceylon. Da legte er dann den ganzen Berg auf die toten Soldaten, das Wunderkraut tat seine Wirkung, die Soldaten wurden wieder lebendig und kämpften weiter und siegten. Und so bekam Ram seine Frau Sita wieder.

Und was denkst ihr, liebe Leser? Ei was, komische Götter! Und auf solche Götter wollen die Heiden ihre Hoffnung setzen? Arme Heiden! F.



Ram und Sita.

Lebendig eingemauert.

Dr. Ewen Hedin hat im vorigen Jahre eine kühne Forschungsreise durch Tibet, im Himalajagebirge, unternommen. Und was er da erlebte, hat er in dem Buche „Transhimalaja“ erzählt. Da erzählt er auch, was er von der Trostlosigkeit des Heidentums gesehen hat.

In einem kalten, schneeigen Tage ritt er bis zum Eingang einer Höhle, in der ein Einsiedler sein trostloses Dasein zubringt. Noch nicht mit der Dunkelheit der Höhle zufrieden, hatte der Einsiedler sich einen steinernen, fünf Schritte langen und mit ungeheurer dicken Wänden versehenen Kasten innen in der Höhle gemauert. Darin war kein Fenster, im nur soviel Licht konnte in die dunkle Zelle dringen, als durch die enge Öffnung kam, durch welche einmal am Tage die Nahrung hineingeschoben wurde. Die Zelle war

über einer Quelle, die aus dem Fußboden des Gemaches hervorsprudelte, erbaut, und auf diese Weise konnte der Eingeschlossene seinen Durst stillen. Zweimal im Monat wurden einige Knüppel durch das Loch geschoben, und an jedem sechsten Tage machte sich der Einsiedler Tee. Durch einen kleinen Rauchfang zog der Rauch ab. In diesem dunkeln, kalten, moderigen Kerker hatte ein Mensch sich eingeschlossen.

Hedin stellte an den Buddhistenmönch, der mit ihm gekommen war, einige Fragen. „Wie heißt der eingemauerte Mönch?“ „Er hat keinen Namen, und selbst wenn wir ihn wüßten, dürften wir ihn nicht sagen. Wir nennen ihn das „unvergleichliche Juwel der Heiligkeit.“ „Hat er Verwandte?“ „Wir wissen es nicht. Wenn er welche hat, wissen sie es nicht, daß er hier ist.“ „Wie lange hat er in dieser Dunkelheit gelebt?“ „Vor drei Jahren ging er hinein.“ „Wie lange wird er dort bleiben?“ „Bis er stirbt.“ „Kommt er bis zu seinem Tode niemals ans Licht?“ „Nein, er hat den strengsten Eid geleistet, nämlich den, die Zelle nur als Leichnam zu verlassen.“ „Wie alt ist er?“ „Wir wissen

es nicht; fast vierzig.“ „Was geschieht, wenn er krank wird? Kann er Hilfe bekommen?“ „Nein, er darf niemals zu irgendeinem menschlichen Wesen sprechen; wenn er krank wird, muß er geduldig warten, bis es ihm besser geht, oder bis er stirbt.“ „Ihr wißt niemals, wie es ihm geht?“ „Nicht vor seinem Tode; ein Gefäß mit Nahrung wird jeden Tag in die Öffnung geschoben, etwas Tee und ein Stück Butter an jedem sechsten Tage. Dieses nimmt er nachts und stellt die leere Schüssel zurück, damit sie wieder gefüllt werde. Wenn wir die Schüssel unberührt in der Öffnung finden, wissen wir, daß er krank ist. Wenn er das Gefäß am nächsten Tage nicht berührt hat, wächst unsere Sorge. Wenn sechs Tage vergangen sind, ohne daß er Nahrung nimmt, kommen wir zu dem Schlusse, daß er tot ist, und wir brechen uns einen Eingang. Vor drei Jahren starb ein solcher Einsiedler, der hier zwölf Jahre zugebracht hatte; fünfzehn Jahre vorher starb einer, der vierzig Jahre in der Einsamkeit gelebt hatte und mit zwanzig Jahren in die Finsternis gegangen war. Ein anderer lebte 69 Jahre vollständig von der Welt und dem Lichte abgeschlossen.“ „Spricht er niemals?“ „Nein; denn der Mönch, welcher ihm seine Nahrung bringt, würde ewig verdammt sein, wenn er zu ihm spräche! Wenn der eingeschlossene Mann spräche, würde er des Gewinnes von drei hier zugebrachten Jahren verlustig gehen. Die Wände sind zu dick, um irgendeinen Ton eindringen zu lassen; er kann kein Wort von dem, was wir sprechen, hören; er hoßt den ganzen Tag und die ganze Nacht in einer Ecke und sagt Gebete her, die er auswendig weiß, oder er liest heilige Bücher.“ „Dann hat er also etwas Licht?“ „Ja, da steht eine kleine Butterlampe auf einem Brett vor seinen Bildern; aber wenn die Lampe ausgeht, ist es stichdunkel.“

Armer, trauriger, verblendeter Mann! Was für ein Dasein führt er! Außen hat man hier den wunderbarsten Anblick: die großen Berge, die großen Wälder, die sich dahinstreckenden Ebenen, die rauschenden Ströme, den blauen Himmel, den Gesang der Vögel. Eines Tages hat er zum letzten Male alle diese Schönheit gesehen. Die Buddhistenmönche versammelten sich zur Prozession; es war ein Leichenbegängnis. Sie führten den Mann in sein lebendiges Grab; sie mauerten ihn ein und ließen ihn dort in der Dunkelheit vierzig, sechzig oder siebzig Jahre! Sommer und Winter gehen vorüber, aber er kennt keinen Unterschied, ausgenommen, wenn in der Regenzeit Wasser in die dunkle Zelle strömt. Einer, der als junger, frischer, großer, kräftiger Mann hineingegangen war, schrieb nach 69 Jahren auf seine Schüssel, daß er gerne die Sonne noch einmal sehen möchte, ehe er sterbe. Sein Körper war buchstäblich nur eine Pergamenthaut und Knochen. Er war zusammengekrümmt und so klein wie ein Kind. Sein Haar, das 69 Jahre nicht geschnitten worden war, hing in weißen, verfilzten Strähnen herab. Seine Kleider waren verfault, und nur ein Lumpen bedeckte seinen Körper. Seine Nägel waren ungeheure Klauen. Er starb, als er ans Licht kam. Armes Geschöpf — was für ein schreckliches Leben hast du gelebt! Und doch war es freiwillig getan. Warum? Weil er glaubte, er könnte auf diese Weise den Himmel gewinnen und aller seiner Sünden enthoben sein. — Entsefliche Finsternis und Trostlosigkeit des Heidentums!
(„Saat und Ernte.“)

Mandarinbesuch.

Von Frau Missionar G. Clausen, geb. Nagel in China.

Ich war noch nicht lange in China, kannte die Sprache und die Verhältnisse noch sehr wenig, da bekam ich eines Nachmittags unerwartet hohen Besuch; der Mandarin, der oberste Regierungsbeamte des Kreises wollte unsere Station sehen. Was sich dabei zutrug und wie der Besuch ausfiel, das war alles so komisch. Nun hört mal zu!

Es war so gegen ½5 Uhr, ich sitze nichts ahnend in meinem Zimmer, da kam plötzlich meine Dienerin zu mir hereingestürzt, ein „großer Mann“ wünsche mich zu sehen. Ich erklärte in aller Ruhe: ich kann doch noch nicht chinesisch sprechen. Aber mir wurde bedeutet, daß unser Stationslehrer Sinshang schon für mich reden würde. Und so sitz, wie sie gekommen, stürzte sie atemlos davon, damit der hohe Herr sie nur nicht zu Gesicht bekäme; nach chinesischer Sitte ist das nicht gestattet. Da kam auch schon mein Koch hereingestürzt, rückte die beiden Stühle zurecht, strich die Tischdecke glatt, holte in Windeseile noch zwei Stühle von der Veranda und setzte sie an die beiden leeren Tischseiten, holte Gläser und Teller aus dem Schrank und das alles mit solcher fabelhaften Geschwindigkeit, daß ich gar nicht zur Besinnung kam. Da stand auch schon Sinshang im langen blau seidnen Mantel da und riß die Türen zur Veranda auf, und schon kam der erste „Diener“, ein Chinese in einer Art Uniform, und brachte mit erhobener Hand die Visitenkarten, rote Blätter Papier mit geschriebenen Namen darauf. Ein zweiter Diener folgte, und hinterher kam der Mandarin aus Paho mit seinem Vertreter hier in Namhong. Schweigend verneigte sich Sinshang und ebenso schweigend der Mandarin, beide in der Tür stehend, und immer wieder verneigten sie sich vor einander, jeder die eigenen Hände zusammengelegt vor die Brust haltend. Dann wandte sich der hohe Herr zu mir, und ich begrüßte ihn ebenfalls chinesisch; er aber streckte mir seine Hand zum Gruß entgegen, die ich natürlich dankend annahm. Es folgte die Begrüßung mit dem andern Beamten, und nun war es Zeit, Platz zu nehmen. Aber das ist immer eine umständliche Sache in China. Ich kam mir unglücklich überflüssig in diesem Augenblick vor, wußte ich doch gar nicht, wie man sich weiter chinesisch benimmt. Ich wies in meiner Verlegenheit dann mit einer Handbewegung auf einen Rohrlehnstuhl, womit ich den hohen Herrn bitten wollte, Platz zu nehmen, während Sinshang den andern Herrn auf den gegenüberstehenden Stuhl nötigte. Jeder will nämlich dem andern den „besseren“ Stuhl lassen, und es ist eine gewisse Umständlichkeit, bis einer denn nachgibt. Auf meine Einladung hin hatte der Mandarin Platz genommen; aber kaum saß er, als Sinshang wieder aufsprang und mit Handbewegung bat, sich doch auf den andern Stuhl zu setzen, der vorn vor dem Tisch stand (ein ganz gewöhnlicher Rohrstuhl). Ja, er faßte sogar mit beiden Händen zu und hob ihn richtig am Arm fassend in die Höhe und drückte ihn auf den nächsten Stuhl wieder nieder. Es muß dieser Umstand dem nicht mehr so ganz jugendlichen Herrn bei seiner Körperfülle gar nicht ganz leicht geworden sein. Ich stand dabei wie ein unwissendes Kind, sichtlich verlegen über die Dummheit, die ich begangen, aber auch innerlich riesig erfreut über all diese Umständlichkeit, und die gewisse Feierlichkeit, mit der die

ganze Sache vor sich gegangen. Wie tritt einem dabei das Wort entgegen: Freund, rüde hinauf! Diesmal war ich diejenige, die weichen mußte vor jenem. Aus meinen Gedanken wurde ich durch ein freundliches tsoa (setz dich) gerissen, und nun wurde ich durch eine Handbewegung zum Sitzen genötigt. Das war doch die Höhe! In meinem eigenen Hause wurde mir von einem Gaste die Erlaubnis erteilt, mich zu setzen. O, dies dumme Gesicht, das ich wohl gemacht habe! Zu einem Teil verlegen, zum andern Teil belustigt und zum dritten Teil beklommen. Uebrigens war dies „tsoa“ das erste Wort, das überhaupt seit dem Erscheinen der beiden Herrn fiel. Wie ist es so wahr: Andere Länder, andere Sitten — wie müssen wir den Chinesen so formlos und unhöflich erscheinen; wie schwer mag es ihnen werden, sich an unsere Art zu gewöhnen.

Die Unterhaltung ging flott, die Sinshang ja in der Tat „für mich“ führte. Ich wurde auch angerebet

und dies und jenes gefragt und antwortete, so gut ich konnte. Dann brachte der Koch, der natürlich in weißer Jacke erschien, vier bis an den Rand gefüllte Wassergläser mit Rotwein und Wasser, und jeder bekam ein Glas vorgelegt. Natürlich wurde nur daran genippt; denn mehr wäre unschädlich gewesen. Dann stand der Mandarin auf, ging auf die Veranda, sah sich rechts und links um (denn die Chinesen mögen ja zu gern sehen, wie wir Europäer es haben) und wandte sich dann an Sinshang mit der Bitte, ihm die Station zu zeigen. So gingen alle drei fort. Im Garten verabschiedeten sich die Herren, nachdem sie alles gesehen, mit einem kurzen Grüßen. So umständlich die Begrüßung, so einfach war der Abschied. Doch gingen wieder die zwei Diener voraus, durch die Menge der herbeigeströmten Zuschauer Platz machend. Danach wurde auch unsere Hoftür wieder geschlossen, und bald war alles wieder in derselben Ruhe und Einförmigkeit wie zuvor.

Missionslied für Kinder.

Oberlehrer Jäger, Karlsruhe.



Ich weiß von vie - len Kind - lein weit drin im Hei - den - land, die ha - ben ih - re Händ - lein zum
Hei - land nie ge - wandt, die ha - ben ih - re Händ - lein zum Hei - land nie ge - wandt.

Weil sie ihn gar nicht kennen,
Weil ihnen niemand sagt,
Wie er in blut'gen Tränen
Am Delberg hat gezagt.

Kein Christtag ist bei ihnen
Und auch kein Osterfest,
Wo Gott sie danken können,
Als kleine Himmelsgäst'.

Zu einem Holze sagen
Sie: Du bist unser Gott,
Und stummen Götzen klagen
Sie ihre Sündennot.

O Herr, laß Deine Gnade,
Bei ihnen lehren ein,
Daß auf dem Lebenspfade
Sie ernstlich nach Dir schrei'n!

Sie lernen keine Sprüchlein,
Sie lernen kein Gebet;
Sie haben keine Büchlein,
Darin vom Heiland steht.

Und wenn sie größer werden,
Wen beten sie dann an?
Ach, einen Klumpen Erden
Und einen toten Mann.

Der Stein kann sie nicht hören,
Das Holz steht sie nicht an;
Du Gott nur kannst bescheeren
Das, was uns helfen kann.

O Jesu, sende Lehrer
Hinaus mit Deinem Wort;
Gieb ihnen will'ge Hörer
An jedem Heidenort!

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Fürtch, Sieglitz, Lindenstraße 5, l.

Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Landjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Bluffen), Berlin C. 19, Ballstr. 17/18



2. Jahrgang

Juli 1912

Nummer 7

Kommet herzu, ihr Heiden, und höret!

Jes. 54, 1.

In Purulia in Indien befindet sich in einem Wäldchen vor der Stadt das Gossnersche Aussätzigen-Asyl. Ach, was für eine Menge von Jammer und Elend wohnt hier beisammen! Fast 700 Kranke, die an Aussatz leiden, jener furchtbaren Krankheit, die ihr aus der biblischen Geschichte kennt. Viele Schmerzen, keine Aussicht auf Heilung! Und doch, es wohnt auch soviel Glück bei diesen armen Unglücklichen, denn sie haben den Heiland kennen und lieben gelernt.

Vor einem der vielen Wohnhäuser sitzt eine Alte. Viele Jahre hat sie schon gelitten. Aber sie ist fröhlich und singt sehr viel. Der Missionar kommt zu ihr hin, unterhält sich mit ihr, fragt, was sie eigentlich immer singe. „D, das kannst du hören, Sahab“, jagte die liebe Frau und sie sang ein langes Lied. Ach, was war das schön! Vom Elend der heidnischen Aussätzigen sang sie und von der Kraft unseres Heilands, und ein Loden und Rufen wars an die Heiden: kommt doch zu Jesus, er macht euch glücklich, er hilft euch tragen. Und jeder Vers endigte mit der Zeile: Sieg dem Herrn Jesu!

Kommt herzu, ihr Heiden und höret! Das ist, was die fromme Christenfrau mit dem Propheten Jesaias ihren Landsleuten zuruft. Und das ist auch, was wir den Heiden immer wieder zurufen müssen. Nicht wahr, ihr Kinder, ihr wißt viel von unserem Heiland, ihr wißt, wie er uns behütet und für uns sorgt und uns dem Himmel zuführen will. Und davon wissen die Heiden nichts. In den folgenden Geschichten werdet ihr wieder vom Heidentum hören. Und was wird sein, wenn ihr es gelesen habt? Da werdet ihr sagen: „D ihr armen Armen, das ist ja nichts. Eure Götter helfen euch nicht und eure Frömmigkeit ist ja

nur eine Qual! Kommt doch herzu, ihr Heiden und höret: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, denn allein Jesus Christus! Und weil ihr das den Heiden nicht selber sagen könnt, so sagt es dem Heiland, indem ihr das schöne Lied auf der letzten Seite dreier und singt!

Eine heidnische Göttergeschichte.

Die Heiden haben auch etwas wie biblische Geschichten. Aber wenn wir diese lesen und hören, müssen wir immer sagen: Aber was für sonderbare Götter! Da sollt ihr einmal eine Geschichte vom Gott Ram und seiner Frau Sita hören. Das Bild von dem Götterpaar könnt ihr euch auch gleich ansehen. Ein paar feine Leute, nicht? Ob sie wirklich so aussehen, das kann natürlich niemand sagen. Der Gott Ram hatte seine Frau sehr lieb. Da war es für ihn ein furchtbarer Schreck, als er eines Tages seine Frau nicht fand. Sie war nicht im Haus, nicht im Garten, spurlos verschwunden. Ram ließ alles absuchen, niemand wußte, wo Sita hingekommen war. Auch der Gott wußte es nicht. (Ein sonderbarer Gott!) In seiner Verzweiflung wandte sich Ram an seinen Freund Hanuman, den Gott der Affen. Er war selbst ein stattlicher Affe und doch war er etwas ganz besonderes. Er konnte sich nämlich so groß machen, daß er bequem die Sonne sich vom Himmel langten und mit ihr spazieren gehen konnte. Er konnte sich aber auch zu einem kleinen Däumling machen. Wie der Blitz so schnell vermochte er auch durch die Welt zu eilen. Nun, das war doch der rechte Mann, die verschwundene Frau Göttin Sita zu suchen. In der ganzen Welt fuhr er herum und siehe da, als er über die Insel Ceylon dahinsauerte, sah er, wie die Göttin im Parke des

Königs auf und ab ging. Also der König hatte sie gestohlen. Sofort ging Hanuman zum König und forderte: Gib die gestohlene Göttin heraus! Aber der König lachte ihn aus, ließ ihn durch seine Diener fassen und befahl, den Affenschwanz des Gottes Hanuman anzuzünden. Die Diener wickelten in Del getauchte Lumpen um den Schwanz und brachten Feuer daran und husch, brannte der ganze Schwanz. Da hätte nun Hanuman verbrennen sollen. Aber das tat er nicht! Schnell lief er auf Sita zu, nahm ihren Ring vom Finger und sauste wie der Blitz durch die reifen Reisfelder von Ceylon und setzte sie durch seinen brennenden Schwanz in Feuer und im Nu stand Ceylon in hellen Flammen. Sofort flog er zu Ram: Hier hast du den Ring deiner Frau, sie ist auf der Insel Ceylon, aber Ceylon brennt, mach flugs und hole sie, sonst verbrennt sie mit.

Da marschierte Ram mit seinem Heer nach Ceylon, um seine Gattin zu befreien und es gab einen mörderischen Kampf mit den Soldaten des Königs. Und Rams Krieger schienen zu unterliegen, einer nach dem anderen fiel, tödlich verwundet. Da sagte Ram: „Hanuman, auf dem Gebirge Himalaya wächst ein wunderbares Kraut. Wenn das auf Tote gelegt wird, stehen sie wieder auf. Schnell, bring dies Kraut.“ Wie der Blitz war der Affengott im Gebirge, suchte alles ab, aber das Kraut fand er nicht. „Na, irgendwo wirds schon sein, dachte der Gott, nimmst eben das ganze Gebirge mit.“ Da machte er sich sehr groß, nahm das Himalaya-Gebirge in die Hand und flugs war er wieder auf Ceylon. Da legte er dann den ganzen Berg auf die toten Soldaten, das Wunderkraut tat seine Wirkung, die Soldaten wurden wieder lebendig und kämpften weiter und siegten. Und so bekam Ram seine Frau Sita wieder.

Und was denkt ihr, liebe Leser? Et was, komische Götter! Und auf solche Götter wollen die Heiden ihre Hoffnung setzen? Arme Heiden! F.



Ram und Sita.

Lebendig eingemauert.

Dr. Sven Hedin hat im vorigen Jahre eine kühne Forschungsreise durch Tibet, im Himalaya-Gebirge, unternommen. Und was er da erlebte, hat er in dem Buche „Transhimalaja“ erzählt. Da erzählt er auch, was er von der Trostlosigkeit des Heidentums gesehen hat.

An einem kalten, schneeigen Tage ritt er bis zum Eingang einer Höhle, in der ein Einsiedler sein trostloses Dasein zubringt. Noch nicht mit der Dunkelheit der Höhle zufrieden, hatte der Einsiedler sich einen steinernen, fünf Schritte langen und mit ungeheuer dicken Wänden versehenen Raum innen in der Höhle gemauert. Darin war kein Fenster, um nur soviel Licht konnte in die dunkle Zelle dringen, als durch die enge Öffnung kam, durch welche einmal am Tage die Nahrung hineingeschoben wurde. Die Zelle war

über einer Quelle, die aus dem Fußboden des Gemaches hervorprudelte, erbaut, und auf diese Weise konnte der Eingeschlossene seinen Durst stillen. Zweimal im Monat wurden einige Knüppel durch das Loch geschoben, und an jedem sechsten Tage machte sich der Einsiedler Tee. Durch einen kleinen Rauchfang zog der Rauch ab. In diesem dunkeln, kalten, moderigen Kerker hatte ein Mensch sich eingeschlossen.

Hedin stellte an den Buddhistenmönch, der mit ihm gekommen war, einige Fragen. „Wie heißt der eingemauerte Mönch?“ „Er hat keinen Namen, und selbst wenn wir ihn wüßten, dürften wir ihn nicht sagen. Wir nennen ihn das „unvergleichliche Juwel der Heiligkeit.“ „Hat er Verwandte?“ „Wir wissen es nicht. Wenn er welche hat, wissen sie es nicht, daß er hier ist.“ „Wie lange hat er in dieser Dunkelheit gelebt?“ „Vor drei Jahren ging er hinein.“ „Wie lange wird er dort bleiben?“ „Bis er stirbt.“ „Kommt er bis zu seinem Tode niemals ans Licht?“ „Nein, er hat den strengsten Eid geleistet, nämlich den, die Zelle nur als Leichnam zu verlassen.“ „Wie alt ist er?“ „Wir wissen

es nicht; fast vierzig.“ „Was geschieht, wenn er krank wird? Kann er Hilfe bekommen?“ „Nein, er darf niemals zu irgendeinem menschlichen Wesen sprechen; wenn er krank wird, muß er geduldig warten, bis es ihm besser geht, oder bis er stirbt.“ „Ihr wißt niemals, wie es ihm geht?“ „Nicht vor seinem Tode; ein Gefäß mit Nahrung wird jeden Tag in die Öffnung geschoben, etwas Tee und ein Stück Butter an jedem sechsten Tage. Dieses nimmt er nachts und stellt die leere Schüssel zurück, damit sie wieder gefüllt werde. Wenn wir die Schüssel unberührt in der Öffnung finden, wissen wir, daß er krank ist. Wenn er das Gefäß am nächsten Tage nicht berührt hat, wächst unsere Sorge. Wenn sechs Tage vergangen sind, ohne daß er Nahrung nimmt, kommen wir zu dem Schlusse, daß er tot ist, und wir brechen uns einen Eingang. Vor drei Jahren starb ein solcher Einsiedler, der hier zwölf Jahre zugebracht hatte; fünfzehn Jahre vorher starb einer, der vierzig Jahre in der Einsamkeit gelebt hatte und mit zwanzig Jahren in die Finsternis gegangen war. Ein anderer lebte 69 Jahre vollständig von der Welt und dem Lichte abgeschlossen.“ „Spricht er niemals?“ „Nein; denn der Mönch, welcher ihm seine Nahrung bringt, würde ewig verdammt sein, wenn er zu ihm spräche! Wenn der eingeschlossene Mann spräche, würde er des Gewinnes von drei hier zugebrachten Jahren verlustig gehen. Die Wände sind zu dick, um irgendeinen Ton eindringen zu lassen; er kann kein Wort von dem, was wir sprechen, hören; er hoct den ganzen Tag und die ganze Nacht in einer Gae und sagt Gebete her, die er auswendig weiß, oder er liest heilige Bücher.“ „Dann hat er also etwas Licht?“ „Ja, da steht eine kleine Butterlampe auf einem Brett vor seinen Bildern; aber wenn die Lampe ausgeht, ist es stichdunkel.“

Armer, trauriger, verblendeter Mann! Was für ein Dasein führt er! Außen hat man hier den wunderbarsten Anblick: die großen Berge, die großen Wälder, die sich dahinstreckenden Ebenen, die rauschenden Ströme, den blauen Himmel, den Gesang der Vögel. Eines Tages hat er zum letzten Male alle diese Schönheit gesehen. Die Buddhistenmönche versammelten sich zur Prozession; es war ein Leichenbegängnis. Sie führten den Mann in sein lebendiges Grab; sie mauerten ihn ein und ließen ihn dort in der Dunkelheit vierzig, sechzig oder siebzig Jahre! Sommer und Winter gehen vorüber, aber er kennt keinen Unterschied, ausgenommen, wenn in der Regenzeit Wasser in die dunkle Zelle strömt. Einer, der als junger, frischer, großer, kräftiger Mann hineingegangen war, schrieb nach 69 Jahren auf seine Schüssel, daß er gerne die Sonne noch einmal sehen möchte, ehe er sterbe. Sein Körper war buchstäblich nur eine Pergamenthaut und Knochen. Er war zusammengekrümmt und so klein wie ein Kind. Sein Haar, das 69 Jahre nicht geschnitten worden war, hing in weißen, verfilzten Strähnen herab. Seine Kleider waren verfettet, und nur ein Lumpen bedeckte seinen Körper. Seine Nägel waren ungeheure Klauen. Er starb, als er ans Licht kam. Armes Geschöpf — was für ein schreckliches Leben hast du gelebt! Und doch war es freiwillig getan. Warum? Weil er glaubte, er könnte auf diese Weise den Himmel gewinnen und aller seiner Sünden enthoben sein. — Entsetzliche Finsternis und Trostlosigkeit des Heidentums!
(„Saat und Ernte.“)

Mandarinbesuch.

Von Frau Missionar G. Clausen, geb. Nagel in China.

Ich war noch nicht lange in China, kannte die Sprache und die Verhältnisse noch sehr wenig, da bekam ich eines Nachmittags unerwartet hohen Besuch; der Mandarin, der oberste Regierungsbeamte des Kreises wollte unsere Station sehen. Was sich dabei zutrug und wie der Besuch ausfiel, das war alles so komisch. Nun hört mal zu!

Es war so gegen ½5 Uhr, ich sitze nichts ahnend in meinem Zimmer, da kam plötzlich meine Dienerin zu mir hereingestürzt, ein „großer Mann“ wünsche mich zu sehen. Ich erklärte in aller Ruhe: ich kann doch noch nicht chinesisch sprechen. Aber mir wurde bedeutet, daß unser Stationslehrer Sinschang schon für mich reden würde. Und so sitz, wie sie gekommen, stürzte sie atemlos davon, damit der hohe Herr sie nur nicht zu Gesicht bekäme; nach chinesischer Sitte ist das nicht gestattet. Da kam auch schon mein Koch hereingestürzt, rüdte die beiden Stühle zurecht, strich die Tischdecke glatt, holte in Windeseile noch zwei Stühle von der Veranda und setzte sie an die beiden leeren Tischseiten, holte Gläser und Teller aus dem Schrank und das alles mit solcher fabelhaften Geschwindigkeit, daß ich gar nicht zur Besinnung kam. Da stand auch schon Sinschang im langen blaußeidenen Mantel da und riß die Türen zur Veranda auf, und schon kam der erste „Diener“, ein Chinese in einer Art Uniform, und brachte mit erhobener Hand die Visitenkarten, rote Blätter Papier mit geschriebenen Namen darauf. Ein zweiter Diener folgte, und hinterher kam der Mandarin aus Palkoi mit seinem Vertreter hier in Namhong. Schweigend verneigte sich Sinschang und ebenso schweigend der Mandarin, beide in der Tür stehend, und immer wieder verneigten sie sich vor einander, jeder die eigenen Hände zusammengelegt vor die Brust haltend. Dann wandte sich der hohe Herr zu mir, und ich begrüßte ihn ebenfalls chinesisch; er aber streckte mir seine Hand zum Gruß entgegen, die ich natürlich dankend annahm. Es folgte die Begrüßung mit dem andern Beamten, und nun war es Zeit, Platz zu nehmen. Aber das ist immer eine umständliche Sache in China. Ich kam mir unglaublich überflüssig in diesem Augenblick vor, wußte ich doch gar nicht, wie man sich weiter chinesisch benimmt. Ich wies in meiner Verlegenheit dann mit einer Handbewegung auf einen Rohrlehnstuhl, womit ich den hohen Herrn bitten wollte, Platz zu nehmen, während Sinschang den andern Herrn auf den gegenüberstehenden Stuhl nötigte. Jeder will nämlich dem andern den „besseren“ Stuhl lassen, und es ist eine gewisse Umständlichkeit, bis einer denn nachgibt. Auf meine Einladung hin hatte der Mandarin Platz genommen; aber kaum saß er, als Sinschang wieder aufsprang und mit Handbewegung bat, sich doch auf den andern Stuhl zu setzen, der vorn vor dem Tisch stand (ein ganz gewöhnlicher Rohrstuhl). Ja, er faßte sogar mit beiden Händen zu und hob ihn richtig am Arm fassend in die Höhe und drückte ihn auf den nächsten Stuhl wieder nieder. Es muß dieser Umstand dem nicht mehr so ganz jugendlichen Herrn bei seiner Körperfülle gar nicht ganz leicht geworden sein. Ich stand dabei wie ein unwissendes Kind, sichtlich verlegen über die Dummheit, die ich begangen, aber auch innerlich riesig erfreut über all diese Umstände, Krämerei, und die gewisse Feierlichkeit, mit der die

ganze Sache vor sich gegangen. Wie tritt einem dabei das Wort entgegen: Freund, rüde hinaus! Diesmal war ich diejenige, die weichen mußte vor jenem. Aus meinen Gedanken wurde ich durch ein freundliches tsoa (setz dich) gerissen, und nun wurde ich durch eine Handbewegung zum Sitzen genötigt. Das war doch die Höhe! In meinem eigenen Hause wurde mir von einem Gaste die Erlaubnis erteilt, mich zu setzen. O, dies dumme Gesicht, das ich wohl gemacht habe! Zu einem Teil verlegen, zum andern Teil belustigt und zum dritten Teil bekommen. Uebrigens war dies „tsoa“ das erste Wort, das überhaupt seit dem Erscheinen der beiden Herrn fiel. Wie ist es so wahr: Andere Länder, andere Sitten — wie müssen wir den Chinesen so formlos und unhöflich erscheinen; wie schwer mag es ihnen werden, sich an unsere Art zu gewöhnen.

Die Unterhaltung ging flott, die Einshang ja in der Tat „für mich“ führte. Ich wurde auch angeredet

und dies und jenes gefragt und antwortete, so gut ich konnte. Dann brachte der Koch, der natürlich in weißer Jade erschien, vier bis an den Rand gefüllte Wassergläser mit Rotwein und Wasser, und jeder bekam ein Glas vorgelegt. Natürlich wurde nur daran genippt; denn mehr wäre unschädlich gewesen. Dann stand der Mandarin auf, ging auf die Veranda, sah sich rechts und links um (denn die Chinesen mögen ja zu gern sehen, wie wir Europäer es haben) und wandte sich dann an Einshang mit der Bitte, ihm die Station zu zeigen. So gingen alle drei fort. Im Garten verabschiedeten sich die Herren, nachdem sie alles gesehen, mit einem kurzen Grüßen. So umständlich die Begrüßung, so einfach war der Abschied. Doch gingen wieder die zwei Diener voraus, durch die Menge der herbeigeströmten Zuschauer Platz machend. Danach wurde auch unsere Hoftür wieder geschlossen, und bald war alles wieder in derselben Ruhe und Einförmigkeit wie zuvor.

Missionslied für Kinder.

Oberlehrer Jäger, Karlsruhe.

Ich weiß von vie - len Kind - lein weit drin im Hei - den - land, die ha - ben ih - re Händ - lein zum
Hei - land nie ge - wandt, die ha - ben ih - re Händ - lein zum Hei - land nie ge - wandt.

Weil sie ihn gar nicht kennen,
Weil ihnen niemand sagt,
Wie er in blut'gen Tränen
Am Delberg hat gezagt.

Kein Christag ist bei ihnen
Und auch kein Osterfest,
Wo Gott sie danken können,
Als kleine Himmelsgäst'.

Zu einem Holze sagen
Sie: Du bist unser Gott,
Und stummen Götzen klagen
Sie ihre Sündennot.

O Herr, laß Deine Gnade,
Bei ihnen kehren ein,
Daß auf dem Lebenspfade
Sie ernstlich nach Dir schrei'n!

Sie lernen keine Sprüchlein,
Sie lernen kein Gebet;
Sie haben keine Büchlein,
Darin vom Heiland steht.

Und wenn sie größer werden,
Wen beten sie dann an?
Ach, einen Klumpen Erden
Und einen toten Mann.

Der Stein kann sie nicht hören,
Das Holz sieht sie nicht an;
Du Gott nur kannst bescheeren
Das, was uns helfen kann.

O Jesu, sende Lehrer
Hinaus mit Deinem Wort;
Gieb ihnen will'ge Hörer
An jedem Heidenort!

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 20 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Fürtzsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.

Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau, Landjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Jilleßen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18



Si du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen.

Matth. 25, 21.

Der Kindergottesdienst war eben aus. Die Kinder waren ganz aufgeregt vor Begeisterung und Freude und das war ein Durcheinander von Reden und Fragen. „Ich weiß, was ich tue!“ „Was werde ich doch anfangen?“ Was war denn mit den Kindern? Sie waren doch sonst immer so ruhig und andächtig nach Hause gegangen! Der Herr Pfarrer hatte ihnen einen so prächtigen Vorschlag gemacht. Die Geschichte war dran von den anvertrauten Pfunden. Wie ein Adler über Land zog und tat sein Gut seinen Knechten aus. Und als er wiederkam, da brachten sie, was sie erarbeitet hatten. Zwei hatten das Doppelte erworben, einer hatte nichts erarbeitet. Und die beiden treuen Arbeiter lobte der Herr und übergab ihnen viel Güter. Und da hatte der Herr Pfarrer gesagt:

„Was der Herr Jesus meint, bezieht sich nicht nur auf die geistlichen Gaben. Merket auf, ich will euch einen Vorschlag machen. Welches Kind will es einmal mit 10 Pfennig versuchen, im Zeitraume von neun Monaten einen Gewinn zu erzielen, der dann für die Mission verwendet werden soll?“

Im Nu meldeten sich 56 Kinder mit erhobenen Händen. Der Prediger verteilte alsbald 5 M. 60 Pfg. unter diese Kinder, jedem Kinde 10 Pfg. einhändig und die freundliche Mahnung hinzufügend, nun ernstlich darüber nachzudenken, wie sie ihre Pfunde am besten verwerten könnten. „Frühling und Sommer stehen vor der Tür,“ sagte er, „da kann man pflanzen und säen; die Mädchen können auch mit Handarbeiten etwas verdienen“.

Und 9 Monate später! Siehe, die kleinen Händler hatten das Beihnfache gewonnen, denn aus jenen 5 M.

60 Pfg. waren 52 M. geworden! Einige Kinder hatten aus dem Ertrag eines kleinen Gartens ein hübsches Stämmchen erzielt, ein Mädchen sogar 3 M. mit Gurken gewonnen, die sie gesät und treulich gepflegt hatte.

Ein Knabe, der hübsche kleine Zeichnungen verfertigen konnte, erhielt für diese etwas Geld. Dafür hatte er Kaninchen gekauft, die den Grundstod zu einem regen Kaninchenhandel legten. Ein Dritter kaufte ein Ei, das er ausbrüten ließ. Das ausgetrockene und herangewachsene Hühnchen aber verschaffte ihm den gehofften Gewinn.

Ein Mädchen ging am Abend mit ihrer Mutter in den Garten und sagte: „Mutter, ich wollte, du Gäbest mir einen Apfelbaum, daß er mein wäre.“ — „Warum mein liebes Kind? sie sind alle dein, so gut wie mein.“ — „Ja, aber ich meine etwas anderes,“ erwiderte das Kind, „ich möchte gern einen haben, von dem ich die Äpfel dem lieben Gott geben könnte.“ — Die Mutter erlaubte ihr nun, sich einen Baum auszusuchen. Sie wählte den schönsten, legte ihre Hand an den Stamm und sagte mit feierlicher Stimme: „Baum, von nun an gehörst du Gott.“

Nicht wahr, liebe Kinder, Knechte Jesu, Diener Gottes, wollt ihr alle sein. Wie wärs denn, wenn ihr euch auch ein „Pfund“ anvertrauen liebet, so ein kleines Beetchen, oder ein Bäumchen, einen Beerenstrauch, einen kleinen Handel. Und dann im Herbst kommt die große Abrechnung: „Im Kleinen getreu! Brab so!“ Und wer sich nicht gerade was Besonderes anvertrauen läßt, dem sind sowieso schon allerlei Kleinigkeiten anvertraut, Dinge, die man für gewöhnlich wegwirft: Etanitol, das glänzende Silberpapier um die guten Sachen, und die Zigarrenabschnitte und vor allem die Briefmarken. Wie viele Kuberten wirft Vater in den Papiertorb und die Marken sind noch drauf. Da laß

dir die Schere geben und schneide die Marken recht vorsichtig heraus, so, daß der Stempel noch ganz dran ist und die Zaden nicht fehlen. Und wenn du 100 Stück beisammen hast, so binde sie in ein kleines Bündelchen und wenn du eine ordentliche Schar von kleinen Bündeln hast, dann kannst du sie mir schicken. Also sorgfältig ausschneiden, Stempel mit dabei, zu 100 in Bündeln verpackt! Das gilt von den deutschen, gewöhnlichen Marken. Und wer ausländische Marken für die Mission übrig hat, der kann sie auch schicken, aber nicht zusammengebunden. Willst du es nicht einmal versuchen, auch in diesem wenigsten getreu zu sein? Und weil wir gerade einmal dabei sind, davon zu reden, was man alles für die Mission tun kann, möchte ich auch gleich das wiederholen, was Herr Missionsinspektor Roterberg in unserem Familienblatt „Die kleine Biene“ im Dezember geschrieben hat: „Sieh mal, was du schon mit deinen Händen und Füßen für die Mission tun kannst! Du kannst Wege gehen für Vater und Mutter und dir dann einen Pfennig für die Mission ausbitten; den bekommst du sicher! Du kannst auch den Hof fegen am Sonnabend, damit er am Sonntag hübsch sauber ist — gibt gewiß 5 Pfennig für die Mission! Du kannst die Schuhe putzen für dich und die Geschwister. Wenn sie so ganz blüheblank werden, gibt Mutter wohl gar einen Pfennig für jeden! Ich sage dir, das schneffelt! Du kannst auch Wasser, Holz und Kohlen für die Küche aus dem Stalle holen. Ist es so recht kalt und du stampfst mit deinem Kasten tapfer durch den Schnee, immer für die Mission — ich glaube, Mutter gibt dir zum Pfennig noch einen Krug obendrein! Vielleicht hast ihr Hühner und solche, die ihre Eier verlegen — frag mal Mutter, was sie dir geben will, wenn du jeden Tag die Eier sammelst und zur Stelle schaffst! Und was das für ein Vergnügen ist, so in allen Ställen rum zu suchen, nicht wahr? Wir kennen uns doch! Einen Garten hast ihr wohl auch. Könntest du nicht täglich das garstige Unkraut ausjäten? Laß dich von Vater als Gärtner anstellen mit festem Wochenlohn für die Mission! Am Ende wagst du es gar, dir ein Blumenbeet oder ein Gemüsebeet für die Mission einzurichten? Und gar, wenn Vater und Mutter einwilligen, daß ein Obstbaum für die Mission bestimmt würde, und ihr dürftet diesen Baum besonders pflegen und im Herbst die schönen Pflaumen oder Birnen oder Äpfel für die lieben Heiden verkaufen? Und nun mal was nur für die lieben kleinen Mädchen allein. Möchtet ihr nicht Handarbeiten für die Mission herstellen? Ich meine so Topflappen und Waschlappen und Nadelbücher und Buchzettelchen und Lampenschirme und Federwischer. Davon brauchen Onkel und Tante gewiß gleich Verschiedenes! Es gibt aber noch ein anderes Sparen für die Mission: sich selbst was absparen! So Dinge, die nicht gerade nötig sind. Du bekommst vielleicht öfters Zucker in den Kaffee. Laß dir dafür einen Pfennig geben und tue ihn in deine Missionsbüchse! Mit anderen Süßigkeiten mach's ebenso! Darüber werden sich Vater und Mutter so freuen, daß sie dir gern auch mal einen Extra-Groschen in die Missionsbüchse tun. Oder hast du etwa noch keine Büchse? Die mußt du haben! Schick nur gleich eine Karte an die Buchhandlung der Gohner'schen Mission, Friedenau, Handjerystraße 19; dann bekommst du eine umsonst, aber dann mußt du auch tüchtig sammeln! Noch eins fällt mir ein — Rabattmarkenbücher! die hat Mutter sehr wahrscheinlich. Könntest du nicht darum bitten, daß

sie für die Mission umgetauscht werden und dann das Geld in deine Büchse wandert?“

Und nun, Kinder, frisch ans Werk. Seid Christi Knechte, getreu und fleißig bis ins Kleinste, damit auch in diesem äußeren Stück der Herr zu dir sagen kann: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen!

Tamar, den 26. 11. 1911.

Grüße von Kindern und für Kinder.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hörte Missionar Hahn von dem Glend der Heiden und besonders von der Unwissenheit ihrer Kinder predigen. Wie sie gar nichts vom lieben Heiland wußten, daß er besonders die Kinder lieb hat, wie sie nichts vom Himmelreich erfuhren, daß es dort Engel gibt, die vom lieben Gott auf die Erde geschickt werden, damit sie hier die Kinder behüten. Auch das liebe Weihnachtsfest kennen sie nicht usw. Das ging dem kleinen Mann doch sehr zu Herzen und er dachte hin und her wie er wohl noch mehr für die Heidenkinder geben könne. Was seine Sparbüchse enthalten hatte, das hatte er schon dem Missionar gegeben. Da hellte sich plötzlich sein Gesicht auf und er lief eilig aus der Schube. Nach einiger Zeit kam er strahlend wieder und hatte 7,50 M. in der Hand: „Vater, Mutter, darf ich dieses Geld dem Missionar Hahn geben?“ „Junge, wo hast du das viele Geld her?“ fragten diese wie aus einem Munde. „Ihr habt mir doch vergangenes Jahr eine Ziege geschenkt, diese und ihr zwei Wochen altes Lämmchen habe ich eben verkauft, du lieber Vater sagtest mir doch, ich könne damit machen, was ich wolle. Hier ist das Geld. Die Heidenkinder sollen dafür unterrichtet werden, damit sie auch den lieben Heiland kennen lernen.“ Leicht ist es dem kleinen Walter nicht geworden, diesem Gruß von 7,50 M. dem Missionar mitzugeben. Er hatte seine Ziege und ihr Lämmchen sehr lieb, aber den Heiland doch noch lieber. Von ihm hatte er in letzter Sonntagsschule gehört, daß er gesagt habe: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Ja, „Walling“, wie er damals genannt wurde, war so hinter's Geben gekommen, daß er anfang allerlei zu sammeln und zum Besten der Mission zu verkaufen. Nach zwei Jahren hatte er 10 Mark zusammen. Die gab er mir und ich habe mir dafür eine kleine homeopathische Apotheke gekauft, aus der ich viele Jahre hier in Indien besonders den Heiden- und Christenkindern Medizin gegeben habe. Vielen ist dadurch geholfen worden, durch die Grüsse des kleinen Walters an die Kinder hier in Tschota-Nagpur.

Als ich vor Jahren einmal ausreiste, um die Dorfschulen aufzusuchen und zu sehen, was unsere schwarz-braunen Kinder gelernt hätten, führte mich mein Weg auch nach Kurith. Schon am Anfange des Dorfes fiel mir auf, daß da und dort an den Häuser-ecken Kinder standen und mit dem Rufe „hijutanei“, d. h.: er kommt! wieder verschwanden. Ich ritt zur Schule, hoffte alle Kinder versammelt zu finden, aber ich sah nur die vier Bände und die Matten, auf denen die Kinder sitzen sollten, von ihnen selber aber keine Spur. Ich setzte mich auf meinen mitgebrachten kleinen Klappstuhl und wartete der Dinge oder besser der Kinder, die da kommen sollten. Jemand etwas war da nicht in Ordnung, das hatte ich schon ge-

merkt. Da sehe ich, daß um die Ecke des nächsten Hauses ganz leise und vorsichtig ein 5 oder 6jähriges kleines Mädchen geschlichen kommt, Schritt für Schritt rückt sie näher, zuletzt steht sie dicht vor mir, steckt zwei Finger ins Mäulchen und sieht mich an, geht dann etwas zur Seite und sieht hinter mir, ob da wohl ein Stock zum Schlagen oder irgend etwas wohl gar zum Beißen wäre. Als sie nichts dergleichen entdeut, läuft sie so schnell sie kann hinter die nächsten Häuser und ruft beim Laufen die denkwürdigen Worte: „ab, nahi chapta heil“, d. h. auf Deutsch: „komm nur, er beißt nicht!“ Das war auch eine Art Gruß für mich, der ich zum ersten Male diese Schule inspizierte. Auf diesen Ruf kamen die anderen Kinder etwas ängstlich, aber doch sichtlich beruhigt, weil „er ja doch nicht beißt“, hinter den Häusern hervor. Beim Teetrinken, den mir diesen Augenblick der Küchenjunge brachte, wurde dann zwischen mir und den kleinen

Furchthäschen ein Bündnis geschlossen und mit Zucker besiegelt, den ich jedem mit dem Teelöffel ins Mäulchen schüttete. Das gab ein Gelächter und Schmausen, bis auch nicht mehr ein Körnchen in meiner Rute war. Dem Lehrer, der inzwischen vom Felde gekommen war, erzählte ich die ganze Geschichte und fragte auch, woher das kleine Mädchen den Mitri gehabt habe, zu mir zu kommen. Da erfuhr ich, daß sie erst einige Monate in Kurth sei und vorher mit ihren Eltern in Assam war, wo sie die weissen Männer kennen gelernt hatte. Daher sprach sie auch Hindi, was mir bei ihrem Aufsteigen gleich auffiel. Nachher bin ich noch öfter nach Kurth gekommen, aber nie haben die Kinder wieder gedacht, ich würde sie beißen. Ihr Gruß hieß dann immer „Jisus sahaj, Sahab“, d. h.: „Jesus sei Hilfe, Sahab.“

Als ich in Ranchi, unserer Hauptstation war, erhielt ich einmal einen schönen Gruß der dortigen Schulknaben. Es war an meinem Geburtstage. Ich dachte nicht, daß irgend ein Eingeborener diesen Tag

wußte, aber was geschah? Wir schliefen noch, da erscholl von frischen Knabenstimmen vor unserer Schlafstube: „Lobe den Herrn“ und zuletzt: „So nimm denn meine Hände.“ Still wie die Jungens gekommen waren, gingen sie dann wieder ins Schulhaus zurück. Ein schöner Gruß am Geburtstage, nicht wahr? Als ich meine Arbeitsstube bald nachher öffnete, wartete meiner noch ein Blumengruß.

Die Tür war mit einer Guirlande bekränzt und auf dem Verandatsch lag eine schöne, bunte Vase von meinem Lehrer und darauf standen verschiedene Vasen aus Lehm, von den Knaben gemacht und darin waren wieder schöne Blumen.

Am Nachmittag mußte ich mich natürlich bei den Knaben bedanken. Ich tat's indem ich wieder grüßte und zwar mit Mitai (Zuckerfugeln) und Tee.

Solch' süße Grüße haben die schwarzbraunen Kinder gerade so gerne wie die weissen. Schade, daß ihr nicht dabei waret, nicht wahr? Nachdem der süße Tee ausgetrunken und das Mitai aufgenabbert war, wurde natürlich noch gesungen und zwar: „Ach bleib' mit deiner Gnade“ und dann hieß es „man aber flint zur Vernstunde.“

Habe ich am Anfange von einem deutschen Knaben geschrieben, wie er Grüße nach hier an die Heidenkinder in Gestalt von Gaben für die Mission schickte, so will ich am Ende von zwei kleinen Mädchen erzählen, die uns alle Sonntag Grüße

schicken. Diese kleinen Mädchen sind unsere eigenen Mimi und Meta. Wie ihr wißt, dürfen wir indischen Missionare unsere Kinder nicht bei uns behalten. Sie würden in dieser Hitze krank werden und sterben, auch gibt es hier keine deutschen Schulen. Daher blieben unsere beiden kleinen Mädchen, Mimi 8 Jahre und Meta Jahre allein in Deutschland zurück, als wir vergangenes Jahr wieder nach Indien zu reisen hatten. Ach, ihr lieben Leser, was war das für ein trauriges, ektes Grüßen, als wir uns von unseren Kindern



Ein indischer Tempel.

weinen müßten. Ich werde die beiden todesstrahligen Augenpaare nie vergessen bis an mein Lebensende. Nun sind beide in einer Anstalt. 10 Jahre sollen sie uns, ihre Eltern und wir unsere Kinder nicht zu sehen bekommen. Da ist es schön, daß Minni schon schreiben kann. Alle Sonntage schreibt sie uns einen Brief. Diese Briefe sind unsere Sonntagsgrüße und wie sehnen wir uns danach! Auch die kleine Meta kann nun schon schreiben. Im letzten Briefe schrieb Minni: „Meta kann auch schon allein mit Tinte schreiben“, ist das nicht fein!

Ja, das ist fein, daß man schreiben kann, nicht wahr? Und daß man das Geschriebene auch drucken kann, ist mindestens ebenso fein.

Wenn einige von euch auf diesem Brief gerne antworten wollen oder sonst allerlei Fragen haben, so schreibt nur an

Euren Missionar M. Schütz,
Tamar. P. O. Ranchi, East India

Wie auch Panther und Tiger Missionshelfer wurden.

Das sind sonderbare Helfer! Jedenfalls gehören Panther und Tiger nicht zu den Freunden der Missionare, im Gegenteil, sie sind ihnen ein rechter Schrecken. Und doch müssen sie manchmal helfen. Hört nur was der Basler Missionar Ruopp erzählt:

Auf unserer letzten Missionsstation Wanyankulam in Malabar, Indien, wurden wir viel von Panthern heimgesucht. Unser Hund wurde von einem derselben abends 10 Uhr vor der Schlafzimmertüre weggeholt und ein andermal waren abends 9 Uhr schon zwei hinter dem Haus und zerrissen einen Hund. Viele der Heiden hatten den Verlust nicht nur von Hunden, sondern auch von Ziegen, Kälbern, ja von Kühen zu beklagen. Ich sah eine große zerrissen am Walde liegen. Da ließ ich eine hölzerne Tigerfalle machen, in welcher ich innerhalb einiger Monate vier Panther fing und in einer eisernen Falle, die ich von Schlesien hatte kommen lassen, fingen wir auch noch zwei. — Ich hatte dieselben dann zu erschießen, das Fell abzuziehen zu lassen und der englischen Regierung zu zeigen. Als Belohnung erhielt ich je nach der Größe der Panther: 20 bzw. 30 M. für einen. Mit dem Ertrag konnte ich für die Missionskapelle in Wanyankulam ein Harmonium anschaffen.

Und unserem Missionar Lauzemis hat einmal ein Tiger zur Urlaubsreise behelfen müssen. Er erzählt uns das in einem Briefe:

„Vor einem Jahre wars, da hatte ein Jäger nicht weit von unserer Station im Gebirge die Höhle einer Tigerin entdeckt, welche darin mit ihren Jungen hauste. Vorkamlich frist der männliche Tiger seine ganz kleinen Jungen und erkennt sie erst an, wenn sie größer sind. Darum versteckt sich eine Tigerin, wenn sie Mutter werden soll und hält sich mit ihren Jungen längere Zeit verborgen. Unser Jäger wartete nun eines Tages ab, bis die Tigermutter auf Raub ausging, nahm sein geladenes Gewehr zwischen die Zähne und einen Sack auf den Rücken und kroch in die Höhle hinein, wo er vier Junge vorfand, sie in

den Sack steckte und dann eiligst die Flucht ergriff. Eins dieser Jungen wurde mir auf unserer Station zum Kauf angeboten oder vielmehr zum Tausch gegen meine alte Flinte. Ich ging auf den Handel ein und übernahm das Tierchen, das noch kaum kriechen konnte, aber doch schon die Größe einer ausgewachsenen Kaze hatte. 7½ Monate haben wir die kleine Bestie mit der Milchflasche groß gezogen und überaus spaßig war es, zu sehen, wenn der angehende Königstiger auf dem Boden seines Käfigs lag und behaglich seine Milchflasche trank; anders mochte er die Milch nicht haben, selbst als er schon stattdlich groß geworden war und 6—8 Flaschen täglich brauchte und daneben noch bis 4 Pfund Fleisch verzehrte. Sehr interessant war es, die Entwicklung des Tieres zu beobachten. Den gierigen, lauernden und bringenden Blick hatte es schon im Alter von einigen Monaten und seine Pranken waren von Anfang an recht groß. Das Schlagen mit denselben nach der Kaze oder nach einem Menschen übte er schon früh, obgleich er sonst recht zahm und harmlos blieb; nach blutigem Fleisch aber war er stets sehr begierig. In der Gefangenschaft solch ein Tier groß zu ziehen ist besonders schwierig, da ihm die nötige Bewegung fehlt und seine Nahrung zum Teil aus rohem Fleisch besteht. Ich habe gar manchmal sein Arzt sein müssen, obgleich das Eingeben von Medizin durchaus keine leichte Sache war. Viele solcher Tiere gehen auch hier in Indien ein, uns ist es aber mit Gottes Hilfe gelungen, dieses furchtbarste aller Raubtiere so weit groß zu ziehen. Ein Agent, der eigens zum Ankauf wilder Tiere von Deutschland nach Indien gesandt worden war, hörte in Kalkutta von unserem Tiger, kam zu uns herüber, kaufte ihn und nahm ihn gleich mit. Der Kaufpreis aber betrug so viel, daß wir mit demselben fast unsere ganze Reise ins Himalaja-Gebirge bezahlen konnten. So hatte Gott über Erwarten gnädig geholfen, und nach seinem Willen mußte auch einmal ein Tiger der Mission einen guten Dienst erweisen und die Kasse füllen.“

Ein herzliches „Danke schön“

allen lieben Kindern, die wieder gesammelt und eingeschickt haben:

Kinder in Neuenkirchen d. Wfr. Gartenfeld 6,88 und 10,70 M. Jubiläumsgabe der Konf. in Cöthen d. P. Gerlich 31 M. K. & G. d. Emben für die Meisen unter Heiden und Corsten des Wiff. Peters in Töls 56 M. Kinder Steinbüchel d. P. Namelow 11,58 M. Kinder in Dikumer-Viertel d. P. Otto 10,70 M. Schulkind Berent d. P. Telschow 10 M. Sonntagschule Konojab d. Pf. Döbald 12,52 M. Konfirmandinnen Jüllchow d. Wiff. Schwarzer 5 M. Konfirmanden Jüllchow d. Wiff. Griesbach 2 M. K. & G. d. Bochum d. Fr. M. Giede 15 M. Herlikonfirmanden Kbrin d. Fr. Geria Deguin 30 M. Konfirmanden in Ortenburg 6,20 M. Sammelbüchse Rudolf Ruf in Steinhard 3,60 M. Schüler zu Clauspuz d. Lehrer Grimm 5 M. Konfirmanden in Becklingen d. Pf. Kehler 6 M. Kinder in Schlawe d. Wfr. Treichel 4,10 M. Säulinder Wollrothshausen 2 M. Aus Kinders- und Konfirmandensammlung Schlammern d. P. Krommes 10 M. Kindergruß d. P. Richard Burgliedener 3 M. D. P. P. the Ripper Schulkind 8,90 M. Kinder Bietich 2,10 M. Hanna Bietich 3,50 M. Fritz Fiedler 1,90 M. Ernst Schubert und Richard Scheidel 1 M. Schwester Maria Hahn 3,21 M. Fr. Förster 1,80 M. D. Fr. Brand von Ernst Stübchen, Colmar Büchsenammlung 5 M. Missionsbüchse Selene und Kläre Wille, Zweibrücken 3,15 M. Ko. firm. Eventin d. P. Stütgerder 5 M. Büchsenammlung v. Schulkindern in Heiligkreuz d. P. Gents 22,37 M.

Wer Geld einschicken will, tut dies am besten mittels Zahlkarte auf das Konto 7950 Gohnerische Missionsgesellschaft Friedenau bei dem Postcheckamt Berlin NW. 7.

Es grüßt Euch alle herzlich

Euer Missionsinspektor Förtsch.

Der Kindergruß erscheint monatlich. Jede Nummer 1 Pf. Von 30 Nummern an portofrei. Wer etwas zu fragen oder zu wünschen hat und wer abonnieren will, schreibe an den Herausgeber: Missionsinspektor Förtsch, Steglitz, Lindenstraße 5, I.



2. Jahrgang

April 1912

Nummer 4

Ich bin der Herr, dein Arzt.

2. Mos. 15, 26.

So hat unser Gott zum Volk Israel gesagt, als es mit Grauen an die mancherlei Plagen dachte, die über das Aegyptervolk gekommen waren. Ein Trost ist es für die in die Wüste ziehenden Stämme gewesen, daß sie wußten, der Herr will unser Arzt und Helfer sein. Und wie wunderbar hat Gott seinem Volk diese Verheißung erfüllt und nicht nur seinem Volk Israel, sondern allen seinen Kindern. In seinem Sohne, unserem lieben Heiland, hat er der Welt die Liebe offenbart, die zur Hilfe und zur Rettung zwingt und wo Gottes Name geheiligt wird, wo Christen wohnen, da tritt die helfende Liebe aller Not, auch der Krankheitsnot, entgegen. Ist es nicht auffällig, daß alle Völker, die den Herrn nicht kennen, den Krankheiten gegenüber machtlos und wehrlos sind? Ihr habt schon manches gehört von dem Wunderlande Indien mit seinen wunderbaren Baudenkmalern, mit seiner hohen Bildung, mit seinem erstaunlichen Reichtum. Da sollte man doch denken, es wären auch Menschen genug dort, die als Aerzte die Krankheitsnot lindern könnten. Aber nein! Auch die Hindu, diese hochgebildeten Heiden stehen ratlos vor den mancherlei Krankheiten und Seuchen. Woher das kommt? Weil sie vom Aberglauben durchdrungen sind, und weil die Liebe ihnen fremd ist. Der Aberglauben hindert sie, die Krankheit richtig anzusehen. Sie meinen, Krankheit ist nichts natürliches, sondern irgend ein Teufelsstück oder eine von einer bösen Gottheit geschickte Qual. Und weil sie keine Liebe in sich haben, fragen sie auch weiter garnicht danach, wie den unglücklichen Kranken die Schmerzen genommen werden können. Grausame Kuren und törichte Zaubereien, das ist das einzige, was die Heiden gegen die Krankheit

haben. Ihr werdet in der folgenden Geschichte von solchen traurigen Kuren hören. Die Folge davon ist, daß das Krankheitselend unter den heidnischen Völkern ganz furchtbar ist. In Indien sind zum Beispiel in 10 Jahren allein 7 Millionen nur an der Pest gestorben. Das eine Jahr 1907 hat 100 000 Indier an der Pest sterben sehen und in Kalikut, einer Stadt in Südindien, sind in einem Jahre 1200 Menschen von der Cholera dahingerafft worden. „Ist denn keine Salbe in Gilead? Ist denn kein Arzt da?“, so möchte man mit dem Propheten Jeremia klagend fragen? Gewiß, unser Gott sagt: Ich bin der Herr, dein Arzt! Auch dein Arzt, arme Heidenwelt! Wo Gottes Sendboten, die Missionare, hinkommen und die Liebe Gottes verkündigen, da üben sie Liebe an den Kranken, und lehren Liebe und pflanzen Liebe in die harten Heidenherzen und die Liebe schafft Vinderung und Heilung der Krankheit, und der Aberglauben weicht und im Vertrauen auf den Herrn werden die Heilmittel angewandt. Und so wird Gott durch sein Werk der Mission auch der Heiden Arzt. Nicht wahr, liebe Kinder, ihr wollt doch auch das äußere Elend der Heiden gelindert sehen. Da werdet nicht müde, für die Mission zu beten und zu sammeln, damit immer weitere Kreise der Heidenwelt die Verheißung Gottes an sich erfüllt sehen: Ich bin der Herr dein Arzt!

J.

Heidnische „Hilfe“ in Krankheitsnot.

Krankheit wohnt in der ganzen weiten Welt. Aber während wir in unserem Vaterlande Aerzte haben, die den Krankheiten hindernd und heilend entgegen treten, wissen die heidnischen und mohammedanischen Völker nichts von der Heilkunst, und die armen Kranken müssen oft viel von Quacksalbern leiden. Die Arzneien

der morgenländischen Gesundmacher sind immer recht eigenartig, meist dazu ekelregend. In einer chinesischen Stadt lebt eine berühmte Gesundmacherin, die verschreibt kleinen kranken Kindern, lebendige Spinnen zu verschlucken. Auch berordnet sie bisweilen, daß der ganze Körper mit Nadeln verstoßen werde. In Indien legt man Menschen, die entzündete Augen haben, Alaun oder Pfeffer in die Augen; daß Erblindung unter schrecklichen Schmerzen meistens die Folge ist, braucht gar nicht erst gesagt zu werden. Koreaner verordnen gekochte Späne von einem Sarg als ein ausgezeichnetes Mittel gegen Katarrh. Wenn sonst etwas weh tut, sticht man mit heißen Nadeln in die Füße und Hände, damit die bösen Krankheitsgeister einen Ausweg finden. Ein chinesischer Arzt meinte neulich, das beste Mittel gegen die Schlafkrankheit sei, dem Kranken Fliegen ins Ohr zu stecken. Sieben Bänzen, die in Gerstenwasser eingenommen werden, sollen sehr gut sein gegen Schüttelfrost.

In Nord-Indien legt man ölburchtränkte Leinwand auf die schmerzende Stelle und zündet sie dann an; das gibt eine tüchtige Brandwunde und wenn sie verheilt ist, dann muß der Schmerz auch weg sein. Da könnte man noch manche eigenartige Heilkur aufzählen. Aber das wenige genügt wohl schon zu zeigen, daß die armen Kranken unter den Heiden viel von den Gesundmachern auszuhalten haben. Und dazu kommt noch, daß sie von bösen Zauberern und Priestern viel betrogen und bestohlen werden.

Da kam eines Tages zu einem eingeborenen Prediger in Sumatra ein Mann, der sehr über Rückenschmerzen klagte. Er wollte Medizin haben, und er bekam sie auch. Aber es wollte sich nicht sofort bessern. Der kranke Mann sollte also zu dem Missionar nach Sipingot gehen und dort Hilfe suchen. Sobald der mohammedanische Lehrer davon gehört hatte, riet er dem Kranken sehr davon ab.

„Es ist viel besser für dich“, sagte er zu ihm, „wenn du zu dem Oberpriester nach Si Pagimbar gehst und ihn um Medizin bittest; alle, die er in Behandlung gehabt hat, sind gesund geworden.“

Der Kranke ließ sich beschwären und machte sich auf den Weg. Er schleppete sich richtig bis nach Si Pagimbar und klagte dem Oberpriester dort sein Leid. Der tat gar nicht verwundert über seine Krankheit und hielt dem Manne eine lange Strafpredigt: „Siehe, du bist nicht treu genug gewesen im Verrichten deiner Gebete und im Bezahlen deiner Abgaben, darum bist du krank. Aber wenn du fünf Gulden bezahlst (8 Mark), werde ich dir die rechte Arznei verschreiben und du wirst bald von deiner Krankheit geheilt sein.“

Der Priester nahm also eine Flasche und machte allerlei Beschwörungen darüber. Dann gab er sie dem Patienten und sagte etwa folgendes: „Wenn es am nächsten Mittwoch regnet, dann läßt du die Flasche volllaufen mit Regenwasser. Davon trinkst du dann jeden Tag einige Male.“

Der Kranke bezahlte seine fünf Gulden und machte sich mit seiner kostbaren Flasche auf den Weg.

Mit Sehnsucht erwartete er den Mittwoch, und als es Mittwoch war, wartete er auf den Regen. Aber — der Regen blieb aus. Nun wartete er abermals acht Tage, bis es wieder Mittwoch wurde, und richtig, da kam denn der vom Oberpriester verheißene heilbringende Regen. Schnell stellte er seine Flasche auf und ließ sie volllaufen. Das sahen auch andere, und

es dauerte nicht lange, so kam eine ganze Anzahl Leute, mit Flaschen bewaffnet. Sie wollten auch etwas von der Wunderarznei haben. Sie brachten ihre Flaschen mit der von dem Oberpriester bezauberten in Berührung und ließen sie dann ebenfalls voll Regenwasser laufen. Und dann tranken sie alle von der Wunderarznei, ganz wie es der Oberpriester vorge-schrieben hatte.

Aber bei dem Kranken wurde es eher schlimmer als besser. Was sollte er tun? Weil ihn der mohammedanische Lehrer so bedrängte, so unternahm er noch einmal die beschwerliche Reise und klagte dem Oberpriester aufs neue sein Leid. Dieser aber ließ sich nicht verblüffen. Er wußte Rat.

„Ja“, sagte er zu ihm, „hättest du mir damals deine Krankheit so erklärt wie jetzt, dann wärest du längst gesund: Nicht der am Mittwoch fallende Regen, sondern der vom Freitag ist heilbringend für dein Leiden!“

Diese ärztliche Beratung kostete abermals fünf Gulden. Nach Hause zurückgekehrt, wartete der arme Patient noch länger als zuvor auf den heilbringenden Freitagregen. Schließlich kam er auch. Aber die Heilwirkung blieb natürlich aus!

Ob der arme Kranke noch ein drittes Mal die Reise zu dem Wunderdoktor unternommen hat, wird nicht berichtet.

Ein anderer von dieser Sorte „heiliger Männer“ betrieb seine Wunderkuren noch plumper. Jeder, der bei ihm Hilfe suchte, mußte zunächst seinen Kopf in den Schoß des heiligen Mannes legen. Dieser legte ihm dann seine Hände auf den Kopf und murmelte einige mohammedanische Gebetsformeln, die der Patient natürlich nicht versteht. Dann bekommt der Kranke den wohlgemeinten Rat: „So, jetzt gehst du zu dem Pandita (eingeborenen Prediger) und erklärst ihm genau deine Krankheit, dann wirst du die rechte Arznei erhalten, die dich wieder gesund macht.“ Für diesen Rat mußte der Kranke 2½ Gulden bezahlen.

In der Regel allerdings versucht erst der Heide gar nicht, ein Heilmittel zu suchen, weil er der Meinung ist, die Schmerzen kommen von einem bösen Geist, der vertrieben werden muß, oder von einem Gott, der durch Opfer versöhnt werden will. Dazu will ich noch zwei Beispiele erzählen.

In einem Dorf auf Sumatra war die Cholera ausgebrochen, jene furchtbare Krankheit, die jährlich so viele Opfer fordert. Die Bewohner des Dorfes waren in ihren heidnischen Anschauungen der Meinung, daß böse Geister es seien, die die Kranken quälten. Und darum wurde zur Vertreibung der Cholera folgendes Mittel angewendet: Die Bewohner des Dorfes machten einen fürchterlichen Lärm, wie er in einer mörderischen Schlacht nicht ärger sein könnte. Alle alten verrosteten Gewehre wurden wieder herbeigesucht und es wurde geschossen, so viel nur aus den Flinten herausging. Dazwischen wurden die heidnischen Gottesdienst-Trommeln geschlagen und Hunderte von Leuten mußten auf Kommando mit Holzschellen auf die Pfosten des Hauses los schlagen, in dem die armen Kranken lagen. Auch Frauen und Kinder mußten mithelfen, indem sie ein Mark und Wein durchdringendes Geheul hervorstießen. Durch alles das sollten die Cholera-Geister verschreckt werden.

Weit schrecklicher ist es, wenn das arme abergläubische Volk durch Opfer und Selbstquälerei den Zorn der Krankheitsgötter besänftigen will. In Südindien hatten die Poden viele dahingerafft. Nun kam das Volk in Ummangelam zusammen, um der furchtbaren Podengöttin ein großes Fest zu feiern. Hören wir, was der Missionar erzählt, der jenes schreckliche Treiben mit angesehen hat.

„Trommeln und Lärmen auf der Straße. Da kommen sie heran, die Hunderte und Tausende von Festpilgern, Männer, Frauen, Kinder, die Armeren zu Fuß, die Reichen im schwerfälligen Ochsenwagen, und dann die Abordnungen aus den umliegenden Ortschaften, die Dorfheiligen, die Helden und Heldinnen der Frömmigkeit. Durchdringend, weiterschallend tönen die Trompeten, dumpf rasseln die Trommeln. Schweigend kommen je 8–12 Männer und ebenso viel Frauen einher. Leblos, entgeistet sind die Züge. Die müde Hand stützt und hält das sogenannte Katwadi, ein halbkreisförmiges, mit grünen Blättern ausgeschmücktes Traggestell für Opfergaben, das jedem auf der Schulter ruht. Tief in die nackte Brust und den Rücken ist eine Unzahl silberner Nadeln eingespießt und den Frauen, die nur mühsam in gebrochener Haltung sich weiterschleppen, hat man einen Silberpfeil mitten durch beide Wangen gebohrt und außerdem Unter- und Oberlippe durchstoßen. Aber damit noch nicht genug. Die Podengöttin muß noch mehr Qual sehen: So hat man dann in das Rückenfleisch eines Mannes und einer Frau je zwei große Eisenhaden getrieben, daran dünne Seile befestigt, um damit einen kleinen, mit buntem Flitterkram behängten Wagen ziehen zu können! Der Weg wird sandig. Tie-

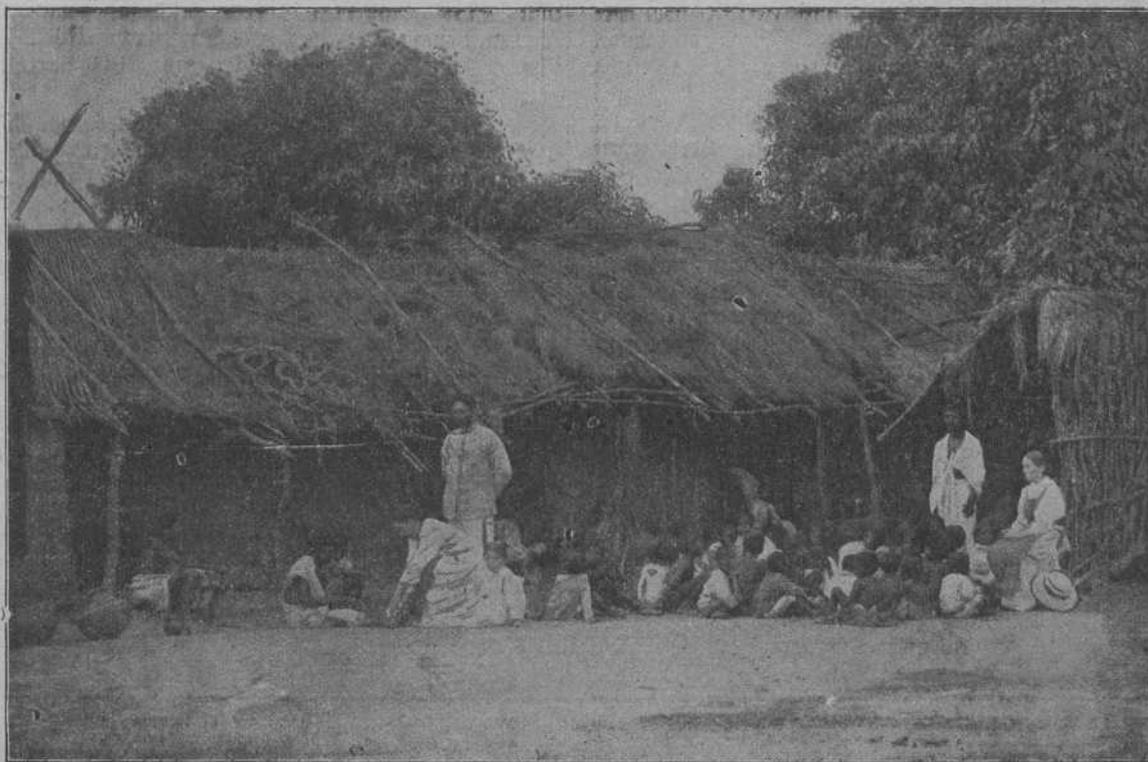
fer sinken die Räder. Die Seile sind straff gespannt. Wie, wenn jetzt beim letzten Ruck das Fleisch in Stücken vom Körper gerissen würde? Doch es geht weiter. Der Tempel ist nicht mehr fern. Begeistert und fanatisch glänzen die Augen der Menge! Immer lodender, betäubender rasseln die Trommeln! Böllerschüsse dröhnen vom Festplatz herüber. Die Massen brechen in jubelnde Schreie aus. Und auf dies wirre Durcheinander, dies tobende Auf und Nieder wirft die Sonne ihre sengenden Strahlen. Ist es da noch ein Wunder, wenn einzelne der mit Wunden über und über bedeckten Menschen sinnlos oder besessen werden? Wenn ihr Blick wie der Blick von Tieren wird, wenn ein Zucken durch den Körper geht, wenn sie mit verzerrtem Gesicht und zitterndem Leibe zu tanzen beginnen? In teuflischem Wahnsinn eilen sie vorwärts, dem Tempel zu. Und dort steht der Priester, der sie segnet! —“ Und wenn am andern Tage die Menschen ernüchert nach Hause gehen, dann — wandern die Poden mit! Die Seuche hat trotz aller Selbstquälerei nicht aufgehört.

Das mag genug sein, liebe Leser! Soviel ist uns wohl klar geworden, helfen können sich die Heiden nicht. Ihnen muß geholfen werden, geholfen durch die Predigt von der ewigen Liebe. J.

Der Missionar als Arzt.

Von Missionar Eckert in Chainpur.

In meinem ganzen Leben ist mir noch nie solche Ehre zu teil geworden, als ich sie gestern und vorgestern genießen durfte. Nämlich ein sogenannter



Der Missionar bei den Kranken.